Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung.

Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens

von

Heinrich Wuttke.

Zweite bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Joh. Wilh. Krüger.
1875.

Preis 4 Mark.

Von demselben Verfasser erschien:

Wuttke, H., Ueber die Gewißheit der Geschichte. (Universitätsschrift zu Wachsmuth's Professor=Jubiläum.) 4. 1865. Leipzig, Edelmann.

—, **Geschichte der Schrift und des Schrifttums** von den rohen Anfängen des Schreibens in der Tatuirung bis zur Legung elektromagnetischer Drähte. Leipzig, Roßberg. I. Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schrifttum der nicht alfabetarisch schreibenden Völker. 1872. Abbildungen dazu, I. Heft. 1873.

—, **Religion und Staatsidee in der vorchristlichen Zeit** und die Frage von der Unfehlbarkeit der biblischen Bücher in der christlichen Zeit. Aus dem Nachlasse Karl Adolf Menzel's herausgegeben mit einer Lebensbeschreibung K. A. Menzel's. (Mit dem Bilde Menzel's.) 1872. Leipzig, Ernst Fleischer.

—, De Thucydide, scriptore belli Peloponnesiaci. P. I [1838] 1839 II 1841. Breslau, Friedländer.

—, **Die Kosmographie des Istrier Aithikos im lateinischen Auszuge des Hieronymus.** Aus einer leipziger Handschrift zum erstenmale herausgegeben. (Mit einer Schrifttafel und einer Karte. Zweite Ausgabe 1854.) Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. Daraus besonders abgedruckt:

—, **Die Echtheit der Kosmographie des Aithikos geprüft.** 1854. Leipzig, Dyk.

—, **Ueber Erdkunde und Karten des Mittelalters.** (Mit 7 Tafeln Karten.) 1853. Leipzig.

—, **Zur Geschichte der Erdkunde im letzten Drittel des Mittelalters.** Die Karten der seefahrenden Völker Südeuropas bis zum ersten Druck der Erdbeschreibung des Ptolemäos. Mit 10 Tafeln enthaltend 14 Karten ganz oder theilweise. Dresden, 1871.

—, **Wilhelm I. von Oranien, der Begründer der niederländischen Freiheit.** Aus dem Nachlaß Karl Ludwig Klose's mit einer Würdigung des Oraniers, einer Lebensbeschreibung Klose's, seiner Fotografie und dem Bildniß des Oraniers. 1864. Leipzig, Friedrich Fleischer.

—, **Die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens** vornämlich unter den Habsburgern I (1841) 1842, II 1843. Leipzig, W. Engelmann.

—, **Abfertigung des Dr. Karl Gustav Kries.** (1842) 1843. Leipzig, W. Engelmann.

—, **Die schlesischen Stände, ihr Wesen, ihr Wirken und ihr Werth in alter und neuer Zeit.** 1847. Leipzig, J. F. Hartknoch.

—, **Ueber das Haus- und Tagebuch Valentin Gierth's** und die Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg. 1838. Breslau, W. Friedländer.

—, **Ueber die Unächtheit des angeblichen Gierth'schen Tagebuches.** 1869. Breslau, Korn.

—, **Die Versuche der Gründung einer Universität in Schlesien.** 1841. Breslau, Korn.

—, **Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung** mit einer Abhandlung über Wolff. 1841 Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung.

—, **Persönliche Gefahren Friedrich des Großen im ersten schlesischen Kriege.** 1841. Leipzig, W. Engelmann.

Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung.

Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens

von

Heinrich Wuttke.

Zweite bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Joh. Wilh. Krüger.
1875.

Vorwort zur zweiten Auflage.

„So schreibt man ein Testament" sagte in lebhafter Erregung ein geistreicher berliner Schriftsteller, welcher zur Zeit der ersten Ausgabe dieser Schrift, kurz vor dem Beginn des Krieges von 1866 in Leipzig sich befand, als er sie las. Insofern hatte er Recht, als ich mir klar bewußt gewesen war, wie sehr ich mir und dem Rufe meiner andern Bücher durch diese Veröffentlichung schaden werde. Denn: wie's in den Wald schallt, schallt es wieder heraus. Nur darauf durfte ich fortan rechnen, daß besonders einsichtsvolle Schriftsteller inne werden würden, wie bei all' dem Schlimmen, welches diese Schrift an's Licht zieht, und so tief ich die Sonde stieß, mir fortwährend angelegen war das Recht und die Bedeutung der Zeitungsschreiber hervorzuheben. Ist doch der Kern dieser Schrift, daß eine Hauptursache der vorhandenen Uebelstände in der schlechten Stellung zu suchen ist, in welcher die allermeisten deutschen Schriftsteller sich befinden, und daß diese Ungebür zum größten Schaden unserem Volke gereicht. Meinen Vortheil im Auge, wie würde ich mich zur Herausgabe dieses Büchleins entschlossen haben? Ich wollte meinem Volke nutzen. Auf keinen Gewinn zielend bestimmte ich deshalb auch seinen Preis thunlichst billig auf die Hälfte des sonst üblichen Satzes.

Am Ende des ersten Jahres waren blos 303 Abdrücke gekauft. Das hieß: die Wirkung war verfehlt, denn eine Flugschrift (und als solche erschien das Dargebotene) ist tod, wofern sie nicht in ihrem ersten Jahre einschlägt. Ich mußte mir aber sagen, daß wenn eine ebensolche Schrift in Paris erschienen wäre, die den Schleier zerreißt, welcher das Getriebe des Zeitungswesens bedeckt, die für die Leser, nur die Eingeweihten abgerechnet, lauter Enthüllungen vorbringt, die dem Volke bekannt macht, ihm zum erstenmale zu wissen thut, wie es

Tag für Tag belogen und betrogen, hin- und hergerissen wird, daß eine solche Schrift dort verschlungen worden wäre und massenhafte Ausbreitung gefunden haben würde. Ich sagte mir demzufolge: die Deutschen sind durch das fortgesetzte arge Treiben eines großen Theils der Presse bereits dermaßen irregeführt und verduselt, daß es gegenwärtig verlorene Mühe wäre, ihnen da, wo die Magie der Worte sie in Täuschungen gefangen hält, richtigere Vorstellungen zuführen zu wollen, die sie von den eingeredeten Einbildungen befreien. Würde selbst mit Engelszungen zu ihnen gesprochen, jedoch wider ihren Wahn, sie würden sich dagegen die Ohren verstopfen. Die Geschichte zeigt uns ja lange Zeiträume, in denen die Völker auf nichts hörten, dessen Klang disharmonisch zu den Tönen sich verhielt, an die sie sich gewöhnt hatten. Erst nachdem der eingetretenen Verhältnisse Folgen in aller Schwere auf dem Volke gelastet, erst wenn die Umgarnten Leidenszeiten durchgelebt haben werden, erst dann wird es sich die Augen reiben und hernach aufbäumen diejenigen verfluchend, die es dahin gebracht hatten. Alsdann aber werden meine Tage längst vorüber sein. So legte ich denn als Publizist die Feder nieder und habe seitdem nichts mehr was das jetzige öffentliche Treiben anging geschrieben, sondern die von Amtsgeschäften übrigen Stunden blos der Vollendung unternommener Werke der reinen Gelehrsamkeit gewidmet, von denen inzwischen auch 1872 der erste Band einer Geschichte der Schrift und des Schrifttums herauskam. Eduard Pelz (der vormalige „Treumund Welp") schrieb mir über mein Zeitungsbüchlein 1866: „Wenn das nicht zur lebhaftesten Reform aufrüttelt, dann muß Deutschland aufgegeben werden" — und drei Jahre später schrieb der berliner Geschichts-Professor Köpke an einen gemeinschaftlichen Freund: **„Spurlos** ist Wuttke's Schrift vorübergegangen".

So schien es, dennoch war es nicht ganz der Fall. Schon im Jahre 1867 erschien eine auf mein Büchlein gestützte, dies auch offen ansagende Schrift von Josef Lukas „die Presse, ein Stück moderner Versimpelung", von der noch im selben Jahre eine zweite Auflage nothwendig wurde. Nach und nach empfing ich eine Anzahl Briefe von bis dahin mir unbekannten Männern, welche mir ihre Zustimmung in höchst schmeichelhafter Weise kundgaben. Mancherlei von demjenigen, was ich auseinander gesetzt hatte, drang

allmälich in Zeitungen ein; ja man berief sich sogar ausdrücklich auf mich. Ein seiner politischen Ansicht nach im entgegengesetzten Lager kämpfender junger Gelehrter hielt im siebenten Jahre nach dem Erscheinen meiner Schrift in einem handelswissenschaftlichen Vereine zu Dresden einen Vortrag über das Zeitungswesen, in welchem er mir Schritt für Schritt folgte, und hat seine desfalsigen Ansichten so eben in den „Bildungsblättern für unser Volk" (Unsere Zeitungen von Dr. Karl Roscher 1873) schwarz auf weiß gegeben.

Immer noch wurden Abdrücke gekauft, insonderheit viele in social-demokratischen Kreisen, bis endlich die Auflage verzehrt wurde. Es begegnet wol selten einer Flugschrift, daß sie viele Jahre im Buchhandel besteht. Langsam fand mein Schriftchen Eingang.

Nun verlangten Mehrere von mir eine neue Auflage. Derselbe alte, vielerfahrene Freund, der im Jahre 1866, nachdem ich die in den letzten Monaten des Jahres 1864 abgefaßte Schrift noch nicht hatte zur Veröffentlichung bringen können, mich drängte, sie auf eigene Kosten drucken zu lassen, der mir das Geld dazu vorschoß und einen den Vertrieb übernehmenden Buchhändler verschaffte, derselbe warnte mich jetzt nachdrücklich vor abermaliger Herausgabe, weil sie bei der gegenwärtigen Lage mir selber und meinen ferneren Werken allzuvielen Nachtheil zuziehen werde. Er räth gewiß gut. Ich sehe das ein — begreife, daß es unter den veränderten Verhältnissen von heute sogar gefährlich geworden ist, sich auszusprechen — und folge ihm dennoch nicht. Die Schrift wird verlangt und in diesem Umstande erblicke ich eine Art von Verpflichtung sie zu liefern. So neu ist zwar ihr Inhalt nicht mehr wie 1866, da seitdem Vieles aus ihr in die allgemeine Kenntniß übergegangen ist. Wer, außer den wenigen Eingeweihten, wußte denn damals etwas von dem „Preßbureau", obschon es lange Jahre bereits eine große Einwirkung ausgeübt hatte? Aus meiner Schrift erfuhr man sein Dasein. Eine neue Auflage könnte heute überflüssig erscheinen. Diesen oder jenen wird sie aber doch wol zum eigenen Nachdenken bewegen und mehr bezwecke ich nicht.

Ungern unterbrach ich Studien schwerer Gelehrsamkeit eine Weile, denn ich mußte nun die Darstellung doch bis zur Gegenwart fortführen. Eine unerwartete Schwierigkeit trat mir dabei entgegen. Wie die Schrift erschien, vor dem inneren Kriege in

Deutschland, gehörte sie ihrer Zeit an, der eine andere gefolgt ist. Die alte Fassung mochte ich nicht zerbrechen noch an eine Umformung gehen; hinzuzufügende Einzelheiten aus den letzten Jahren nachträglich mitzutheilen, schien mir die Rücksicht auf die Leser zu verbieten. So schlug ich einen Mittelweg ein: gab die ganze Schrift, wie sie vor Jahren vorgelegt worden, fügte jedoch einschlußweise Nachträge aus späterer Zeit in den Zusammenhang, in den sie gehören, und benachrichtige sogleich den Leser, daß er in den zehn ersten Abschnitten die alte Schrift von 1866 mit Zusätzen thatsächlichen Inhalts aus den Jahren 1866—1873, die fast alle auf den ersten Blick als solche kenntlich sind, erhält. Fortgeführt habe ich sodann das Ganze bis zur Gegenwart. —

„Ich habe Ihre Schrift gelesen; ist denn wirklich alles so wahr, wie darin steht?" sprach zu mir ein berühmter Gelehrter in einem dem meinigen fernen Gebiete, der mir die Ehre seines Besuches erwies und mit diesen Worten ganz gewiß mich nicht verletzen wollte. Ich entnehme mir aus seiner Frage die Lehre, daß ich einige Bezeugungen nöthig habe.

Die Gelehrten des XVI., XVII. Jahrhunderts pflegten ihren Werken Lobsprüche und Empfehlungsbriefe anderer namhafter Schriftsteller vorzudrucken; ich ahme diese abgekommene Sitte nach, nicht um des Lobes willen, nicht aus Eitelkeit, sondern um einiges Vertrauen einzuflößen.

Herr Buchhändler Vieweg, der selbst eine Zeitung besaß und aufgab, schrieb an mich, den ihm Unbekannten: „Jeder ehrliche Mann, der mit dem Zeitungswesen zu thun gehabt hat, ist in der Lage, jede Zeile als die reine Wahrheit unterschreiben zu müssen. Sie erweisen mit dieser Publikation dem durch die blühende Korruption leider so erfolgreich irregeführten Publikum einen nicht hoch genug anzuschlagenden Dienst."

In der „Constitutionellen Zeitung" Siegels in Dresden, der in politischen Fragen den entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, hieß mein Buch „eine überaus schätzenswerthe und hochwichtige Arbeit, eine Arbeit, die in raschen und scharfgezogenen Strichen uns ein treues Bild von der Natur und dem Geist unserer Tagespresse vor Augen stellt. Man würde dem Verfasser ein entschiedenes Unrecht thun, wollte man ihm nicht seltene Fachkenntniß, Schärfe der

Beobachtung und glänzende Darstellungsweise einräumen; nur Schade, daß sich in allem zugleich eine politische Anschauungsweise und Parteinahme erkennen läßt, die uns nicht unbefangen und jedenfalls etwas überlebt erscheint. Abgeklärt davon, dürfte die Schrift in ihrer Art einen wahrhaft klassischen Werth zu beanspruchen berechtigt sein." Kein höheres Lob konnte ich begehren, als welches in diesem Ausspruch eines ehrlichen Gegners liegt.

In der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" vom 31. Oktober und 1. November 1867 war gesagt, daß man dem Inhalt „im Großen und Ganzen durchgehends beistimmen und die erbrachten Thatsachen und Verhältnisse nach jeder Richtung hin als wahr und richtig geschildert anerkennen" müsse. „Das Bild, welches Wuttke auf Grund mehr als zwanzigjähriger Beobachtungen und auf der Basis einer Detailkenntniß entwirft, in der ihm kaum jemand gleichkommen dürfte, mag für die dünkelhafte Suffisance eines großen Theils der deutschen Journalisten tief herabstimmend sein, allein es ist wahr, treffend wahr bis in seine kleinsten und feinsten Striche gezeichnet. Referent darf sich zu einem solchen Ausspruche competent und befugt erachten, denn es handelt sich hier um Zustände, Verhältnisse und Persönlichkeiten, die ihm aus einer nahezu zwanzigjährigen Praxis selbst in all ihren Mängeln genau bekannt sind; er freut sich von ganzem Herzen, daß jemand den Muth gehabt hat, hier einmal offen mit der Sprache herauszugehen, mit welcher gewissenlosen Leichtfertigkeit, mit welch' stümperhafter Ignoranz, mit wie geringer geistiger Selbstständigkeit seinen journalistischen Bedürfnissen, wenige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, zu genügen gesucht wird. Das „„Todschweigen"" des Wuttkeschen Buches in der deutschen Tagespresse erklärt sich hiernach von selbst; es ist aber zugleich seine beste Empfehlung." Und weiterhin: „Wer die Dinge kennt, wie sie sind, wird jeden Satz, jede Zeile, jedes Wort dieser Expektoration als zutreffend unterschreiben müssen."

Mehr aus den mir vorliegenden Aeußerungen mitzutheilen dünkt mir überflüssig. Nur Eines halte ich zu bemerken noch für nöthig, da leicht ein Fernstehender meinen dürfte: die königliche Leipziger Zeitung und ein alter Ordinarius der Universität Leipzig — da versteht es sich von selbst, daß dieser von ihr gerühmt wird

und folglich bedeutet das letzte Urtheil nichts. So steht es jedoch keineswegs. Im Gegentheil ist grade auf diese Beistimmung ein vorzugsweiser Werth zu legen, wie man aus folgenden Angaben ersehen wird. Im Mai 1848 trugen mir zwei sächsische Minister nach einander die Herausgabe dieser königlichen Leipziger Zeitung an; ich lehnte beidemale ab. In diesem Jahre, vielleicht auch im folgenden, gab ich einige Aufsätze und Nachrichten in sie, seit dem sächsischen Verfassungsbruche keine mehr, nur einige bezahlte Anzeigen, deren Aufnahme überdies ein paarmal verweigert worden ist. Bei Einrichtung der „Wissenschaftlichen Beilage" wurde ich, ein 48er, der treu geblieben ist, auch nicht zur Mitarbeiterschaft, gleich den meisten Professoren der Universität, aufgefordert, und von den zahlreichen Schriften, die ich von 1850 bis 1865 drucken ließ, hatte die Leipziger Zeitung meines Wissens keine einzige dem Lande angezeigt. Sechzehn Jahre hindurch, bis zum Erscheinen dieser Anzeige, hatten Sachsens Bewohner durch die Landeszeitung von meinem Vorhandensein weiter nichts erfahren, als daß ich einigemale das Amt eines Dekans und eines Prokanzellars auf ein Jahr zu führen habe. Mein Name war sonst in ihr nicht genannt worden.

Um dem Leser zu beweisen, daß ich ihn keineswegs zu bestechen trachte, enthalte ich ihm auch nachtheilige Beurtheilungen nicht vor. Dr. Adolf Silberstein ließ sich am 21. Oktober 1868 in einer Vorlesung, welche gedruckt erschien, nachdem er wol manches zum Lobe meiner Schrift vorgebracht, dahin aus, ich hätte mich „selbst vom Dämon der Feder zu Ungerechtigkeiten verleiten lassen, um die Leser zu reizen. Andernfalls besaß er (d. h. ich) nicht Menschenkenntniß genug, wovon ein Jüngerer nicht gut sprechen darf." Dr. Silberstein, kürzlich erst von der Universität abgegangen, lebte noch in den Auffassungen der Jugend, die vielfach ihr Inneres in der Außenwelt abgespiegelt glaubt. Ich würde mich freuen, wenn er nach so viel Jahren noch in seinen idealen Vorstellungen leben sollte, befürchte aber, daß er zu der leidigen Erkenntniß gereift ist, wie weder alle Verhältnisse noch alle Schriftsteller so beschaffen sind, wie sie ihm gefallen würden. Mußte er doch nicht lange nach jener Vorlesung die Erfahrung machen, daß er im leipziger Schauspielhause ohne gerechten Grund von einem Schauspieler gemißhan-

delt wurde und daß zwar der Bühnenleiter Laube, im Bewußtsein schriftstellerischer Ehre, diesen Schauspieler entließ, der von Silberstein früher verhimmelte Gottschall hingegen im leipziger Tageblatte jenen Schauspieler gewissermaßen in Schutz nahm.

Herr Geheime Hofrath Ritter Dr. Gottschall besprach ebenfalls meine Schrift in den von ihm herausgegebenen „Blättern für litterarische Unterhaltung" 1867, 28. Februar. Drei, vielleicht vier Stellen mußten ihm zum Anstoß gereichen. Er lieferte eine sehr kunstvolle Anzeige, in der alles berechnet ist. Sein Urtheil lautet: „Ohne Zweifel sagt er (d. h. ich) viel Richtiges und trifft oft den Nagel auf den Kopf, doch wie soll sich der Leser ein objektives Gesammtbild unserer journalistischen Zustände entwerfen nach einem Bericht, der eingestandenermaßen nur die Schattenseiten heraushebt und die Lichtseiten verschweigt? Das hätte mindestens auf dem Titel angedeutet werden müssen, um nicht arglose Leser in's Garn zu locken." Nun auf dem Titel stand gedruckt, daß ich nur einen „Beitrag" liefere, mithin nicht alles zu Sagende, und die erste Seite zeigte an, welcher Art dieser Beitrag ist. Folglich habe ich keinen „Leser in's Garn gelockt." „Unbefangene Abwägung" sprach Herr Geheime Hofrath Gottschall mir „von vorn herein" ab und nennt weiterhin die einzelnen Darstellungen „übertrieben", „einseitig". Das könnte ich hingehen lassen, aber sein Scharfsinn witterte verschiedene persönliche Gründe heraus, die mich zur Abfassung veranlaßt haben sollten. Meine „Verstimmung" rühre „offenbar aus persönlichen, möglicherweise berechtigten Gründen, vielleicht wegen der geringen kritischen Beachtung, die seine eigenen verdienstlichen Schriften gefunden", und ähnliches anderswo. Weiter erklärt er sich die ganze Schrift daraus, daß in mir „eine fanatische Ader" sei, überschreibt auch seinen Aufsatz: „Ein Journal-Tiger". Mir steht es wol zu, die Erklärung zu geben, daß jene von ihm vorausgesetzten persönlichen Gründe nicht im allermindesten Antheil an der Abfassung dieser Schrift gehabt haben, darüber ob ich ein Fanatiker bin oder ein Mann, der unbeirrt von den Tagesströmungen und von Rücksichten des eigenen Vortheils Recht, Wahrheit und Ideal besonnen vertritt, zu entscheiden, wird Sache des Lesers sein. Sollte nach Durchlesung der ersten zehn Abschnitte, welche Gottschall vorlagen, ihre Ueberzeugung jetzt oder in Zukunft

zu meinen Gunsten ausfallen, so würde Gottschall's Urtheil wider ihn ausschlagen und er hätte sich selber gezeichnet als angekränkelt von der Fäulniß seiner Zeit.

An einem „uns zufällig bekannten Fall" will ferner Herr Geheime Hofrath Gottschall auch deutlich erkennen, daß meine Angaben „wenn auch unabsichtlich durch meinen Feuereifer gefärbt" seien. Hätte es irgend ein Andrer gesagt, so ließe ich es wahrscheinlich ruhig bei Seite. Da es aber Gottschall sagt, in dem ich einen Schriftsteller von ungewöhnlicher Begabung, Geist und vorzüglichem Darstellungsvermögen schätze, so darf ich nicht verschweigen, daß Gottschall selbst in der angezogenen Stelle mit Namennennung empfindlich berührt worden war. Trotzdem will er nun gleichwie ein Unbetheiligter die Zeugenschaft antreten. Es ist ein Fechterstreich, auf die Unkunde seiner Leser berechnet. Er möchte aus dem Vorgang persönliche Beweggründe meinerseits herausspüren, die um so weniger bestanden haben, da die Partei, deren Wortführer ich war, die Partei, welche der entgegengesetzt war, zu der er hielt, mir nach dem ersten Unterliegen gedankt und nach der Niederlage zuletzt gesiegt hat. Nur gezwungen möchte ich auf das Nähere eingehen, weil der ganze Handel abgethan ist und ich nothwendigerweise auch vieles aufrühren müßte, was noch Andere schwer träfe. Noch leben Zeugen und Männer von Ruf, in angesehener Stellung, deren Aussagen höchst ungenauen, sehr Wesentliches auslassenden, nachträglich abgefaßten Protokollen entgegengehalten werden können. Indeß liebe ich nicht unfruchtbaren Streit aufzuwirbeln. Um Persönlichkeiten nicht unnütz zu verletzen, hatte ich von einer Vorkommenheit geschwiegen und gehe auch jetzt darüber hin.

Geschieht es zur Beschönigung der Reclame, daß Gottschall, der gegenwärtige Vorsitzer des Schillervereins in Leipzig, in dieser Anzeige Schiller als einen, der Reclame trieb, hinstellt? Einer der Gründer und anderthalb Jahrzehnte Vorsitzer dieses Vereins will ich das Wort zur Vertheidigung Schiller's nicht schuldig bleiben. Gottschall beruft sich auf einen die Besprechung der „Horen" in der Jenaischen Litteraturzeitung betreffenden Brief Schiller's an Göthe: „Cotta wird die Kosten der Rezension tragen und die Rezensenten werden Mitglieder unserer Societät (welche die Horen herausgaben) sein. Wir können also so weitläufig sein, als wir wollen, und loben

wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß." Dazu sagt Gottschall: „War das nicht Reclame längst vor dem Jahre 1821? Und glaubt Herr Wuttke, daß die anständigen Blätter der Gegenwart z. B. die „Blätter für Litterarische Unterhaltung" (welche Herr Gottschall leitet) „trotz der geringen Meinung, die er von ihnen zu hegen scheint, sich je auf ein ähnliches Abkommen einlassen würden?"

Glücklicherweise sind die Briefe Schiller's an den Herausgeber der gedachten Litteraturzeitung, Professor Schütz erhalten und sie beweisen, daß Schiller als anständiger Mann sich verhalten hat.

Er benachrichtigt, Jena 30. September 1794, Schütz von der Unternehmung der „Horen" und von deren Mitarbeitern. Die Größen der damaligen Zeit hatten ihre Mitwirkung zugesagt. Schiller nennt die ersten Namen und hofft auch noch auf Kant. Er wünscht, um nichts zu unterlassen, was eine Schrift dieser Art in baldigen Umlauf bringen kann, daß jedes Monatstück, „so bald es erscheint und so vortheilhaft als mit einer strengen Gerechtigkeit bestehen kann, in der A. L.-Z. angezeigt werde." Es dürfe nicht so leicht sein wegen Mannichfaltigkeit der Materien, die in den „Horen" zur Sprache kommen sollen, geeignete Beurtheiler zu finden. Bedeutende Mitarbeiter der Litteraturzeitung arbeiten auch an den Horen Es sei für beide vortheilhaft, daß an den „Horen" Betheiligte die Anzeigen machten. „Es verstände sich von selbst, daß der Rezensent eines Stücks an diesem Stück nicht mit gearbeitet haben dürfte". Und am 12. November 1794 schrieb er an Schütz: „Die Rezension selbst würde ich bitten zwischen Ihnen, Herrn von Humboldt, Fichte, Körner und mir zu vertheilen." Gab es damals bedeutendere Beurtheiler? Schiller, Fichte, Humboldt, der ältere Körner und der Herausgeber Schütz selbst! Es sollte (wie der Brief an Schütz besagt) jedes Vierteljahr eine Anzeige erscheinen und (wie der Brief an Göthe besagt) für die Anzeige viel Raum in Anspruch genommen werden: das war mehr als im Haushalt der Zeitung liegen konnte und hätte anderen Anzeigen den Platz verkürzt. Das ging nicht an. Wenn es geschehen sollte, so mußten die Schütz'schen Hefte, in denen doch Anderes nicht vernachlässigt oder gar übergangen werden durfte, um so viel stärker ausfallen als Raum für die „Horen" in Anspruch genommen wurde und diesen erhöhten Aufwand zu tragen

konnte man doch unmöglich Schütz zumuthen. Um über diesen Anstoß hinwegzuhelfen, fügte Schiller hinzu: „die Papier- und Druckkosten erbietet Cotta sich zu tragen.“ Damit war dem Schütz oder seinem Verleger kein Geldgewinn zugewendet. Die Reclame soll Geld abwerfen. Darf man da, wie Gottschall gethan, Schiller mit den modernen Reclame-Fabrikanten zusammenstellen, die für Bezahlung von Ankündigungen Trompetenstöße in Form von Beurtheilungen fordern? Ich glaube gerne, das Geschäft Brockhaus wird kein Abkommen über Beurtheilungen eingehen, aber kein Billigdenkender wird ihm verargen, wenn es seine eigenen Verlagsunternehmungen in seinen Blättern loben, und jedermann wird es läßlich finden, wenn es in seiner Druckerei hergestellte Bücher anderer Verleger nicht grade tadeln lassen sollte. —

Zeitungen sind das Erzeugniß einer gesteigerten Bildung; der Bedarf ruft sie hervor. Bei verschiedenen Völkern entstanden daher Zeitungen, die anfänglich amtlichen Stämpel trugen. Die Römer bekamen, vornämlich durch Julius Käsar im Jahre 59 vor unserer Zeitrechnung „Tägliche Verhandlungen;“ Acta diurna lautete ihr Titel. Im östlichen Asien, in Tsina begründete im Jahre 1366 Hongwu, der erste der Mingkaiser, die fortlaufende Herausgabe von Hof- und Staatsnachrichten, eine Zeitung, die noch immer in Peking erscheint. In Deutschland kamen noch im Jahrhunderte der Erfindung des Buchdrucks zeitungsartige fliegende Blätter, nachweislich 1488, vielleicht schon früher heraus. Das älteste erhaltene befindet sich im Besitze der leipziger Universität; es rührt aus dem Jahre 1493. Der Name „Zeitung“ wird im Jahre 1505 gebraucht. Unregelmäßig kamen solche Blätter mit Neuigkeiten heraus; die erste Wochenschrift erschien 1605; Buchhändler Egenolph Emmel in Frankfurt am Main war ihr Herausgeber; 1616 tauchte eben daselbst die Oberpostamtszeitung auf. Die andern Völker folgten den Deutschen nach. Das älteste französische fliegende, zeitungsartige Blatt, welches ich kenne, ist aus Genua vom 19. April 1507 datirt (man findet es bei Cimber et Danjon, Archives curieuses. Paris 1835 II. 515 — 524), doch soll es auch solche Neuigkeits-Blätter von 1492 — 5 geben. Die ältesten italienischen mögen die von Venedig 1526 sein, noch Notizie scritte. In England veranlaßte die ersten 1588 Lord Burleigh, als die spanische Armada drohte. Da jedoch von dieser Zei-

an das deutsche Volk mit der landesväterlichen Fürsorge seiner zahlreichen, bei Lebzeiten vielgefeierten und hochgepriesenen Fürsten gesegnet wurde, so blieb später das Zeitungswesen in Deutschland zurück, während es in Frankreich und England einen Aufschwung nahm und dies hat zur Folge gehabt, daß die meisten Ausdrücke für dasselbe von Franzosen, einige von England entlehnt worden sind. Wollte ich nun hier des eingerissenen Zeitungswälsch mich entschlagen und versuchen, was ich gern möchte, durchgehends in reinem Deutsch zu schreiben, so müßte ich befürchten, vielen Lesern unverständlich zu werden und würde also einen Verstoß in der Hauptsache begehen.

Ich erfaßte meine Aufgabe zugleich als die eines zeitgenössischen Geschichtschreibers. Ein solcher beruft sich nur ausnahmsweise auf Gedrucktes. Wo er dies thut, hört er auf selber Gewährsmann zu sein; übrigens gibt er wieder, was er geschaut, was er gehört, was er von Anderen, denen er Glaubwürdigkeit beimißt, vernommen hat und wie die Erscheinungen seiner Zeit sich in seinem Geiste abgespiegelt haben. Oefter, als ich sonst gethan haben würde, bin ich deshalb als Erzähler persönlich hervorgetreten. Andere mögen einen Geschichtschreiber seiner Zeit messen nach dem Grade seines Scharfblicks, seiner Redlichkeit, seiner Vorsicht und nach dem Umfange und der Beschaffenheit des ihm Zugänglichen, Thukydides, Sallustius, Takitus und andere würden es aber schlechterdings abgelehnt haben, wenn von ihren Schilderungen ihnen Rechenschaft abgefordert worden wäre. Sie überließen es jedem, zu glauben oder zu verwerfen. Man wird es also auch mir nicht verübeln dürfen, wenn ich mich auf Streitereien nicht einlasse. Dazu gebricht mir schon die Zeit. Gewiß bin ich dem Irrtum so gut wie Andere unterworfen, und von je war ich eifrig bedacht, meine Versehen zu berichtigen, aber gar nicht bin ich geneigt zu einer Verantwortung, falls man anstatt züerst mich um eine Auskunft zu begrüßen, öffentlich auf mich schimpft, wie es kürzlich dem Herausgeber eines sehr stark verbreiteten Blattes beliebt hat, welcher mit frecher, schamloser, böswilliger Lüge um sich warf. Wol hätte ich erwidern können, daß ich einem glaubwürdigen Zeugen nacherzählt hatte, daß Uebereinstimmendes ein anderer Zeuge einem meiner Freunde jenseits des Meeres in Washington mitgetheilt hat, aber ich habe es auf sich beruhen lassen. Nach einigen Monaten oder Jahren sind

jene Blätter ja Makulatur: mein Buch wird ein längeres Dasein haben. Man widerlege, man setze eine andere Auffassung entgegen, man vernichte die meinige. Nattern mögen zischen.

Das über die Zeit von 1866 bis 1873 Hinzugefügte wird heutigen Tags den Meisten argen Verdruß bereiten und zu meiner Verdammung ausschlagen. Dies thut mir leid, aber es ist nicht zu ändern. Wer seine Ansichten auf Grund einer langen und gewissenhaften Beschäftigung mit der Geschichte gebildet hat, wie es bei mir der Fall ist, legt dem grade herrschenden Urtheile keinen unbedingten Werth bei und bleibt gegen sofistisches Gerede taub. Künftigen Geschichtschreibern wird, was ich hier auseinander gesetzt habe, zu einer Richtschnur bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Zeitungsnachrichten und der aus diesen abgeleiteten Geschichtsdarstellungen dienen und ihnen erklären helfen, wie so manches Ereigniß möglich wurde.

Von der Gegenwart hoffe ich, daß durch dieses Büchlein seine Leser eine andere Meinung, als sie bisher besaßen, von dem Umfang, der Beschaffenheit und Bedeutung des Zeitschriftenwesens erhalten, und daß sie insbesondere das immer noch nicht völlig ausgerottete geringschätzige Herabsehen auf die Zeitungsschreiberei als recht thöricht erkennen werden.

Mit nebensächlichen Dingen beschäftigt man die Menschen vorzugsweise: vom Wichtigen pflegt man zu schweigen. Denn gewönnen die Menschen das rechte Einsehen in das Wesentliche, so würde eigennützige Schlauheit unvermögend werden, sie in der Irre herumzuführen und mittlerweile nach Belieben für sich auszubeuten. Verhältnisse grade, an deren richtigem Verständniß sehr viel gelegen ist, werden geflissentlich verhüllt und bleiben mit einem Schleier bedeckt. Den allerbesten Dienst thut dazu ein Vorrath landläufiger Redensarten, die jeder zuversichtlich in den Mund nimmt, ohne über ihren Werth nachzudenken, weil er sie schon hundertmal vernommen hat.

Der Segen der periodischen Presse — welcher Redestrom ist zu seinem Preise ausgegossen worden! Wer hätte nicht begeisterte Betrachtungen über die wohlthätige Macht gelesen, die sie ausübt, über die Fülle des Guten, die ihr entströmt? Von der Kehrseite ist außerordentlich selten, höchstens vom Standpunkte der Gewalthaber aus, welche die öffentliche Stimme niederhalten möchten, gesprochen worden. Verarge man es den Zeitungsschreibern nicht, daß sie von Herzen gern Worte weiter tragen, die zu ihrem Ruhm ein Redner, und wäre es nur in der Weinlaune einer Festtafel gewesen, in die Welt hinausgerufen hat. Aber gut wird es sein, auch einmal einen ganz anderen Standpunkt einzunehmen, von einer neuen Seite die flüchtigen nur auf den Tag berechneten Erzeugnisse der Schriftstellerei zu betrachten und den Versuch zu wagen, hinter die Kulissen, in die Werkstätte zu blicken.

Jahrzehnte hindurch ist wie ein unumstößlicher Grundsatz ausposaunt worden, daß ein Volk, welches so glücklich ist sich im Besitz einer freien Presse zu befinden, im Grunde alles Nöthige

habe, daß es mit ihr sich auch in den Besitz aller übrigen Freiheit setze und daß in der freien Presse seiner Wohlfahrt beste Gewähr ruhe.

Es könnte sein, daß heute schon manchem nachdenkenden Manne Zweifel an der unumstößlichen Richtigkeit dieses Ausspruchs beikommen.

In der That, wenn jedem, der etwas Rechtes zu sagen weiß, etwas nämlich, das werth ist von andern gekannt zu sein, die öffentliche Mittheilung seiner Gedanken und Erfahrungen auch wirklich freisteht, das heißt — denn im Leben handelt es sich wenig um reine Möglichkeiten — falls ihm solches möglich ist, ohne daß er Opfer zu bringen nöthig hat, und ferner, wenn die Stimmen, welche in der Presse laut werden, auch wirklich dasjenige hören lassen, was die, welche sich in ihr vernehmbar machen, grade so wissen und genau so meinen, dann allerdings ist in der Presse eine mächtige Bürgschaft fortschreitender Entwickelung vorhanden. Allein die bloße Freiheit der Presse enthält noch lange nicht diese nothwendig vorauszusetzenden Bedingungen. Ob und wie weit sie da sind, das hängt vielmehr an der Beschaffenheit des Zeitungswesens. An der großen Gewalt der Presse ist durchaus nicht zu zweifeln; man unterschätzt sie sogar noch gemeinhin und sieht darum die Zeitungsschreiber zu gering an. Ist jedoch das Zeitungswesen in einen verkehrten Zustand hineingerathen, so schlägt es vielmehr einem Volke zum Unheil aus, befördert Verkehrtes, unterdrückt heilsame Bestrebungen und zieht den Sinn der Nation in der schädlichsten Weise herab.

Damit wir nun den herkömmlichen Redensarten keine Macht über uns einräumen, sondern ein unabhängiges Urtheil gewinnen, müssen wir uns die überlieferten Vorstellungen zuvörderst aus dem Kopfe schlagen und uns darüber klar werden, was das Wesen einer Zeitung ausmacht, welche Seiten sie bietet, und alsdann zusehen, mit welchen Mitteln sie ihre Aufgabe gegenwärtig löst. Was selbstverständlich ist und worüber keine Meinungsverschiedenheit herrscht, das bleibt dem Leser füglich überlassen seinerseits zu unsern Betrachtungen hinzuzudenken. Wundere sich daher niemand, wenn in ihnen gar manches übergangen wird. Daß er dieß oder jenes, was er vermißt, bereits kennt, ist eben der

Grund, warum wir die kostbare Zeit sparen. Ohnehin wird doch jeder auch manches ihm längst Bekannte zum Lesen hinnehmen müssen.

Die Tagespresse ist gewiß einer der wichtigsten Bestandtheile und Hebel unserer Gesittung; sie hat bereits eine Ausdehnung, von der sich gar viele noch keine Rechenschaft geben. Schon ist die Zeit da, in welcher sie im Schrifttume Europas überfluthet und vielfach wird von ihr die Buchlitteratur in den Hintergrund geschoben. Ob zwar die wechselnden Blätter weder die Selbstständigkeit noch die Abgeschlossenheit haben, die dem Buche eigen sein muß, obwol sie mit dem Tage vergehen, so greifen sie dennoch mit einem gewöhnlich unscheinbaren, gleichwol gewaltigen Einflusse, in's Leben bestimmend ein und ihre Erfolge sind rascher als das Wuchten der schweren Werke, ja häufig hängt das Schicksal der Bücher selbst von ihnen ab. Wegen dieser ihrer schnellen Wirksamkeit wird aber auch mit der Tagespresse der stärkste Mißbrauch getrieben. Ihn muß kennen wer in der Gegenwart sich zurechtzufinden, wer nicht am Narrenseile gezogen werden will.

I.

An einer Zeitung macht das *Wesentliche* ganz gewiß nicht Druck und Papier, auch nicht die Besorgung des Austrägers und was sonst in's äußere Geschäft gehört, sondern der *Inhalt* aus, der in ihr schwarz auf weiß unter das Volk ausgeworfen wird. Um des Inhalts willen wird sie ja doch gelesen, gekauft, gedruckt. Diejenigen, welche den Inhalt *herstellen*, sind folglich — oder sollten wenigstens sein — die eigentlichen Träger der Zeitung.

Unter denen, welche in diesem Sinne eine Zeitung herstellen, dürften zu unterscheiden sein solche, welche ihren geistigen Mittelpunkt abgeben, unter den Einläufen die Wahl treffen und die tonangebenden Erörterungen liefern und bestimmen — wir nennen sie die *Herausgeber*, unter denen wir demnach forthin die

„Redactoren" verstehen — dann zweitens und drittens die regelmäßigen und die außerordentlichen Mitarbeiter. Als letztere sehen wir nämlich solche an, welche keine fortdauernde Verbindung mit dem Blatte unterhalten, sondern nur ausnahmsweise, gelegentlich in Folge eines besonderen Anlasses etwas, das ihnen am Herzen liegt oder wovon sie genauere Kunde besitzen, durch das Tagesblatt zur allgemeinen Kenntniß bringen und der öffentlichen Aufmerksamkeit anempfehlen wollen.

Gar manchem unter unsern Lesern möchte bekannt sein, wie schwer es für jemanden ist, der nicht bereits in Beziehungen zu einer Zeitung steht, einen Aufsatz zum Abdruck anzubringen, zumal wenn sein Aufsatz wirklich etwas Neues enthalten sollte, namentlich Etwas, das sich nicht genau in der Bahn der augenblicklichen Strömung bewegt. Soviele Zeilen, als man selbst bezahlt, kann man zwar fast allezeit (nach meinen Erfahrungen auch nicht immer) zur Aufnahme gelangen lassen, daß man jedoch für sein mit Mühe und Zeitaufwand abgefaßtes Schriftstück obendrein noch Geld hinwerfen soll, ist denn doch stets eine starke Zumuthung. Nur in den seltensten und dringendsten Fällen wird man sich dieses Auskunftsmittels bedienen. Wie käme auch jemand dazu, ohne allen eigenen Nutzen, blos um der Aussicht willen möglicherweise andern zu dienen, die Gelegenheit dazu mit seinem Gelde zu erkaufen? Wer freilich darauf ausgeht, für sich einen Vortheil aus dem Abdruck zu ziehen, der wird die Ausgabe keineswegs scheuen, ja es sich auch noch etwas außerdem kosten lassen, um die Empfehlung seiner Waare, seines Buches, seiner Kunstleistung aus dem Anzeigentheile in die eigentliche Zeitung hereinzubringen, was denn auch gar nicht selten gelingt. Vor der Lesewelt erscheint alsdann die Anzeige nicht als eine von dem Betheiligten ausgehende Ankündigung, nicht als eigene Lobhudelei, sondern als das über den Befund der Sache vom Herausgeber oder seinen Mitarbeitern zu Nutz und Frommen der Leser abgegebene unparteiische Urtheil. Je öfter dies geschehen kann, desto mehr steht Absatz oder Zulauf in Aussicht. „Reclame machen" heißt dieß.

Die „Reclame" kam in Frankreich um **1821** auf. Sie erhielt den Namen davon, daß gleichzeitig mit der bezahlten An-

kündigung für den Anzeigetheil eine lobende Besprechung des Angekündigten, welche auf jene verwies, den Zeitungen eingesendet und die Aufnahme dieser Empfehlung zur Bedingung des Einrückens oder der Bezahlung für die Anzeige gemacht wurde. Das Wort der Zeitungen entschied über den buchhändlerischen Erfolg. Die Verleger waren inne geworden, wie viel für sie an der hervorhebenden Erwähnung ihrer neuen Bücher in den vermischten Nachrichten der Zeitungen hing und bezahlten gern käufliche Schriftsteller hoch, wenn sie ein paar Zeilen nach ihrem Wunsche in die Zeitungen brachten. Den Buchhändlern ahmten die gewerblichen Unternehmer und die Börsenleute nach. Den Schacher mit dem Anzeigetheil und der Reclame, die Zeile zu 3 Francs, brachte besonders Emil de Girardin in Schwung, dieses Vorbild eines „Mannes von der Feder" ohne Gewissen. Geistreich, glatt wie spitzig wußte er zu schreiben, aber Gesinnungslosigkeit stand auf seinem Banner. Dieser verächtliche Mensch, der den erprobten Armand Carrel am 24. Juli 1836 im Duell erschoß, weil er ihn bestechlich gescholten, eine Beschuldigung, die in einem anderen Falle Guizot vor der Landesvertretung bewies, gedieh zu großem Ansehn und Reichtum. Blos die schriftstellerische Kunst glänzte in ihm und auf Kenntniß und Ausbeutung des Geschäftes verstand er sich vortrefflich. Hatten früher die Zeitungen für die Erlangung der wöchentlichen Börsenschau monatlich 100 bis 200 Thaler bezahlt, so fanden es zuerst einige kirchlich gefärbte Blätter, die „Gazette de France" und „L'Ami de la religion" vortheilhafter, diese Berichte für eine ihnen zufallende monatliche Zahlung von 2000 Francs an den Spekulanten Serre zu verpachten, indem sie zugleich sich dazu verstanden, mit Aufsätzen und Angaben im politischen Theile den Börsenschwindel zu unterstützen. Ihr Vorgang fand allgemein Nachfolge. Kann denn (so dachte man) der Abonnent für seine lumpigen paar Franken, die ihm die Zeitung kostet, wirklich verlangen, daß ihm die reine Wahrheit gesagt werde, daß auf seine Kasse nicht spekulirt werde? Dies Unwesen griff um sich. Für $1^1/_{12}$ bis $2^2/_3$ Thaler die Zeile nahmen die pariser Zeitungen von den Börsenkönigen Lesseps, Pereire, Mirès und anderen Reden, leitende Auseinandersetzungen und Streitaufsätze in ihre Spal-

ten oder gestatteten Verkäufern unter den Faits divers auf ihre Waaren in mannichfaltiger Verhüllung mit anpreisenden Worten aufmerksam zu machen. Ließ sich einmal ein gewissenhafter Herausgeber beikommen etwas anders Lautendes daneben abzudrucken, so grunzte ihn der um die Reclameneinnahme bangende Kassirer tüchtig an. Damit war der Marktschreierei Thor und Thür geöffnet; sie wuchs der redlichen Beurtheilung schnell über den Kopf und leitete die Leser in Auswahl und Ankauf zu deren Schaden.

Diese französische Unsitte nistete sich in der Jüngstzeit auch in Deutschland ein! Erhebt sich gegenwärtig irgend ein neues kaufmännisches Unternehmen von Bedeutung, irgend eine Bank oder Hypothekenversicherungsanstalt oder dergl., so läßt dasselbe den Zeitungen reichliche, von Frist zu Frist zu wiederholende Anzeigen, mit ihnen aber auch Bevorwortungen des neuen Geschäftes zugehen, welche unter die Briefe d. h. Correspondenzartikel, oder die Beurtheilungen einzurücken sind, und spricht wol gar noch ausdrücklich aus, daß wenn das Unternehmen im Blatt (natürlich höchst ungerechterweise) mißgünstig beurtheilt werden sollte, die Anzeigen selbstverständlich zurückgezogen werden würden. Geschäfte, die auf Ausbeuten der Menschen berechnet sind, pflegen einen für die Spalten der eigentlichen Zeitung bestimmten Aufsatz zu übersenden. Das Urtheil der Zeitung wird mithin durch den „Inseratentheil" bestimmt. Deshalb wollte Lassalle die bezahlten Ankündigungen aus den Zeitungen verbannt und in bloße Anzeigeblätter verwiesen wissen. In Plätzen wie Wien pflegen große Unternehmungen den Zeitungsbesitzern sogar Actien zukommen zu lassen. Herrn Zang waren einmal 10 Stück für die „Presse" nicht genug und er bekam nachträglich mehr, worauf sein Tadel verstummte. Haben Minister genommen und sind von Nefas reich geworden, warum sollten nicht Zeitungsbesitzer nehmen? Gegen solche sich abfindende Unternehmungen ist natürlich nichts in die Presse zu bringen. Das verehrungswürdige Publikum mag durch Schaden klug werden.

Sehr viele Beurtheilungen und Anpreisungen, die der arglose Leser als Aussprüche sachkundiger Richter hinnimmt, sind nichts weiter als Selbstlob, erkaufte oder bestellte Lobsprüche, also

auf Täuschung berechnete Kunstgriffe der Spekulanten. Wer Tüchtiges schafft und darbietet, baut auf das eigne Urtheil und die Gerechtigkeit der Menschen, erachtet es unter seiner Würde, derartige krumme Wege einzuschlagen, wartet ab, ob Andere es der Mühe werth finden werden, seine Gaben freiwillig zu loben. Aber der Schwindler Schaar ist im höchsten Grade geschäftig, die Ausposaunung ihrer Waare zu veranstalten, deren ganzer Erfolg ja am geschickten Anbringen hängt. Jener mag lange warten, ehe einmal jemand für ihn sich erhebt, diese drängen sich an und machen sich allenthalben bemerkbar. Geriebene Geschäftsmänner verstehen sich darauf, mit Hülfe der Zeitungen die Gimpel dem Vogelsteller in's Garn zu treiben. Erbaut sich zum Beispiel der Leser eines Blattes an „Weihnachtswanderungen", so merkt er schwerlich, daß ihm dabei—wenigstens ist dies oftmals der Fall — Händler gelobt werden, die für ihre Hervorhebung dem Zeitungsschreiber Geld gezahlt, „geschmiert" haben. Einen Schritt weiter, und die Zeitungsbesitzer wie Herausgeber kommen mit Anbietung ihrer Dienste entgegen.* Natürlich schweigen beide Theile über den schmutzigen Handel. Die Wirkung wäre verloren gegangen, wenn ihn die Lesewelt erfahren hätte. Wir fürchten nicht in Uebertreibung zu verfallen, wenn wir versichern, daß der größere Theil desjenigen, was Zeitungen in Beziehung auf Sachen enthalten, die käuflich sind, oder über Personen, die ihre Leistungen um Eintrittspreise zur Schau stellen, zurückzuführen ist auf Einflüsse der zunächst Betheiligten. Wie gut das auf die „Reclame" verwendete Geld angelegt ist, zeigt sich überall. Hätten

* Als Vorstehendes längst geschrieben war, kam folgendes, an berliner Kaufleute gerichtetes Schreiben vom Herausgeber der in Berlin erscheinenden „Deutschen Landeszeitung" in der Königsberger Hartungschen Zeitung zur öffentlichen Kenntniß: „Ew. Wohlgeboren theilen wir ergebenst Folgendes mit. Die beifolgende „Deutsche Landes-Zeitung" hat das reichste und vornehmste Publikum vom Großgrundbesitz zu ihren Lesern. Da demselben vor der Weihnachtszeit damit gedient ist, daß jeder, wenn er nach Berlin kommt, auf Weihnachts-Artikel für seinen Bedarf aufmerksam gemacht wird, wo er diese bei einem guten und soliden Hause preiswürdig kaufen kann, so haben wir die Absicht, in Feuilletonform unsere Leser jetzt darauf aufmerksam zu machen. Ihre Firma ist uns, als für diesen Zweck geeignet, bestens empfohlen, und wir denken dies — nicht wie sonst derartige Reclamen ge-

z. B. die Patti-Konzerte solchen außerordentlichen Zudrang gefunden und soviel Geld abgeworfen, wofern der Unternehmer nicht überschwängliche Lobberichte in die Zeitungen so reichlich ausgesäet hätte? Ach, die Lesewelt ist so gutmüthig, so urtheilslos, so gläubig! — ein Kind noch.

Offen zeigen bereits, zu solcher Höhe ist das Unwesen gestiegen, Zeitungsbesitzer an der Stirn ihres Blattes den Preis ihrer Käuflichkeit an. Wollen sich einige, die noch etwas Scham besitzen, damit ausreden, daß die Reclamen von ihnen hinter einen Strich gestellt würden, der sie von den Mittheilungen des Herausgebers und der Mitarbeiter scheide, so ist dies eine hohle Ausflucht. Wissen sie doch recht gut, daß die Leser, der Eingeweihten geringe Zahl abgerechnet, keinen Unterschied machen, sondern was sie an der eingeräumten Stelle finden, für ein Urtheil der Zeitungsschreiber halten, nicht als Selbstanpreisung von Spekulanten auf ihren Geldbeutel ansehen. Auch möge niemand wähnen, daß wo er Reclamen hinter dem Striche sieht, der eigentliche Zeitungstheil vor ihm von solchen rein bleibe.

II.

Die Zeitungsschreiber von Fach, die Herausgeber also und die ständigen Mitarbeiter, die **Männer**, welche das Einsammeln und Sichten der neuen Nachrichten sowie die Aufklärung des Volkes über die Bedeutung der Vorgänge und seine gegenwärti-

macht werden — nach unserer besten Ueberzeugung bei Ihnen thun zu können. Ihren Namen und Firma fanden wir in der vorjährigen Weihnachtswanderung der „Nordd. Allg. Ztg." (!) erwähnt und müßten uns dieses Jahr Ihre Prospecte und besonderen Wünsche schriftlich erbitten, damit man sehe, was Sie vorzugsweise hervorgehoben zu haben wünschen. Für die Mühe als Recompense steht es Ihnen frei, uns mit einigen Thalern Werths aus Ihrem Geschäft zu entschädigen, worüber wir später übereinkommen werden. — Druckkosten und Inseratkosten werden sonst nicht berechnet. — Da der Druck Anfang December beginnen soll, so bitten wir umgehend um Antwort." Herausgeber ist M. A. Niendorf. Ein Widerspruch desselben gegen diese Veröffentlichung ist mir nicht bekannt geworden.

gen Aufgaben zum Berufe haben, müßten, wie es die Natur der Sache erfordert, in voller Selbstständigkeit dastehen und ihrer Ueberzeugung gewissenhaften Ausdruck zu geben im Stande sein. Als Nachrichtensammler sind sie Geschichtschreiber, als Publicisten Volksredner. Als Annalisten oder vielmehr Efemeridenschreiber denken sie allerdings nicht, wie der wirkliche Geschichtschreiber (und das unterscheidet sie von diesem) an die Nachwelt, sondern haben den Eindruck auf ihre Zeitgenossen im Auge, allein dem Gebote der Wahrhaftigkeit unterliegen sie dennoch gleich wie dieser. In der einen wie in der andern Eigenschaft bleibt ihr gedeihliches Wirken daran gebunden, daß sie das was sie wissen und meinen, dies und nichts anderes kund thun. In beiden Eigenschaften haben sie bestimmte Verpflichtungen, und sie können sich ihnen ohne Sünde nicht entziehen. Es steht nicht in ihrer Willkür, ob sie diese — nicht vertragsmäßigen, sondern sittlichen Pflichten auf sich nehmen wollen oder nicht. Irren ist menschlich und verzeihlich, jedoch der eigenen Gesinnung zuwider sprechen, seinen Nebenmenschen etwas, was man anders weiß, einreden, weil es ein dritter also haben will, ist mit nichten löblich, ist soviel als Trug verbreiten, ist Teufelsdienst. Was einer schreibt, dafür sollte ihm die Verantwortlichkeit, Ehre oder Schmach zufallen, damit er nicht leicht anders als wahrhaftig und ehrenwerth sich gebahren könne.

Da haben nun unglücklicherweise die großen staatlichen Mißstände die Zeitungsschreiberei gezwungen, sich zur Namenlosigkeit zu flüchten, und haben damit von ihr die schriftstellerische Ehre vor der Welt abgestreift. Weiß denn jetzt der Leser, wer zu ihm spricht? Lernt er denn in der Zeitung den ehrlichen und getreuen Mann vom Verdreher und Lügenschmid unterscheiden? Der eingetretene Zustand läßt die Verfasser der Berichte und Aufsätze im Dunkeln und wälzt von ihren Schultern den größten Theil der Verantwortlichkeit ab. Nicht vor Deutschland höchstens vor dem Herausgeber und dem Gerichtshof haben sie ihre Auslassungen mit ihrer Person zu decken. Leute „ohne Namen" reden zu uns aus den Zeitungen. Man erkennt hier wieder, welche schädliche Folgen verkehrtes und schlechtes Gebahren hat. Wären die herrschenden Männer nicht von einem bösen Geiste

besessen gewesen, so würde Offenheit in der deutschen Presse zur Regel geworden sein. Wie es stand, mußte (schlimm genug, allein es war nothwendig,) der Besonnene auf's Verstecktsein Bedacht nehmen.

Welches die Art der Menschen einmal ist, darf man nicht vergessen. Wie viele wandeln denn in dem Bewußtsein, daß jeder Augenblick ihres Lebens ein Schritt näher zu ihrem Grabe ist? Wie vielen hat denn die Erkenntniß geleuchtet, daß wir in einem trügerischen Nebel umhergehen und für wirklich, wesenhaft und wichtig halten, was sich als bloßer Dunst zeigen wird, wenn das irdische Auge nicht mehr schaut? Den Armseligkeiten kleiner äußerlicher Erfolge rennt der Troß nach; an sie setzt er in seinem Handeln alles — hingegen was Wahrheit und Wesenheit ist, dünkt ihm ein bloßer Gedanke, eine Vorstellung, ein Schatten und nichts weiter. Eine kleine Minderzahl schreitet gehobenen Sinnes einher. Schriftsteller sind nun keine andere Gattung von Menschen als die gewöhnlichen. Außergewöhnliche Anforderungen an sie zu stellen — ist und bleibt eine Thorheit. Daß sie sehr gangbar ist, macht sie nicht besser. Ein ideales Wesen setzt man an ihnen voraus und während man ihren Antheil an den äußeren Gütern so knapp als möglich bemißt, muthet man ihnen Opfer über Opfer zu. Allein sie sind eben wie andere Menschen und haben dieselben Bedürfnisse und Neigungen und nichts ist für sie billiger als für Andere. Die Natur ihres Berufes bringt mit sich, daß für sie gleich wie für andere Studirte, Aerzte, Richter &c. Gelderwerb nicht der Leitstern ihrer Thätigkeit sein darf, daß sie unwürdige Knechte sind, wofern sie, obgleich arbeitend, weil sie Geld verdienen müssen, (denn dieser Obliegenheit können nur ausnahmsweise Menschen sich entschlagen) ihre Arbeit beherrschen lassen von der Rücksicht auf den Erwerb. Einzig der ist ein rechter Schriftsteller, der wegen des Gegenstandes, von dem er handelt, und um der Wirkung willen, die das von ihm Mitgetheilte haben kann, der um in nützlichem Schaffen sich zu bethätigen schreibt: wer blos schriftstellert, um sich die Taschen vollzustopfen, ist ein entarteter Schriftsteller, ein Zerrbild des Schriftstellers und Schlimmeres noch. Daß er von seiner Arbeit seinen Unterhalt finde, ist eine selbstverständliche Forderung. Nun wird es jedoch in dem Maaße schwieriger, sich der beherrschenden

Rücksicht des Geldverdienens zu entziehen und sich lediglich nach den aus dem Wesen der Verhältnisse entspringenden Geboten in der Schriftstellerei zu richten, je kärglicher der Lohn ist, den dieselbe abwirft. Je schlechtere Einnahmen den Schriftstellern zufallen, desto mehr Schriftsteller müssen ihre Arbeiten schleuniger zu Ende führen, als sie sonst wol thäten, desto mehr Schriftsteller unterliegen der Versuchung, mit ihrem Geschäfte, der Tagesschriftstellerei, Mißbrauch zu treiben, also den Gelderwerb sich leiten zu lassen, das heißt: von der Macht des Geldes sich abhängig zu machen. Die Kargheit der Nation gegen sie rächt sich an ihr selbst; sie vermindert die Zahl der ehrenwerthen, sie vergrößert die Zahl der verwerflichen Schriftsteller.

Wir wollen indeß den widrigen Punkt der erbärmlichen Bezahlung deutscher Schriftsteller jetzt nicht weiter ausbreiten, weil wir noch einen zweiten Umstand von Belang zu betonen haben, den nämlich, daß, da die Schriftstellerei ein freies Geschäft und ihre Seele die Freiheit der Bewegung ist, den Schriftstellern daher die gleichzeitig zu einem Anhalt dienenden Schranken, welche jedes andere Geschäftsleben um sich gezogen hat, gänzlich fehlen und daß wegen dieses Umstandes die Nothwendigkeit das Geschriebene zu vertreten der unentbehrliche Damm ist gegen die Ausschreitungen der Willkür, des vermessenen Eigenwillens und schlechter Gelüste. Gelegenheit macht Diebe. Indem nun unsere Staatszustände die Namenlosigkeit der Zeitungsaufsätze erfordern und in Folge davon die Zeitungsschreiber der Vertretung ihrer Aufsätze überhoben werden, sofern sie sich nur vor Verstößen gegen die Strafgesetze hüten, entsteht eine große Versuchung, mit der Feder Mißbrauch zu treiben; es darf nicht befremden, daß ihr Viele nicht widerstehen. Wie nahe liegt es dem Mitarbeiter eines Blattes, sich Manches heraus zu nehmen, was er nimmermehr thun würde, wofern er es mit seiner Namensunterschrift veröffentlichen sollte, wenn er sich öffentlich zu dem Gesagten bekennen müßte. Er hat dies gegenwärtig nicht nöthig. Verursacht er nur dem Herausgeber der Zeitung keinen Verdruß, so fällt alle Rechenschaft für ihn hinweg. Es ist so bequem, aus dem Versteck zu schreiben! Hat aber ein Schriftsteller sich erst einmal gehen lassen, so befindet er sich auf der abschüssigen Bahn und verfällt

der Verderbniß. Der Geist der Wahrheit weicht dann allmälich von ihm. Seine Person und sein schriftstellerisches Treiben hängen für die Welt ja nicht zusammen. Wie sehr würde der oder jener Mann verachtet werden, wüßte man, daß gewisse leichtfertige, verlogene, tückische Aufsätze aus seiner Feder geflossen sind — da man es nicht weiß, bewegt er sich unter den Menschen als ein geachteter Mann. Verdrehungen und alle Lügenwerke sind vermöge der Ungenanntheit der Zeitungsschreiber freigelassen. Ohne das mindeste Bedenken läßt dieser und jener sogenannte „Enten" flattern, d. h. wirft ersonnene Nachrichten in die Blätter, setzt „Tendenzbären" und „Fühler" in die Welt. Der geringste Nachtheil noch, den dieser Leichtsinn hat, ist, daß den Menschen Zeit, die nützlicher angewendet werden könnte, vergeudet wird. Entstellen der Berichte über öffentliche Hergänge, verstecktes Angreifen, ja freches Verlästern ehrenwerther Männer wird tagtäglich sonder Scheu und Scham geübt, ohne denen zu schaden, die sich mit ihrem Gewissen abgefunden haben. Soll ich erinnern an die lügenhaften Erzählungen von Lassalle's Auftreten und von den ersten Kämpfen in den Arbeitervereinen? Es braucht nur auf Lassalle's Schrift: „die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag" hingewiesen zu werden. Die Beispiele liegen aber überall auf der Hand. Auf Unwahrheit kommt es einem Theile der in die Zeitungen Schreibenden durchaus nicht an. Wenn ich gewisse Berichte über manche Sitzungen der Nationalversammlung las, habe ich mich manchmal gefragt, ob denn diese Berichte von den nämlichen Sitzungen handelten, an denen ich vor ein paar Tagen Theil genommen hatte, oder ob mein Geist irre geworden? Damals, **1848**, begann die Lügenwirthschaft im Großen betrieben zu werden unter dem Einfluß derjenigen, welche einander selber „die besten Männer" hießen, derselben, welche bald darauf den schmählichen Wortbruch in Gotha begingen und später die Fahne des Nationalvereins schwangen. Wer namenlos schreibt, mit geschlossenem Visir angreift, befindet sich in großem Vortheil gegenüber dem, welcher in die Lage kommt zu berichtigen, gegenüber dem, den er nöthigt sich wider Unglimpf zu vertheidigen; denn ihn selbst treffen niemals Hiebe. Der Angegriffene kann nur abwehren, niemals wieder verwunden. Ein Kampf, der so geführt wird, daß

von zwei Kämpfern der eine sich nur deckt, nicht zuschlägt, ist allemal ein ungleicher und wendet sich zum Nachtheil dessen, der nicht zum Angriff übergeht.

Selten, beinahe nur in schöngeistigen und wissenschaftlichen Darlegungen, tritt in den Blättern der Verfasser mit seiner Unterschrift hervor. Den auf staatliche Vorgänge bezüglichen Mittheilungen einer Zeitung verleiht die Namenlosigkeit den trüglichen Anschein der sachlichen Angabe und es hat etwas Dunkles zu sagen: „Die Zeitung gibt an". Es klingt als ob das mehr wäre wie das Wort eines Mannes. Nicht deutlich begränzte, leicht bemeßbare, sondern unbestimmte Vorstellungen verknüpfen sich damit. Aber der Inhalt einer Zeitung wird von bestimmten Menschen gemacht. Man spielt wieder mit Worten und läßt sich von Worten narren, indem man sagt: die Zeitung vertritt, verlangt, befehdet dies und das; damit hat man niemals die eigentliche Sache getroffen, denn die Zeitung ist keine Person, sondern etwas Gemachtes. Das abstrakte Wesen, „die Zeitung" — in Wirklichkeit ein Kreis gewisser Zeitungsschreiber — kann Schwenkungen vornehmen, in ein anderes Lager übergehen, Verwerfliches betreiben, ohne daß es jemandem zur Last gelegt würde. Achselträger und Windfahnen bleiben unerkannt. Wer in einem Hörsaal, von der Kanzel oder immitten einer Volksversammlung spricht, darf sich keine Larve vorhalten, doch in den Zeitungen herrscht völlige Maskenfreiheit. Sie ist ein Palladium der Mittelmäßigkeit, gut für schäbige Gesellen. Ein Buch, dessen Verfasser sich versteckt hält, wird immer mit einigem Mißtrauen angesehen nach dem Sprüchworte: Trau, schau, wem? Von den Blättern jedoch verlangt man keine persönliche Gewähr. Damit wird zugleich der Wetteifer der Mitarbeiter ausgeschlossen, der vom Ehrgeiz herrührt. Müßte jeder sein Angesicht zeigen, so würde mancher Ausspruch viel reiflicher erwogen werden; nun, da man ein Schild vorhalten kann, genügt die übereilte, plumpe, stümperhafte Aeußerung. Sehr ist daher zu wünschen, daß die gegenwärtigen Zustände sich zu demjenigen Grade von Freiheit und Sicherheit entwickeln, in welchem Namenlosigkeit nicht mehr nöthig ist.

Die Namenlosigkeit der Zeitungsaufsätze thut dem Verderben unsres Zeitungswesens wesentlichen Vorschub. Sie sollte so sehr

als thunlich eingeschränkt werden. Werthvolles und Werthloses muß jetzt der Leser durcheinander verschlucken. Alle Aufsätze geben sich gleich. Spreu und Waizen sind auf den ersten Blick nicht zu unterscheiden. Wie viel schöne Zeit verdirbt er sich über all' dem Schund, den er nicht ansehen würde, wüßte er, wer ihn geschrieben hat. Umgekehrt würde er so manchen Aufsatz nicht ungelesen überspringen, erblickte er einen Namen, der ihm die Bürgschaft für eine sachkundige Darstellung und ein reiflich durchdachtes Urtheil gewährte. Gegenwärtig besitzt er keinen Anhalt zur Auswahl. Lauter namenlose, lauter einzelne Aufsätze bekommt er vor die Augen, die wenigstens beim ersten Anblick für seine Betrachtung keinen Zusammenhang mit einem ihm bereits entgegengetretenen Verfasser haben. Höchstens an die, oft genug geänderten Correspondenzzeichen kann er sich halten. Wären die Aufsätze unterzeichnet, so würde unser Volk bald lernen zwischen guten und schlechten Zeitungsschreibern einen Unterschied zu machen. Die ersteren müßten steigen, die anderen sinken. Den Leuten mit weitem Gewissen würde ihr Handwerk verdorben werden und politische Abtrünnigkeit sähe sich schnell erkannt. Auf die Wetterfahnen würde bald mit Fingern gewiesen werden. Wie es heute steht, verpufft vieles Gute und mancher vorzüglich zum Worte in öffentlichen Angelegenheiten Berufene zog sich gleichsam erdrückt vom Trosse der gewöhnlichen Schreiber von diesem Felde des Wirkens zurück.

Eine recht einfältige Ausrede ist es, daß wenn die Leser nicht wissen, wer etwas geschrieben, sie sich auch nicht von dem Ansehen eines Mannes bestechen lassen, sondern einzig und allein nach dem Gewichte der Gründe ihre Meinung fassen. Jegliches läßt sich ja aufputzen. Gründe sind bekanntlich wohlfeil wie Brombeeren. Sie zu prüfen und abzuwägen sind keineswegs alle im Stande, haben nur wenige Muße und Lust. Wie viele vermögen denn mindestens zu ermessen, ob die vorgeführten Angaben richtig und vollständig sind?

Jetzt stehen die Herausgeber als die einzigen Richter über Werth und Unwerth der Mitarbeiter da, denn sie allein kennen deren Namen und decken ihre Beiträge vor der Welt. Aber auch die Herausgeber sind gar nicht selten dem Blicke entzogen. Denn es erscheinen sehr viele Zeitungen, die nicht den eigentlichen Leiter, sondern ganz andere Männer, die mit der Leitung oft n i c h t d a s

Mindeste zu schaffen haben, als verantwortlichen Herausgeber nennen, so daß die Leser nicht einmal erfahren, wer derjenige ist, welcher die Richtung gibt und die Auswahl trifft.

Im Jahre 1850 stellte in der französischen Volksvertretung der Legitimist de Fingny den Antrag: es sollte jeder Zeitungsaufsatz politischen, filosofischen, religiösen Inhalts von seinem wirklichen Verfasser unterzeichnet werden. Im Namen der Linken erklärte Lavergne das Einverständniß mit dieser Forderung unter der Voraussetzung, daß die Unterschrift die einzige Beschränkung der Preßfreiheit sei, und die Versammlung erhob mit 313 Stimmen gegen 281 diesen Antrag zum Gesetz. Es war ein weiser Beschluß. Seine Unzuträglichkeiten werden weit überwogen von den Vortheilen, die er verheißt. Trotz der Gedrücktheit des Staatslebens unter Napoleon III. standen die französischen Zeitungsschreiber an Feinheit, Gewandtheit und Geschick über den deutschen, die sich nicht scheuen Plumpes, Ungeschicktes und Unüberlegtes in die Welt hinauszusenden. Wol gibt es auch unter uns gar manche vortreffliche Federn, aber dieses große Deutschland mit seinen tausend Zeitungen besitzt nicht einen einzigen **berühmten** Zeitungsschreiber, wol aber erfreut es sich einer Unzahl in den Zeitungen herumstümpernder Gesellen.

Recht viele wackere und hochachtbare Männer habe ich unter den Zeitungsschreibern kennen gelernt, Männer, die lediglich nach ihrem besten Wissen und Gewissen, mehr um der Sache willen als wegen des dürftigen Soldes unverdrossen arbeiteten, unter großen Entbehrungen arbeiteten; aber unter den Zeitungsschreibern gibt es auch einen starken Haufen von ausgemachten Buben und Halunken, und es hat, was in hohem Maße niederschlagend ist, die Menge der sittlich Verkommenen, der Nichtsnutzigen in einem erschreckenden Grade zugenommen. Hätte ich mir die angenehmere Aufgabe gestellt, die Lichtseiten der Presse strahlen zu lassen, so wüßte ich wol schöne und erhebende Beispiele von standhaftem Muthe, von Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit vorzuführen; da ich jedoch beabsichtige die Schattenseiten der Erwägung anheim zu geben, muß ich von jenen hochzuachtenden Schriftstellern schweigen und vielmehr mit Nachdruck wiederholen, daß in der deutschen periodischen Presse eine ungeheure Entsitt-

lichung zu gewahren ist, daß unter den in ihr Thätigen eine Stumpfheit des sittlichen Gefühls sich verbreitet hat, welche unter Männern höherer Bildung, und das sind sie doch alle, nur eine ganz ausnahmsweise Erscheinung sein sollte, daß demzufolge die Blätter auch eine Fülle überaus schädlicher Einwirkungen ausströmen.

Vielleicht schilt man diese Urtheile voreilig. Wie könnte ich jedoch anders urtheilen, als nach meinem besten Wissen? Die Erfahrung eines Menschen ist freilich stets äußerst beschränkt, aber man dürfte gar nicht urtheilen, wenn man sich nicht getrauen wollte auf ihren Grund ein Urtheil auszusprechen. Gelegenheit eine Ansicht zu gewinnen, war mir hinlänglich geboten, da ich ungefähr ein Menschenalter fast seit der Zeit, in welcher ich in die Schriftstellerwelt eintrat, 1838, Mitglied, beinahe 20 Jahre Vorsteher des Schriftstellervereins in Leipzig, einem Mittelpunkt der deutschen Presse, gewesen bin und daher zum öftern nicht etwa die Genossen, sondern eine beträchtliche Anzahl außerhalb des Vereins stehender Schriftsteller in Gemeinschaft mit andern Schriftstellern musterte. Als Ergebniß wiederholter Vergleichungen muß ich leider bezeichnen, daß es in der in Betracht kommenden Hinsicht heute schlimmer steht als vor dreißig Jahren, daß unzweideutig eine Verschlechterung erfolgt ist. Damals war zum Beispiel Wiens Presse berüchtigt als feil im Beurtheilen von Kunstleistungen. In anständigen Schriftstellerkreisen wendete man sich mit Ekel von diesem wiener Treiben ab und außerhalb Oesterreichs hätte sich höchstens ein Oettinger zu einem Worte der Beschönigung gefunden. Aber es ist anders geworden. Heute und schon seit langem, seit dem unglücklichen Ausgange der Bewegung von 1848 ein tiefer Fall der Gesinnung nachfolgte und die schweren Wirkungen des Scheiterns eines großen und hohen Strebens nach durchgreifenden Verbesserungen über das deutsche Volk sich erstreckten, seit die Schlammmassen der Reaktion sich über Deutschland wälzten, heute wird z. B. ziemlich unverhüllt in vielen andern Orten ein wahres Erpressungssystem gegen Schauspieler geübt, das in den Blättern vor einigen Jahrzehnten ganz gewiß öffentlich und schonungslos gebrandmarkt worden wäre. Wüßte man, wie viel tausend Thaler z. B. ein so hervorragender Künstler wie Davison bei seinen Kunstreisen den Unwürdigen, die in den Blättern die öffentliche Meinung bearbeiten, hat zufließen lassen

müssen, er, der in der Höhe der Kunst, die er erreicht hatte, auf die Kraft seiner Leistung zu rechnen befugt war, aber dennoch die Verhältnisse nehmen mußte, wie sie sind, wüßte man, welchen Aufwand gastirende Schauspieler und Schauspielerinnen zu machen genöthigt sind, um, wenn nicht gelobt, doch mindestens nicht böswillig heruntergerissen zu werden — man würde erschrecken über die Verkommenheit unserer Presse. Lob und Tadel ist, wenn auch glücklicherweise noch nicht überall, doch an vielen Stellen feil! Die Brandschatzung der Bühnenmitglieder ist jetzt etwas ganz Gewöhnliches. Sie wissen, daß sie nicht umhin können zu geben, sonst werden sie schlecht gemacht, und sie dürfen es nicht einmal bekennen, weil darunter ihr Ruf litte. So bleibt es verborgen. „Ich habe niemals die Rezensenten bezahlt", (sagte eine Dame vom Fach der ersten Rollen zu mir auf meine Frage) „jedoch von Andern weiß ich es." „Aber der hat doch nicht genommen?" fragte ich weiter eines angesehenen Schriftstellers Namen nennend. „Auch der", war die Antwort; „als meine Freundin, die berühmte Schauspielerin . . . hier auftrat, fuhr ich mit ihr in seine Wohnung; sie konnte diesem Manne doch nicht ein paar Goldstücke hinlegen, aber sie brachte ein Geschenk. Als wir angekommen, hieß es, er sei nicht zu Hause; die Frau nahm das Mitgebrachte und ihr Kind sagte, während wir noch da waren: „„Mutter, du brauchst ja das und das;"" da hat ihr dies meine Freundin zugeschickt." Staunen würden Viele, wenn ich den Namen dieses Schriftstellers kund gäbe, herausgehoben aber habe ich grade diesen Fall, weil, wie ich fest überzeugt bin, derselbe Mann zwanzig Jahr früher in Entrüstung aufgelodert wäre, hätte er Gleiches von Andern vernommen. So hat das Ueberhandnehmen des schlechten Beispiels zusammen mit der Noth, die dem deutschen Schriftsteller beschieden ist, den besseren Mann zuletzt den Schlechten verähnlicht. Zeitungsaufsätze, die auf's Gewerbliche einschlagen, an die sich sofort in Geld ausdrückbarer Vortheil oder Nachtheil knüpfen kann, sind, wenn sie keine achtbare Unterschrift tragen, mehrentheils „Reclamen". Bei erheblichen Angelegenheiten, bei größeren Werthen muß dem Herausgeber oder Verfasser schon eine Rolle mit Goldstücken gespendet werden. Auf die Güte der Sache kommt wenig an. Die Lesewelt nimmt auf Treu und Glauben die Lobsprüche und Empfehlungen

hin. Ein volkswirthschaftlicher Schriftsteller sagte mir einst, daß die Honorare, welche ihm seine Aufsätze einbrächten, seine Ersparnisse seien, und als ich ihn darob verwundert fragte, wovon er denn dann den Unterhalt seiner Familie bestreite? antwortete er unbefangen und wie erstaunt über meine blöde Unerfahrenheit: „nun von den Geschenken, die ich für sie bekomme; umsonst werde ich doch nicht schreiben!“ Der Beherrscher eines vielgeltenden Blattes in Wien, Zang, gab, als er eine Reise antrat, seinem Vertreter die Weisung: „daß Sie mir aber ja nichts Unbezahltes aufnehmen!“ Ein Anderer von diesem Schlage, ebenfalls in Wien, sagte zu dem seine Bedingungen zu hoch findenden Geschäftsmanne kaltblütig: „Was wollen Sie? Ein Redaktionsbüreau ist ein Gewölbe, wo Publicität verkauft wird.“ „Ich will offen sein, ich bin einmal die Hure von Berlin, geben Sie Geld, wenn Sie wollen, daß so und so geschrieben werde,“ sagte ein anderer Herr von der Presse. Den Grundsatz: das Geld zu nehmen, wo man es finden kann; haben gegenwärtig unzählige Schriftsteller sich angeeignet. Lob und Tadel ist Waare geworden. *

* Sacher-Masoch in Wien, ein früherer Mitarbeiter der „Presse“, und nachheriger der „Neuen freien Presse“, stellt die Verhältnisse aus seiner Erfahrung eben so dar: „Nehmen wir z. B. an, (ließ er drucken) „ein Zeitungseigentümer steht in einem lukrativen Verhältniß zu einer Bank, so wird er sich nicht begnügen, derselben sein Blatt in allen rein finanziellen Fragen zur Disposition zu stellen, er wird, wenn der Bankdirektor — was nicht selten vorkommen soll — ein galanter Mann ist und irgend eine schöne aber talentlose Schauspielerin protegirt, dem Theaterreferenten den Auftrag geben, diese Dame jederzeit zu loben, und der Theaterreferent wird sie jedesmal par ordre du Mufti loben und sein kritisches Talent und seinen Witz dafür an irgend einem armen alten Schauspieler üben, der weder von einem Bankdirektor noch von sonst jemand protegirt wird“.

„Inserirt ein großer Verleger alle in seinem Verlage erscheinenden Werke in einem Blatte, so wird der Eigentümer desselben dem Buchkritiker den Auftrag geben, dieselben zu loben, und jeder Schriftsteller kann, sobald ein Buch von ihm unter der betreffenden Firma erscheint, gewiß sein, in dem betreffenden Blatte par ordre du Mufti gelobt zu werden, ebenso gewiß, wie daß das Konkurrenzblatt ihn so lange konsequent herunterreißen wird, bis sein Verleger die Flagge streicht und auch in diesem inserirt“.

„Aehnlich wird mit den eigenen Mitarbeitern und denen des Konkurrenzblattes verfahren. Die ersteren werden in den Himmel erhoben, die letzteren in den Koth gezogen, denn der oberste Grundsatz der journalistischen Indu-

Des Weibes Ehre liegt in seiner Keuschheit; ihr gereicht es nicht zum Vorwurf, wenn sie fügsam ihre Ansichten unterordnet.

strie und der im Dienste derselben stehenden Kritik ist, nichts gelten zu lassen, aus dem man nicht in irgend einer Weise Kapital schlagen kann". Sacher-Masoch, über den Werth der Kritik, Erfahrungen und Andeutungen. Leipzig 1873 S. 55. Ausnahmen in Ehrenmännern unter den Zeitungseigentümern und Zeitungsschreibern gibt er zu, aber steht doch dabei, daß gegenwärtig im allgemeinen die Geschäftsgrundsätze August Zang's, des Begründers der wiener „Presse" gelten. Herr Sacher-Masoch weiß ganz gewiß, wie es sehr viele wiener Zeitungsschreiber zu halten pflegen.

Herr Geheimehofrath Gottschall, derselbe, der über die Leipziger Bühne im leipziger „Tageblatt" berichtet, hat sich über meine Auslassungen hinsichtlich der Beurtheilungen der schauspielerischen Leistungen ereifert. Was ich da vorgebracht, sei veraltetes Zeug und besitze heute keine Geltung mehr, höchstens „von Theater- und Localblättern, die in der Geschichte des Journalismus nicht mitzählen". Allein sie wirken doch thatsächlich; ihm eine Rolle mit Goldstücken in die Hand zu drücken, dürfte allerdings kein Schauspieler wagen und ihm sollten die erhobenen Vorwürfe wirklich nicht gelten. Aber er hat doch um so weniger Recht die gesammte Presse in Bezug auf die Bühnenbeurtheilungen in Schutz zu nehmen, da unter seinen Vorgängern im Rezensentenhandwerk am selben Blatte ein bekannter Gesell sich befand, der es so trieb, wie ich es geschildert habe. Der Einspruch nöthigt mich indeß zu weiteren Auslassungen. Wol die Wenigsten haben eine Vorstellung, wie arg die darstellenden Künstler gerupft und geschunden werden. Theateragenturen haben sich zwischen sie und die Bühnenverwaltungen geschoben. Anfangs als Vermittlungsanstalten förderlich haben sie oder doch die meisten von ihnen in der Folge ihr Geschäft dahin auszubeuten gewußt, daß sehr viele, wo nicht die allermeisten Schauspieler und Sänger ihnen auf viele Jahre, man möchte sagen lebenslänglich zinspflichtig wurden. Ohne ihr Zuthun wird selten ein Künstler, der nicht schon großen Rufes sich erfreut, eine Anstellung an einer Bühne erlangen, der angehende ist auf ihren Beistand hingewiesen und dieser hilft ihm auch zu seinem Fortkommen. Die Verpflichtung, welche sie dafür eingehen müssen, besteht sehr häufig nicht blos darin, vom ausgedungenen Gehalt so und so viel (gewöhnlich 5 Procente) Jahr um Jahr an sie abzuführen, sondern erstreckt sich auch auf den Fall einer spätern Erneuerung des Uebereinkommens mit der Bühne, dann mindestens 3%, und falls dann sein Gehalt erhöht worden ist, in entsprechend erhöhtem Maße. Die Steuer geht hernach immer fort. Selbst eine Lucca bezahlte bis zu ihrer Flucht. Da die Künstler wissen, daß für gewöhnliche Sätze und beschränkte Verpflichtungen die Agentur sich ihrer nur nebenher annimmt, so erbieten sie sich zu größeren Opfern und dauernder Verbindlichkeit, als: fernere Anstellungen und Gastspiele nur unter Zuthun derselben Agentur einzugehen. Sie verpflichten sich 20% zu entrichten, ja es ist vorgekommen, daß sie des halben Gehalts sich begeben.

Für den Mann ist die Keuschheit ziemlich gleichgültig, seine Ehrenhaftigkeit beruht auf der Lauterkeit einer sich stets gleichmäßig

---

Volenti non fit injuria würde vielleicht der Jurist sagen, wir erlauben uns aber diesen, wie gar manchen allgemeinen Satz, mit dem unsere Juristen wirthschaften, für nur halbwahr, für schief zu erklären. Jede größere Theateragentur gibt eine eigene Theaterzeitung heraus, die wöchentlich wenig bedrucktes Papier um viel Geld liefert, unter Kreuzband oder mittelst Buchhändlergelegenheit verschickt wird und zu Abnehmern Bühnenvorstände, und darstellende Künstler hat; andere Leser halten diese Blätter nur ganz ausnahmsweise. In den Zeitungsverzeichnissen sucht man sie meist vergebens und doch bestehen wol mehr als ein Viertelhundert; in Berlin allein neun. Mit hohem Gehalt angestellten Künstlern ward sogar zugemuthet, gleich eine Anzahl Blätter derselben Zeitung zu beziehen. Dafür wurde der Besteller mit Weihrauch und Lobqualm bedient; wer sich jedoch fern hielt, wurde heruntergerissen. Mir ist von einem unterrichteten Mann ein Skribent für den „Theatermoniteur" in der Stadt des Kladderadatsch namhaft gemacht worden, der eine förmliche Proskriptionsliste gehalten habe. In den „Kunstberichten" gibt den Maßstab für das Urtheil nicht die Leistung auf den Brettern, sondern die Betheiligung an dem Blatte mit klingender Münze. Die ganze Theaterwelt weiß dies; sie liest aus den Beurtheilungen heraus, wer „schmiert", wer tüchtig schmiert, wer störrisch ist, allein der Schauspieler und Sänger ist so sehr abhängig von der öffentlichen Meinung und diese wird von fortgesetztem Tadel, selbst wenn er nur aus einem Winkelblättchen hallt, so stark beeinflußt, daß die darstellenden Künstler immer noch für rathsamer erachten, sich eine kleine Schröpfung gefallen zu lassen als den Zorn zu erregen. Manche von diesen Blättern tragen ihren Abnehmern an, von ihnen zugeschickte Beurtheilungen aufzunehmen und so kann der Kunstjünger seine Versuche auf der Bühne in den Himmel erheben und die Freude genießen sein Selbstlob gedruckt zu lesen. Manche Agenturen halten sich in größeren Theaterplätzen „Kritiker", welche, je nachdem die Agentur mehr oder weniger anständig ist, mehr oder minder an Weisungen gebunden sind und wenn diese streng ausfallen, ihrer Vorschrift gemäß loben, überschwänglich rühmen, tadeln, wegwerfen, kratzen, drohen, locken. Auch hier will ich es nicht bestreiten, daß Einzelne blos ihrer Ueberzeugung folgen. Nur lebenslänglich angestellte Schauspieler, die auf Gastrollen nicht mehr ausgehen, dürfen ohne Nachtheil des Frevels sich vermessen, die Bestellung einer solchen Theaterzeitung zu kündigen. Solche, die sich in gedrückten Stellungen befinden, darben sich oft das Geld am Munde ab, um diesen Gebietigern der Theaterpresse und der öffentlichen Meinung (?) in Theaterangelegenheiten durch Geschenke zu ihrem Geburtstage oder zu Weihnachten ihre Person zu empfehlen.

So die Fachblätter. Aber auch sehr vielen in Zeitungen thätigen Beurtheilern von Aufführungen müssen, ich wiederhole es, „Spickgelder" gezahlt werden. In den Künstlerkreisen kennt man die Höhe der Summen, welche

bethätigenden Gesinnung. Unsere heutige Gesellschaft ist dermaßen verdorben, daß die Mißachtung, welche Huren, selbst sogenannte Gefallene schwer trifft, Männern nicht zu Theil wird, welche wegen der Aussicht auf Vortheile ihrer Ueberzeugung zuwider handeln. Und Schreiben ist ebenfalls Handeln. Im Gegentheile sie steigen vielmehr durch den Hurenlohn, weil sie mit dem Gelde Geltung gewinnen. Ein ehrlicher aber armer Schriftsteller mag froh sein, wenn er nicht für einen Lumpen gehalten wird. Schnöder Mißbrauch wird daher allgemein mit der Schriftstellerei getrieben, die doch ein so hoher und herrlicher Beruf ist!

Da wird nun vielleicht manch' Einer den Schriftstellern den Vorwurf machen, daß sie Nichtswürdigkeiten in ihrer Mitte bestehen lassen, und ich bin auch keineswegs gemeint, sie etwa von aller Beschuldigung freizusprechen, aber das Urtheil muß sich doch etwas milder gestalten, zwar nicht über die unsaubern Burschen, die dem Schriftstellerstande Schande machen, wol aber über die Besseren, die ihrem Treiben nicht steuern. Denn ob dies auch in ihrer Macht steht, ist doch zu erwägen. Sobald man einsieht, daß sie ihr Unvermögen, dem schreienden Unfuge wirksam entgegen zu treten, begreifen, wird die Forderung nicht mehr zu stellen sein, daß sie sich durch kühnes Einschreiten empfindlichen Nachtheilen, Feindschaften, Verfolgungen und Strafen preis geben sollen, ohne Namhaftes wirklich auszurichten. Die Schwere jener Anklage fällt alsdann auf die Inhaber der Zeitungen (wovon nachher), die regierenden Männer und die große Lesewelt. Die Zeiten sind schwächlich und verderbt. Zwei Wege weiß ich nur, auf denen der **Einzelne** dem eigennützigen Mißbrauche der Presse entgegenwirken kann und beide führen leider nicht zum Ziele. Den einen Weg betritt derjenige, welcher neben das bestochene Urtheil oder den falschen Bericht eine wahrhafte und treue, auf erschöpfende Kennt-

---

diesem oder jenem entrichtet werden müssen. Einer theilt sie dem andern mit. Der „Impressario" Ullmann zahlte nicht baar, sondern gab Eintrittsbillette dutzendweise, die mit 3 — 5 Thalern unterzubringen waren. Von dem oben schon über dies Treiben Gesagten ist nichts „übertrieben", wie doch Gottschall behauptete, noch heute es nicht besser, (vergl. Devrient's Geschichte. V.) als es vor einem Menschenalter war, sondern eher schlechter, so kann ich denn, um Gottschall's Wort zu gebrauchen, meine „Tigersprünge" nicht unterlassen.

niß fußende Aussprache setzt, damit die Leser vergleichen können und nach dem Vergleiche das Falsche würdigen mögen. Das ist geschehen und geschieht noch alle Tage, allein es übt keine durchschlagende Wirkung — und warum nicht? weil das Volk stumpf ist, weil den Einen die Einsicht gebricht zum selbstständigen Urtheilen, den Andern die Lust fehlt mit der betreffenden Angelegenheit sich eingehend zu beschäftigen. Die Ersteren lesen dasselbe Falsche in anderen Fassungen ein dutzendmal und nur einmal widersprechend Lautendes; sie glauben dem, was sie öfter lesen, weil es wiederholt dasteht, die Letzteren aber versagen ihm Unterstützung aus Gleichgültigkeit. Die sittlichen Grundsätze weniger Menschen gehen ja über die zehn Gebote hinaus, von höheren Pflichten haben nicht viele die richtigen Begriffe. — Wer eine Sache so wie sie ist, darstellen will, thut dies einmal; zwei-, dreimal das Nämliche zu wiederholen hat er keine Veranlassung und keine Obliegenheit. Wer hingegen mit einer Sache andere Menschen auszubeuten beabsichtigt, läßt sich die Mühe und den Aufwand nicht verdrießen, immer von neuem und wo er sich Zugang verschaffen kann, seinen Wortkram anzubringen, sowie Federn zu erkaufen, die in seinem Dienst zu seinem Vortheil schreiben. Er spickt um zu prellen. Demgemäß werden die besseren Stimmen übertäubt. Die vergebens ein sachgemäßes Urtheil Abgebenden werden, so wie sie gewahren, daß sie in den Wind sprechen, muthlos und außerdem gerathen sie noch in Schaden, denn die verdorbene Gesellschaft, der sie gefährlich oder unbequem sind, verschreit sie als Störenfriede und untergräbt ihr Ansehen; sie aber haben ja keinen Gewinn selbst in dem Falle zu gewärtigen, daß die Lesewelt auf ihre bezüglichen Aussprüche hörte. Sei auch hier die Lage durch ein Beispiel veranschaulicht. Wie ein gewisses Geschäft, an dessen Gedeihen ungemein viele betheiligt waren, in bedenklicher Weise geleitet wurde, und dennoch die Berichte über seine öffentlichen Verhandlungen durchgehends in einer Weise lauteten, welche die Ueberzeugung aufdrängte, sie gingen alle von einem Mittelpunkte aus, hatte ich bemerkt. Sämmtliche Zeitungen des Ortes, sowie wichtige auswärtige Blätter waren mit parteiisch abgefaßten Berichten versorgt. Jener Mittelpunkt hatte unläugbar bezahlte Kräfte zur Verfügung,

konnte es sich etwas kosten lassen, und ihm lag daran, allgemeinen, sehr gegründeten Unwillen abzustumpfen, damit derselbe ohne Ergebniß verpuffe. Nach diesen Wahrnehmungen sprach ich bei Zeiten mit dem Herausgeber einer anscheinend unabhängigen Zeitung, dieser theilte meine Gesinnung und gab mir Auftrag, ihm den Bericht über die nächste Verhandlung zu liefern. Meine Arbeit gab ein treues, vollständiges Bild der gepflogenen Verhandlung: der Bericht bedurfte keiner Färbung, um zu wirken, weil der Eindruck der Vorgänge jenem Mittelpunkte schlechterdings ungünstig sein mußte. Der gedachte Herausgeber war erfreut, schickte die Bogen sogleich in die Druckerei, besorgte die Korrektur. Man kann sich sein Erstaunen denken, als er das nächste Blatt erhält und in ihm diesen Bericht vermißt. Er eilt in die Druckerei und hört: der Besitzer der Druckerei, der zugleich an der Zeitung Antheil hatte, habe denselben herauswerfen lassen, denn, so äußerte sich dieser Mann, er bekomme ja zuweilen Druckaufträge von jenem Geschäfte und die würde er möglicherweise verlieren, wenn der diesem unangenehme Bericht von ihm zugelassen würde. In der That waren wiederum sämmtliche Mittheilungen, die ich von jener Verhandlung las, einseitige Darstellungen, die Wesentliches unterdrückten, und allesammt in gleicher Weise gehalten. So geht es jetzt her. Alles nimmt Rücksicht. Ja, käme heute ein zweiter Lessing, er vermöchte nichts auszurichten.

Der übrigbleibende Weg, wenn es denn nichts nutzt, neben das Schlechte das Bessere zu stellen, wäre nur, den Verderbern der Presse unmittelbar auf den Leib zu rücken, den Krebsschaden auszubrennen, den Lump, wie er es verdient, an den Pranger zu stellen und dem Volk in's Gewissen zu reden. Daran verhindert aber der Staat. Bis unser Gerichtswesen von Grund aus umgestaltet und den studirten Rechtsgelehrten das Erkennen abgenommen worden sein wird, ist an gar keine Besserung in diesem und so manchem anderen Stücke zu denken. Eine alte in allen schriftstellerischen Kreisen anerkannte Erfahrung ist es, daß die Gerichtsurtel beinahe immer zum Nachtheil der Schriftsteller ausfallen. Als die Deutschen noch Freiheit hatten, da konnten die Umstehenden das Urtheil „schelten“ — heute wage es einmal ein Schriftsteller ein Erkenntniß öffentlich in seiner Verkehrtheit zu ent-

hüllen. Dermaßen schwere Folgen würden ihn treffen, daß er gewiß kein zweitesmal dessen sich vermißt.

Vielleicht meint jemand: es komme auf die Art an, wie das Uebel angefaßt wird, die Schriftsteller verstünden sich nur nicht auf die gehörige Feinheit, sie seien zu grob und plump; man könne alles sagen, sobald man nur das Wie zu finden wisse. So wenigstens sprach zu mir ein alter Oberrichter, ein Preuße, der selbst viel schriftstellerte, freilich selten mit seinen Angriffen Eindruck hervorbrachte, obgleich er in der Sache wol immer Recht hatte, und der übrigens vor sächsischen Gerichtshöfen manchmal der Verurtheilung doch nicht entgangen sein würde, falls er vor sie gezogen worden wäre. Zur Beschwichtigung derer, welche eben so wie dieser Greis urtheilen, und zugleich zur Warnung vor ähnlichem Unterfangen diene folgendes Geschichtchen. In einem mir übrigens nicht näher bekannten Kreise von etwa 8 — 12 Schriftstellern sprach man sich öfter entrüstet aus über das eingerissene Schröpfen der Bühnenmitglieder und über Verlogenheit der Theaterkritik; einer von diesem Kreise unternahm es endlich im Auftrage der Uebrigen, die Lesewelt auf diesen Zustand aufmerksam zu machen; sein Aufsatz wurde von den Genossen geprüft und gebilligt und erschien. In demselben war selbstverständlich von dem käuflichen Treiben eines Rezensenten die Rede, denn an einem Beispiel mußte ja doch der Uebelstand augenscheinlich gemacht werden, doch war weder dessen Name, noch der Ort, noch das Blatt ausdrücklich genannt oder durch eine nicht mißzuverstehende Anspielung bezeichnet. Anführungen, welche bestimmte Geschenke angaben, etwa so gehalten: er ließ sich vom Gemahl einer berliner Schauspielerin eine Uhr schenken, wofür er sie lobte, scheinen mir wenigstens keine handgreiflichen unzweifelhaften Bezeichnungen, sind aber unumgänglich nothwendig, wofern den Lesern der Glaube beigebracht werden soll, daß es um wirkliche Vorkommenheiten, nicht um eingebildete Anklagen sich handele; mit ganz allgemeinen Ausdrücken wird in solchen Fällen eben nichts gethan. Der Aufsatz sprach von der Blutsaugerei gegen Schauspieler und einem Schandhandwerke, welches getrieben werde, wogegen die öffentliche Stimme aufgerufen werden müsse. Was niemand hätte erwarten sollen, geschah: es meldete sich zu dem Portrait eines

käuflichen Theaterrezensenten ein Jemand! Freilich, hieß es vielfach: „ja, ja, das ist der, das muß er sein!“ Er meldete sich, wie gesagt, hieß in seinem Blatte den sehr ehrenwerthen Verfasser jener Schilderung einen Schurken, spuckte vor ihm, als er ihm und seiner Frau begegnete, aus und verklagte ihn vor Gericht, denn er sei gemeint; er habe wirklich eine Uhr geschenkt bekommen von dem Gemahl einer berliner gastirenden Schauspielerin Herrn W., aber durchaus nicht um den Lobredner seiner auf den Brettern sich bewegenden Frau abzugeben, und brachte auch ein Zeugniß bei, daß derselbe dies keineswegs von ihm verlangt habe, (was sicherlich wahr ist) sondern damit andere, nicht genannte Dienste belohnt habe. Von einem Fräulein B.... brachte der Theaterrezensent ferner ein Zeugniß bei, daß sie — ihm ein Goldstück gegeben, aber natürlich nicht zur Bestechung, sondern weil sie einmal ein Lied von ihm gesungen. Dem Angeklagten sagte in der Verhandlung ein Beamter des Gerichts: „was geht es Sie denn an, wenn jener Geschenke nimmt?“

Der Angeklagte lehnte anfänglich ab, daß er den Kläger angegriffen habe, da er seine Person nicht bezeichnet habe, und verlangte, daß ihm vorerst bewiesen werde, daß er jene Person gemeint haben müsse. Hierauf wurde nicht eingegangen; er sollte nennen, wen er gemeint habe. Darauf räumte er, um einem Eide auszuweichen, schließlich ein, er habe jenen gemeint, und ergriff die Gegenklage wegen öffentlicher Beschimpfung und beantragte Vernehmungen, auf welche der Gerichtshof nicht einging. Der Ausspruch des Gerichtshofes war: der klagende Theaterrezensent trägt wegen dieser Beschimpfung ein Drittel der Unkosten, der Verfasser der Betrachtung des Treibens von Theaterrezensenten, der thörichterweise geglaubt hatte im Namen der öffentlichen Moral aufgetreten zu sein, zahlt zwei Drittheile der Unkosten und erlegt einhundert Thaler Buße. Auf erfolgte Berufung kam der Fall zur öffentlichen Verhandlung und außer den Richtern, welche bei der Verurtheilung stehen blieben, jedoch die Strafe von **100** auf **30** Thaler herabsetzten, wird wol keiner von den während der Verhandlungen Anwesenden den Saal ohne die Ueberzeugung verlassen haben, daß der verurtheilte Schriftsteller keineswegs leichtsinnig, sondern auf gute Gründe gestützt seine Beschuldigungen

ausgesprochen hatte. In dem bei dieser Gelegenheit vorgelesenen ersten Erkenntnisse war, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, bemerkt, daß jener Angriff dem Kläger Nachtheile in seinem geschäftlichen Fortkommen zuzuziehen geeignet sei! Bei diesen Verhandlungen las auch der Vertheidiger den von einem Theaterrezensenten an einen Schauspieldirektor gerichteten Brief vor, worin ersterer sich beklagt, daß seine Briefe unbeantwortet geblieben seien und der Schauspieldirektor sich nicht aufmerksam gegen ihn bewiesen habe, wie sein Vorgänger, der immer viel auf ihn gegeben habe; ob er denke ihn entbehren zu können? er möge sich hüten; Briefsteller schreibe auch für einige berliner Blätter u. s. w. Dieser Fall hat sich im Königreich Sachsen zugetragen, und damit ja niemand sich ungebührlicherweise beikommen lasse, etwa das Auftreten des gedachten verurtheilten Schriftstellers löblich oder nachahmungswerth zu finden, sei erinnert an den Artikel 127 des sächsischen Strafgesetzbuches vom Jahre 1855, wonach Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre zu gewärtigen hat, „wer durch öffentliche Mittheilungen Handlungen, welche das Gesetz verbietet, als ehrenvoll oder verdienstlich, oder Personen wegen dergleichen Handlungen als lobenswerth darstellt;" indem zugleich aufmerksam gemacht wird auf den Ausdruck des Gesetzes, welches statt des schlichten „nennt" das unbestimmte, vielumfassende „darstellt" enthält.

Der Professor der Medizin an der leipziger Universität Professor Bock hatte seine Stimme in der „Gartenlaube" 1871 No. 45 zum allgemeinen Besten erhoben gegen einen Verleger, welcher ärztliche Bücher des schlechtesten und schädlichsten Inhalts und zugleich billig herzustellende, zum Theil verderbliche Geheimmittel, auf welche jene Bücher hinweisen, um hohen Preis vertrieb. Der von ihm an den Pranger Gestellte nahm seine Zuflucht zum Gericht. Ein Sachverständigen-Gutachten bezeugte die Richtigkeit des von Professor Bock Gesagten und jedermann außer den Juristen lobte Bock wegen seines gemeinnützigen Auftretens. Das Gericht verurtheilte ihn in eine Geldstrafe und zu den nicht unerheblichen Kosten des Verfahrens. Nach gewöhnlichem Hergange mußte ein solcher Ausspruch der Richter als eine Erniedrigung des Professor Bock gelten, es begab sich aber, daß an ihn der ärztliche Bezirksverein in Leipzig schriftlich erklärte, daß „er es für seine

Ehrenpflicht halte, öffentlich ihm seinen Dank auszusprechen." Gingen die öffentlichen Angelegenheiten so wie sie gehen sollten und könnten, so müßte ein solches Vorkommniß die Wirkung haben, daß man ein sichtlich verfehltes Gesetz durch ein besser zutreffendes unverzüglich ersetzte. In dem andern vorher erwähnten Falle erbot sich sogleich ein Jude, der den Verfasser nicht einmal persönlich kannte, die beträchtliche Straffumme für ihn im Stillen zu erlegen.

Die aus solchen Verurtheilungen zu ziehende Lehre ist, daß gerechterweise die besseren Schriftsteller der Vorwurf nicht trifft, sie rotteten das in ihrer Mitte eingerissene Uebel nicht aus. Ultra posse nemo obligatur. Wer ein Martyrium auf sich nehmen will, der versuche es; dies ist jedoch keinem zuzumuthen. Aber es bleibt auch die Thatsache bestehen, daß der Klang des Goldes viele Schriftsteller stimmt. Bringen wir dieses Verhältniß auf einen allgemeinen Ausdruck, so lautet dieser: das Ergebniß der bisherigen Entwicklung ist, d a ß G e l d e i n e d i e S c h r i f t s t e l l e r e i b e s t i m m e n d e M a c h t g e w o r d e n i s t.

Viele Unternehmer von Geschäften, auf deren Gedeihen die Presse Einfluß hat, belasten daher ihre Rechnung mit einem Posten für die Presse, welcher seiner Natur nach als geheime Ausgabe zu bezeichnen wäre. In Berlin schickten die Besitzer der Bühnen zweiten Ranges den ständigen Beurtheilern der Aufführungen zu Weihnachten eine Glückwunschkarte zum Feste, der ein Funfzig-Thalerschein beigelegt war. Als Held, Vertreter der „Staatsbürgerzeitung", 1866 den Besitzer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters befragte, was diese Sendung an ihn zu bedeuten habe, erhielt er die Erklärung: „bei allen Theaterdirektionen sei es üblich den ständigen Theaterreferenten zu Weihnachten ein Geschenk zu machen, gewissermaßen als Entschädigung für die baaren Auslagen an Droschken, Garderobe u. s. w., welche den Referenten aus ihrem Besuche der Theater erwüchsen, weil sie doch das Theater nicht zu ihrem Vergnügen, sondern um des Berichtes willen besuchten, was ebenso sehr im Interesse des Theaters wie der Zeitung läge. Er gebe ein solches Geschenk den Referenten aller größeren Zeitungen und die übrigen Direktoren thäten dies auch." * Oder der Inha-

* Held's Auslassung in der Staatsbürgerzeitung, September 1866. Er fand übrigens bei Nachforschungen hierüber, daß der Bühnenvorstand Woltersdorf

der einer Bühne verfährt etwa folgendermaßen — wir sagen nicht „jeder", auch bitten wir anzunehmen, daß es ein Fall aus Wolkenkuckuksheim ist. Er bestellt von jedem Blatte seines Ortes, welches Berichte über Aufführungen zu bringen pflegt, 75 Exemplare, die er aber keineswegs an die Mitglieder seiner Bühne vertheilt. Er ist der beste Abonnent und ohne daß er ein Wort fallen läßt, bedenkt der Besitzer des Blattes, daß wenn die in ihm enthaltenen Besprechungen sein Mißfallen erregen sollten, 75 Exemplare nicht mehr bestellt werden würden. Das gebietet Rücksichten. Gewöhnlich ist ein Blatt das vorzugsweise eindringende. Der Bühnenherr, welcher vollkommen begreift, daß von dem kleinen Honorar für die Besprechungen in unsern theuern Zeiten sich nicht leben läßt, greift also dem Manne, der so viel Kunstsinn und Aufopferungsfähigkeit besitzt, um dessenungeachtet sich diesem Zweige in dem Hauptblatte zu widmen, auch noch unter die Arme und gibt ihm aus seiner Tasche unter irgend welchem Titel ein jährliches Gehalt von einigen hundert Thalern. Dafür versteht der kunstsinnige Mann, der die Feder führt, die Winke des Mannes, der soviel Sinn und Sorge für die Belehrung der Kunstfreunde trägt. Und nun begibt sich Folgendes: diejenigen gastirenden Schauspieler, welche der Bühnenherr, weil er sie für tüchtig hält, anzustellen gedenkt, werden gelobt, diejenigen Bühnenmitglieder, welche er zu entlassen gedenkt oder deren Gehalt zu kürzen er im Sinn hat, werden getadelt. Die Lesermenge hat keine Ahnung vom Zusammenhange, eignet sich auf Treu und Glauben die Urtheile des Kunstverständigen an. Sie ist daher stets mit dem, was geschieht, einverstanden und zufrieden. —

Ohnehin liegt in der wenigstens für die Zeitungen gebotenen Schnelligkeit des Arbeitens keine geringe Gefahr für die Tüchtigkeit der Schriftsteller. Wer flüchtige Belehrung geben will, versinkt leicht selber in Oberflächlichkeit. Am übelsten sind in dieser

---

eine rühmliche Ausnahme machte. Die „Zukunft" erklärte (Nr. 376 vom 12. September 1873), sie habe nichts genommen, nicht einmal Freibillets benutzt; vielleicht haben auch andere berliner Zeitungen Gleiches versichert. Freier Eintritt ist übrigens nichts, was die Herausgeber und Beurtheiler irgendwie zu Parteilichkeit verpflichtete.

Hinsicht die Zeitungsherausgeber gestellt. Sollen sie doch immerfort Neuigkeiten bringen und werden sie doch unausgesetzt in Athem gehalten! Hat sich irgend etwas auswärts begeben, so drucken sie den ersten Bericht ab, der ihnen zugeht; der erste ist aber selbstverständlich ein eilfertig hingeworfener. Der behandelte Gegenstand muß schon wichtig sein, wenn sie noch Raum einem nachfolgenden gründlicher abgefaßten Berichte geben sollen. Die Folge hiervon ist, daß wer seine Berichte anbringen will, in der Regel hastig zu schreiben genöthigt ist: hastig und überlegt ist aber ein Widerspruch! Ein Schriftsteller, der fortschreiten will, muß wenigstens von Zeit zu Zeit ein größeres Buch im Zusammenhang aufmerksam lesen, denn nur so vertieft er seinen Sinn und erweitert seinen Gesichtskreis. Bei der Zeitungsschreiberei findet jedoch der Schriftsteller nicht leicht die dazu nöthige Muße. Sie hat zugleich wegen des raschen Wechsels der Gegenstände und indem sie die Aufmerksamkeit auf eine Unzahl kleiner Vorgänge immer nur eine kurze Weile richtet, etwas außerordentlich Zerstreuendes und Aufreibendes.

Soll nun gar das Blatt Vorurtheile schonen, Leidenschaften schmeicheln, Rücksichten dienen, so geräth der Schriftsteller in eine noch weit mißlichere Lage und muß von sehr standhafter Gesinnung sein, wenn die schlimme Art ihn nicht endlich selbst ergreifen soll. Desto achtungswerther sind diejenigen Zeitungsschreiber, welche allen diesen schädlichen Einflüssen nicht unterliegen.

Eine gefälschte Schriftstellerei ist eine strömende Quelle der Verderbniß.

III.

Die Absicht dieser Blätter war in die Werkstätte der Zeitungen einzuführen. Kurz vor ihrer Veröffentlichung indeß ermahnte mich ein alter Freund, der viele Jahre den deutschen Boden meiden mußte, auf die eigentlichen Zeitungen meine Betrachtung nicht zu beschränken, sondern die in der gesammten Tagespresse vorgegangene Veränderung zur Sprache zu bringen.

Auf das Wort dieses vielerfahrenen Mannes Gewicht legend versuche ich seinem Verlangen nachträglich wenigstens insoweit zu genügen, daß in einigen raschen Umrissen, welche die Aufmerksamkeit der Leser zu schärfen vielleicht geeignet sind, das Hauptsächlichste der überhaupt im Zeitschriftenwesen vorgegangenen Umwandlung gezeichnet wird, und bemerke dies aus dem Grunde, weil das nun Folgende Einschub ist, welcher die Gliederung im Bau dieser ganzen Abhandlung stört.

Die Schriftstellerei ist ein Abglanz ihres Zeitalters und spiegelt dessen Vorzüge wie dessen Gebrechen wieder. In Jahren der Ermattung des Volkes, der geistigen Versumpfung, der Verschlammung des fruchtbaren Bodens, wie wir seit 1849 solche durchlebten, muß ihr Pracht und Aufschwung abgehen: doch ist sie nicht ganz und gar die Tochter ihrer Zeit. Sie ist zugleich ein Abkömmling des gesammten bisherigen Schrifttums, der vollen vorgängigen Entwicklung der Menschheit. Davon wohnt in ihr eine vorwärtstreibende Kraft. Mit welch' umstrickender Gewalt die Macht des Tages sie umfange: in diesem Hintergrunde besitzt sie immerfort einen festen Anhalt. Dem Einzelnen bleibt es unbenommen aus den alten Meisterwerken zu schöpfen, die großen Denker anderer Jahrhunderte, aller Völker jederzeit zu sich sprechen zu lassen. Erstarkend durch die Einwirkung des von früheren Geschlechtern Geleisteten vermag er ein richtigeres Verständniß der gegenwärtigen Erscheinungen zu gewinnen und, wofern er stahlfest geworden ist durch andauernden Umgang mit den alten wahrhaften Größen, ein freieres Urtheil geltend zu machen. Dann darf er zwar keineswegs auf raschen Erfolg hoffen, sondern muß im Gegentheil auf die Verwerfung seitens seiner Zeitgenossen sich gefaßt machen und ihre Nichtbeachtung ertragen können, zuletzt aber durchbrechen dennoch lichte Strahlen den trüben Nebel und verscheuchen die dem Abgrund entqualmenden Dünste. Allein diese erleuchtende, Irrtümer hinwegätzende und zu höheren Standpunkten erhebende Wirksamkeit läßt sich außer auf dem Lehrstuhl und der Rednerbühne nur in Büchern, in dicken und dünnen d. h. in Werken und Flugschriften ausüben. Die Natur der Tagespresse gestattet ihr entweder gar keinen oder nur vorübergehend einen höchst beschränkten Raum. Spät treffende Pfeile schnellt sie nicht ab.

Alle in kurzen Fristen immer wieder regelmäßig erscheinenden Hervorbringungen der Schriftstellerei gedeihen lediglich unter den Bedingungen der Gegenwart. Greifen sie heute nicht ein, so sind sie morgen vergessen, verloren. Sie gehören, wie sie Tag um Tag ausgegeben werden, auch mit ihrem Inhalt dem Tage an. Die Tagespresse führt ihren Namen mit Recht. Durchaus ein Kind der Gesellschaft vermittelt sie gleichsam das Gesammtdenken der Zeit und redet die allgemeine Sprache des Zeitalters; sie ist Widerhall seiner Beurtheilung, der herrschenden Meinungen, ist Mittel des Verkehrs unter den Zeitgenossen. Wenn nun dieses ihr Wesen auch keineswegs, wie Manche haben behaupten wollen, mit sich bringt, daß die Persönlichkeit in ihr verlösche, so überwiegt doch in ihr der Sinn der Gesammtheit. In demjenigen Maße, in welchem ein Blatt der Denkart und Stimmung des Augenblicks besser entspricht und deren Abdruck ist, erweitert sich sein Verkehrskreis, sein Gewicht. Eine Zeitschrift, in der die Schriftsteller in grellem Widerspruch mit den Richtungen des Tages wirken, besitzt keine Aussicht auf langen Bestand; dem Geschmacke, der grade an der Tagesordnung ist, erliegt sie gewiß. Hinzutretendes Opfer bedeutender Geldmittel ist allein im Stande, ihr in solchem Falle ein dürftiges Dasein zu fristen: etwas also, was außerhalb der Schriftstellerei liegt. Schwache Parteien können durch Zuschüsse Blätter ihrer Farbe unterhalten; finden diese auch wenige Abnehmer, so kann ihr Vorhandensein dessenungeachtet ein bedeutungsvoller und folgenschwerer Umstand sein. Ab und zu ist dies wol in Deutschland vorgekommen, doch selten, weil bei uns der Sinn, aus der eigenen Börse beträchtliche Summen für Parteizwecke herzugeben, noch äußerst schwach ist. Wenn freilich in öffentliche Kassen gegriffen werden konnte, kam es eher vor. Vielfältige Beispiele beweisen, daß Geist, Scharfsinn, Kühnheit, Thätigkeit nicht hinreichten, einer Zeitschrift die Bedingungen ihres Lebens zu verschaffen. Wolfgang Menzel, der wider den Schmutz eiferte, das Predigergeschwafel tüchtig zusammenhieb und deutsche Schriftwerke von vaterländischen Gesichtspunkten aus vor Lesern, die sie nicht besaßen, würdigte, vermochte das „Litteraturblatt zum Morgenblatte" eben so wenig aufrecht zu halten, als Arnold Ruge seine (erst hallischen, dann deutschen) Jahrbücher, welche vom Stand-

punkte des Junghegelianismus über das Zurückgebliebene scharf und geistvoll zu Gericht gingen. Allerdings hörten die letzteren auf, weil die sächsische Regierung sie unterdrückte: mit dem Stande dieser ohne Widerrede bedeutenden Zeitschrift bekannte Männer wollten indeß wissen, daß dieselbe ohngeachtet mehrjährigen Bestehens die Kosten keineswegs deckte und daß von ihrem Eingehen schon die Rede gewesen sei. Das Verbot ersparte dem Unternehmer weitere Geldverluste. Daher ist es sicherlich wahr, daß die Geschichte der Zeitungen die Bewegung des Geschmacks anzeigt und die jeweilige Stimmung erkennen läßt. Nur solche Blätter, die einen beschränkten Zweck sich gesetzt haben und blos einem besonderen Bedarfe dienstbar sein wollen, sind von der Strömung unabhängiger. Ihnen ist auch eine längere Dauer beschieden. Sie bestehen aber einzig für Fachgenossen im engen Kreise. Die übrige Welt erfährt von ihnen nichts. Ja manche, wie zum Beispiel das Börsenblatt des Buchhändlervereins, wollen überhaupt über den Bereich des Geschäftes nicht hinausdringen. —

Allgemeine Neuigkeitsblätter und örtliche Anzeiger, gelehrte und unterhaltende Blätter, endlich gewerbliche Zeitschriften machen die Tagespresse aus.

Das fruchtbare achtzehnte Jahrhundert hatte eine umfassende Zeitschrift geschaffen, die ein oberstes Richteramt über die neuerschienenen Bücher üben und die Lesewelt über dasjenige unterrichten sollte, was ihrer Beachtung würdig und werth sei, die 1784 in Jena gegründete Allgemeine Litteraturzeitung.* Im Jahre 1804 hatte dieselbe, nachdem ihr Gründer Professor Christian Gottfried Schütz von Jena nach Halle übersiedelt war, sich in die Hallische und in die Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung gespalten. Diese Art von gelehrter Zeitungsschreiberei fand so großen Anklang, daß noch eine ganze Anzahl von Blättern ent-

* Auf Aelteres gehe ich nicht ein, sonst müßte ich der von Mencke in Leipzig 1684 gegründeten Acta eruditorum, der Teutschen Acta eruditorum Leipzig 1712 ff., der von Christian Thomasius in Halle 1688 angefangenen, von Tenzel fortgesetzten Monatsgespräche, der Neuen Bibliothek (Frankfurt und Leipzig 1709), der Göttinger gelehrten Anzeigen (1739), der von Nicolai in Berlin 1765 herausgegebenen Allgemeinen teutschen Bibliothek, welche Ende 1798 einging, und Meusel's Erlanger Litteraturzeitung 1799, 1800, gedenken.

stand, die den nämlichen Zweck verfolgten. Verschiedene Universitäten und Akademien schufen sich Rezensionsanstalten, in denen ihre Mitglieder sich vorzugsweise aussprachen, so Leipzig, so Heidelberg, so Göttingen, so München, Wien und Berlin. Kotzebue gründete am 1. Januar 1818 ein Litterarisches Wochenblatt in Weimar, welches sich der freisinnigen Zeitströmung entgegenwarf. Der unternehmende Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig ließ das kritische Jahrbuch „Hermes" erscheinen und kaufte 1820 das literarische Wochenblatt, welches er zuerst in „Literarisches Conversationsblatt", hernach, 1826 oder 1827, in „Blätter für literarische Unterhaltung" umtaufte. Auch manche schöngeistige Zeitschriften hielten es für angebracht, eine Bücher beurtheilende Beilage sich beizugeben. Das Morgenblatt hatte, wie schon erwähnt, seit 1820 sein Litteraturblatt, aber andere leichte unterhaltende Zeitschriften ebenfalls; so erschienen die „Hamburger Literarischen und Kritischen Blätter", so stattete sich sogar das Schlesische Provinzialblatt mit einem ausschließlich Schriften, die auf Schlesien Bezug hatten oder von Schlesiern herrührten, besprechenden, dem „allmonatlichen Litteraturblatt von und für Schlesien" aus u. s. w. Diese Fülle von Rezensionsanstalten hatte zur Voraussetzung nicht nur die Lust Vieler über neue Erscheinungen ihre Ansicht öffentlich abzugeben, sondern auch rege Antheilnahme des Volkes an den herauskommenden Büchern und Geneigtheit mit Berichten über sie sich zu beschäftigen. Die großen Blätter honorirten ihre Mitarbeiter gut. Die Jenaer Litteraturzeitung entrichtete für den Druckbogen 3 Friedrichsd'or*), was bei dem Geldwerth im vorigen Jahrhunderte ein ansehnlicher Geldlohn war; denselben Satz bezahlte die allgemeine Litteraturzeitung in Halle noch in den 40ger Jahren.

Trugen die in den Händen von Professoren befindlichen Zeitungen einen schwer gelehrten Charakter, so bemühten sich des Buchhändler Brockhaus' „Blätter für litterarische Unterhaltung" wie schon ihr Titel besagte, um angenehme Beschäftigung eines weiteren Leserkreises, indem sie die Bücher mehr auszogen als würdigten. Nicht alle Mitarbeiter dieser Zeitschrift hatten das

---

* Kausch' Briefe. Berlin 1798. S. 184.

Zeug, die Bücher, die sie besprachen, zu beurtheilen, indeß schrieben sie gefälliger.

Bestimmte Richtungen fanden in den schweren Litteraturblättern sich keineswegs ausgeprägt. Alle Meinungen kamen zum Wort, sofern sie überhaupt auf dem gelehrten Gebiete Berechtigung hatten. Erst die seit 1827 von einem berliner Professorenkreis herausgegebenen „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" unternahmen es den Maßstab der Hegelschen Filosofie an alles zu legen und den Gang des Schrifttums beherrschen zu wollen; seit 1838 überbot sie Ruge in größerer Folgerichtigkeit mit seinen Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst. Bei der Unmasse der jährlich zu Tage kommenden Bücher vermochten Zeitungen, welche, wie dies geschah, über einzelne Werke sich ausführlicher verbreiteten, freilich nur Einzelnes aus der Menge vorzuführen. Das Bedürfniß einer Ueberschau wurde daher empfunden und rief Unternehmungen an den beiden Hauptorten des schriftstellerischen Verkehrs in Deutschland, das Gersdorf'sche „Repertorium" in Leipzig und Büchner's „Litterarische Zeitung" in Berlin, gleichzeitig 1834, hervor, die beide in einem Stücke eine große Anzahl nach Fächern geordneter Bücher mit wenigen Worten besprachen. Die Gersdorf'sche Monatschrift fiel, wenn sie auch mitunter Werthvolles darbot, ziemlich flach und schaal aus; sie spiegelte die alte leipziger Magisterweisheit und Büchermacherei wieder. Das berliner Wochenblatt war besser und nahm einen höheren Aufflug. Büchner und sein zweiter Nachfolger Brandes (von 1839 bis 1845) waren an der großen berliner Bibliothek angestellt, bekamen die Masse der ihr zugeführten Neuigkeiten zu Gesicht und gaben bei dem Ausleihgeschäft wohl Acht, womit die gelehrten Männer sich gerade beschäftigten. Das neueste Buch, welches sonst ihre Aufmerksamkeit erregt haben würde, boten sie diesen an mit der Bitte um eine Anzeige von einigen Zeilen. So gewannen sie *sachkundige* Beurtheiler.

Man mag jenen größeren Litteraturzeitungen mit Recht den Vorwurf machen, daß es ihnen an Geschmack gebrach, daß viele ihrer Mitarbeiter unter der Wissenslast unfähig geworden waren, sich frei und leicht zu bewegen, daß nicht wenige, trotz ihrer Unbehülflichkeit, auf ihrem Richterstuhl den Anstrich der Ueberlegenheit

sich zu geben trachteten, und um ihr Besserwissen recht bemerklich zu machen, tadelsüchtig an Kleinem herummäkelten; zu läugnen ist dennoch nicht, daß im Ganzen Gründlichkeit und Gediegenheit in ihnen vorherrschte, ja daß gar manche Anzeige an Wichtigkeit dem behandelten Buche gleich kam, es selbst übertraf. Durchweg standen an der Spitze dieser kritischen Organe mehrere angesehene Gelehrte, die gemeinschaftlich unter der ganzen Gelehrtenwelt Deutschlands den geeigneten Beurtheiler für das neue Werk sich heraussuchten und auf Unparteilichkeit hielten. Die Mitarbeiter der Allgemeinen Litteratur-Zeitung in Halle mußten z. B. zu einer „General-Norm" sich durch ihre Unterschrift bekennen, deren erste Bestimmung folgendermaßen lautete: „Kein Gelehrter, der an der Allgemeinen Litteraturzeitung arbeitet, darf seine eigenen Schriften oder die Schriften seiner Collegen oder sonst anderer Verfasser, mit denen er in naher Verbindung steht, die ihn für oder wider den Verfasser zur Parteilichkeit verleiten oder ihm wenigstens den Schein davon geben könnte, in diesem Journale beurtheilen. Wenn nun dennoch die Herausgeber, weil ihnen dergleichen Umstände unbekannt waren, ein solches Buch einem der Herren Mitarbeiter vorschlagen sollten, so verpflichtet sich derselbe die Rezension abzulehnen. Dies ist auch der Fall, wenn sich der Rezensent einer Animosität gegen den Verfasser bewußt wäre, weil dieser Schriften von ihm oder einem seiner Freunde zu seiner Unzufriedenheit rezensirt hätte." Wie mögen die heutigen Wortführer in ihrem Dünkel lächeln über die ängstliche Gewissenhaftigkeit jener verstorbenen Leiter, dem Klickentreiben zu wehren. In unseren Tagen, die vom Idealen sich abwenden und dem Gemeinen allzuwillig ergeben, zuckt man vornehm die Achseln, sobald höhere Ansprüche erhoben werden. Ein Universitätsprofessor, noch dazu einer von den bessern, gegen den ich mich einmal über das parteiische und verlotterte Wesen unserer gegenwärtigen Bücherbeurtheilungen und Empfehlungen ausließ, bemerkte mir ruhig: Kotterien seien jederzeit gewesen, das sei unausweichlich. Nein! Es ist nicht immer so gewesen, man hat ehedem das Schlechte gebrandmarkt und sich dessen geschämt. Heute fügt man sich darein, als sei es in der Ordnung. Die allgemeine Vorschrift jener alten Litteraturzeitung lautete ferner: „die Kritik sei streng, aber

human. Lob und Tadel wolle der Herr Rezensent, so viel immer ohne zu große Weitläuftigkeit möglich ist, mit Beweisen aus den anzuzeigenden Schriften belegen. Auf den Styl der Rezensionen werde die möglichste Sorgsamkeit verwendet; im entgegengesetzten Falle müssen den Herausgebern die nothwendigen Abänderungen erlaubt sein.“ Da die Besprechungen umfänglich waren, so konnte der Kritiker mit dem Aufsatz über ein Buch sich leicht 10 bis 40 Thaler verdienen — leicht, weil die Hauptsache doch nur war, daß er das stets in sein besonderes Fach einschlagende, jedenfalls von ihm zu studirende Buch aufmerksam las, mit seinen Vorgängern verglich und ein Urtheil sich bildete, während das bloße Niederschreiben und Begründen dieses Urtheils nichts Schwieriges, nichts sehr Aufhältliches war. Junge Gelehrte strebten durch gründliche Rezensionen Vertrauen zu erobern, die Aufmerksamkeit der älteren Fachgenossen auf sich zu ziehen und gewannen dabei zugleich einige Unterhaltsmittel. Auch mager besoldeten Professoren war solche Beihülfe vom Honorar für Bücherbeurtheilungen sehr erwünscht und selbst ältere Gelehrte in guter Lage fuhren aus Gewohnheit früherer Zeiten fort sich an diesen Litteraturzeitungen zu betheiligen. Schlosser war viele Jahre regelmäßiger Beurtheiler der neuerschienenen Geschichtswerke. An die Aussprüche dieser Zeitungen durfte man sich im Ganzen getrost halten; die etwaigen Einseitigkeiten der Einen wurden durch die Berichte der übrigen ausgeglichen.

Diese Verhältnisse bestehen nicht mehr! Seit einem Vierteljahrhundert gibt es keine solchen Blätter mehr. Nach und nach sind beinahe alle eingegangen, in denen die Gelehrsamkeit angehäuft war. Zuerst (geringerer zu geschweigen) und schon vor längerer Zeit (1833) die Leipziger Litteraturzeitung, dann (1843) Ruge’s Jahrbücher, die beiden Berliner, die litterarische Zeitung und die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik (letztere 1846) und im Jahre die 1848 Jenaische, die Allgemeine zu Halle, die Wiener Jahrbücher der Litteratur, später Gersdorf’s Repertorium und zuletzt (Mitte 1873) die 65 Jahre erschienenen Heidelberger Jahrbücher. Die annoch bestehenden Göttinger und Münchener gelehrten Anzeigen sind durch Akademien unterstützt und erhalten sich kümmerlich. Jene datiren eigentlich schon von 1739, diese

von 1835. Ihr Umfang ist gering, sie werden leider wenig gelesen und vermögen bei ihren beschränkten Mitteln nur der Ausdruck einzelner Kreise zu sein und aus der großen Masse der neuen Erscheinungen nur Einiges herauszuheben, was meist zu diesen Kreisen ein näheres Verhältniß hat. Sie sind daher für den Gang im Großen gewichtlos, wiewol sie öfter lehrreiche Beurtheilungen enthalten. Die Blätter für litterarische Unterhaltung, grade ein werthloser Sprechsaal, entgingen hingegen dem allgemeinen Schiffbruch. Waren sie doch nicht für den Gelehrten berechnet! Die Menschen haben jetzt Anderes, ja gestehen wir zu, Besseres zu thun, als lange Abhandlungen über Bücher zu lesen.

Allerdings hat die Zahl der Zeitschriften für einzelne Fachwissenschaften in der Zwischenzeit beträchtlich zugenommen und die meisten unter ihnen bringen ab und zu auch Bücherbesprechungen, wenn aber damit für Aerzte, Rechtsgelehrte, Filologen und einige andere Gattungen von Forschern in den Wissenschaften hinlänglich gesorgt ist, so doch keineswegs für alle. Ueberdies erlangen nur mitunter gewisse Klicken, die im Besitze des Fachblattes sind, leicht ein schädliches Uebergewicht —, eine Behauptung, die sich, wofern es nicht zu weit abführte, durch Beispiele belegen ließe — sondern es sind auch vorwiegend kurze Anzeigen an die Stelle eingehender Erörterungen getreten. Was aber der Hauptschaden ist: diese Fachblätter dringen nicht über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus. Auf diese Gattung von Zeitschriften komme ich noch in einem andern Zusammenhange zu sprechen.

Wo halten wir heute? Außer den erwähnten brockhausischen Blättern richtet sich an die gesammte Lesewelt nur ein seit 1850 in Leipzig wöchentlich herauskommendes „Litterarisches Centralblatt," welches, eine schwache Nachahmung der berliner „Litterarischen Zeitung," weil das Feld jetzt frei war, sich auszubreiten vermochte. Dieses Blattes Ansehen kennzeichnet den herabgekommenen Zustand unserer dermaligen Kritik der Bücherwelt hinlänglich. Obertribunalsrath Professor Daniels sagt im zweiten Theile seines Handbuchs der deutschen Reichs- und Staatengeschichte von ihm treffend, daß seine „kurzen anonymen Kritiken und Referate sich durch ihre Willkürlichkeit von selbst richten". Abgesehen davon, daß des Blattes Leiter, der leipziger Professor Zarncke, als Gelehrter viel

zu unbedeutend ist, um den Büchermarkt überschauen und wenigstens in einer Anzahl Fächer eine in der Hauptsache richtige Auswahl treffen zu können, ist die Bezahlung der Mitarbeiter dermaßen dürftig (was ich nachher darthun werde), daß diese niemand veranlassen kann, für dasselbe zu schreiben. Es kommt wol vor, daß einzelne Gelehrte gute Anzeigen hinein liefern, und wenn z. B. Trautwein von Belle Bücher über den Elsaß darin bespricht, werden wir ein sachgemäßes Urtheil zu erwarten haben, aber in viel mehr Fällen dürften wir den Antrieb zur Mitarbeiterschaft wo anders als in der rein schriftstellerischen Antheilnahme zu suchen haben. Denn man muß die Menschen nehmen, wie sie in ihrer Masse sind. So ist denn dieses Blatt ein Tummelplatz der Parteilichkeit. Die Zugehörigkeit zu herrschenden Klicken oder die politische Stellung wirkt häufig bestimmend auf die Aussprüche ein, so daß sich zuweilen in voraus sagen läßt, welcher Schriftsteller Bücher Lob finden, welche getadelt werden. Mag z. B. Vivenot ein Werk mit dem werthvollsten Inhalte veröffentlichen, welches gefälschte Geschichtsdarstellungen zu nichte macht, es wird, ich sage: ebendeshalb, im „Centralblatt" heruntergerissen werden, wie denn auch richtig geschehen ist. An Blättern solchen Schlags pflegt wol auch Mancher aus dem Grunde mitzuarbeiten, weil er damit nicht blos seine eigenen Schriften vor schmählicher Behandlung sichert, sondern auch sich die Gelegenheit eröffnet vorkommendenfalls in der Eigenschaft eines ständigen Mitarbeiters seinen schriftstellerischen Zu- und Abneigungen Raum zu verschaffen, d. h. nach seinem Belieben zu posaunen oder herunterzureißen. Gleiches gilt übrigens auch von andern Blättern; zugestehen wird es nicht leicht jemand. Da das deutsche Volk durch die Glaubensspaltung zerrissen ist, haben wir außerdem einen im kleinen Gütersloh allmonatlich erscheinenden „Allgemeinen litterarischen Anzeiger für das evangelische Deutschland" von Andreä, Cremer und Zöckler, der mir nie zu Gesicht gekommen ist, und eine zunächst für das katholische Deutschland bestimmte „Allgemeine Litteraturzeitung", die seit 20 Jahren Brunner und Wiedemann alle Wochen in Wien herausgeben, welche mitunter einseitige und überscharfe, mitunter gediegene, jedenfalls selbstständige Aufsätze bringt: zu einem Parteistandpunkte bekennen sich beide Blätter offen.

Die schöngeistigen Blätter und die politischen Zeitungen sind es, aus denen in der Gegenwart die öffentliche Stimme des Lobes und des Tadels tönt. An sie ist die einflußreiche Kritik übergegangen; sie bestimmen was gelesen wird — was gekauft wird, und damit gleichzeitig, welchen Schriftstellern der Markt beschränkt und entzogen wird. Nicht mehr, wie früher, die wohlkundigen Gelehrten, sondern die Tagesschriftsteller entscheiden heute über das Schicksal der Bücher.

Zuerst haben die Unterhaltungsblätter die Bücheranzeigen an sich gezogen, jetzt sind die Zeitungen diejenige Macht geworden, von welcher die Verbreitung der Bücher abhängt. An sich wäre dies förderlich, käme es nur häufiger vor, daß man in ihnen mit wirklicher Sachkenntniß geschriebene Beurtheilungen anträfe, würde nicht so oft buntes Glas für Edelsteine ausgegeben. Wie häufig lernt ja der Beurtheiler in diesen Blättern den Gegenstand, den das von ihm zu würdigende Buch behandelt, erst aus dem Buche selber genauer kennen — wofern er nämlich die Muße hat, es durchzulesen! Aber unglücklicherweise ist den meisten Beurtheilern nicht soviel Zeit gegönnt.

Nehmen wir die Verhältnisse, wie sie wirklich liegen. Die Lesewelt der Blätter hat keine Neigung mehr sich lange mit der Nachricht von einem Buche zu beschäftigen, sondern will viele kurze Bücheranzeigen vorgelegt erhalten und der „Rezensent" will und muß von seiner Arbeit leben. Die Anzeigen müssen folglich kurz ausfallen, der Rezensent sich entschließen, sehr viele Bücher zu besprechen und jedes auf engem Raum in kürzester Frist abzuthun. Der Druckbogen der Blätter für litterarische Unterhaltung wird z. B. mit 12, allenfalls 16 Thlrn. vergütet. Der gewöhnliche Satz von 12 Thalern ergibt für die Druckzeile ungefähr 4 und bei kleinerem Druck 3 sächsische Pfennige. Rechnet man selbst durchschnittlich eine ganze Spalte auf die Beurtheilung eines einzigen Buches, was aber in der Regel zu hoch gegriffen ist, so ergibt sich nach dem höheren Honorarsatz doch nur ein Lohn von ungefähr 1 Thaler für jede Besprechung. Wollte um solchen Preis der Mann, welcher der lesenden Welt die Richtschnur geben soll, nur das von ihm zu schildernde Werk von Anfang bis zum Ende durchlesen (doch die mindeste Anforderung), so müßte er ein Mann von einer

heutigen Tages seltenen Entsagung sein. Denn er müßte sich entschlossen haben, ärmlicher zu leben als ein Holzhacker, der für das Spalten einer Klafter Holz, welches in Leipzig mit 1⅓ Thaler (NB. ohne Trinkgeld) bezahlt wird, weit eher fertig sein wird, als er mit dem Durchlesen eines oder mehrerer Bände! An ein Vergleichen gar mit andern Darstellungen desselben Gegenstandes, an genaues Prüfen einzelner Abschnitte ist also vollends nicht zu denken. Der Herausgeber dieser Blätter, Herr Geheime Hofrath Dr. Gottschall wollte diese meine Angabe damit „berichtigen", daß er drucken ließ: „Die Honorarfrage selbst fällt hierbei wenig in's Gewicht, weil die Werke zur Besprechung an solche Mitarbeiter eingesendet werden, die sie schon an und für sich in den Kreis ihrer Studien gezogen haben würden" und nennt was ich sage, „eine abzuweisende Verdächtigung"(!). Allein diese Entgegnung mit Verlaub ist Gewäsch. Schriftsteller müssen zu leben haben; ihre bloßen Studien bringen ihnen nichts ein, kosten vielmehr noch. Zu ihrer eigenen Unterhaltung, um der Ehre oder ihres Vergnügens halber schreiben gewiß höchstens ein paar Vereinzelte für die brockhausischen Blätter. Von ihrer Arbeit und Mühe wollen sie auch Verdienst. Aehnlich wird von anderen Blättern bezahlt. Das „Magazin für die Litteratur des Auslandes" gab (wenigstens vor einigen Jahren) für die Spalte einen Thaler, Zarncke's Litterarisches Centralblatt für die Druckzeile 5 Pfennige, im höchsten Satze für eine Beurtheilung 2 Thaler; betrüge sie mehr Zeilen als 120, so werden die überschüssigen gar nicht bezahlt.

Die Lage möchte manchen Lesern nicht deutlich genug sein, weshalb ich durch Eingehen in die Verhältnisse sie dem Verständnisse näher rücken will. Ich nehme dazu eine Nummer des Zarncke'schen Centralblattes aus dem Jahre 1872, welche ich zufällig besitze, also nicht herausgesucht habe. Sie enthält Besprechungen von 20 Büchern. Die erste, der Leiter, ziemlich lang, ist eine gegen mich geschleuderte Filippica in wegwerfendem Tone, von oben herunter, von einem jüngeren, wissenschaftlich ziemlich unbedeutenden außerordentlichen Professor der leipziger Universität, Namens Ebers, der in einer Sache, in die Wenige Einblick haben, pro domo focht; ihm sind 120 Zeilen bezahlt worden, 190 hat

er umsonst dazu geschrieben. Ihm lag natürlich nicht an den 2 Thalern Ehrensold, sondern am Abdruck. Folgen 19 kleinere Anzeigen von 9 bis zu 107 Zeilen. Für diese waren die höchsten Zahlungen 5 Mark 3½ Groschen, 4 Mark 3½ Groschen, 3 Mark 5½ Groschen, 3 Mark 4½ Groschen, zweimal 3¼ Mark, 2¾, 2⅗, dann sinkt der Betrag auf 1 Mark und 8½, 8, 3½, zweimal 3, 1, ½ Groschen, ja unter eine Mark auf 7½, 6, 5 und 4½ Groschen — wahre Trinkgelder, und unter den zu diesen Preisen beurtheilten Büchern befinden sich solche, welche 1260, 754, 695 Seiten enthalten, nicht etwa neue Auflagen, sondern zum erstenmale herausgekommene, und der Herr Beurtheiler kann auch nicht etwa das Buch behalten, sondern muß es zurückgeben oder bezahlen. Nun kann sich jeder selbst einen Vers drauf machen. Sollte ich mich beim Abzählen um ein paar Groschen geirrt haben, so ändert das im Wesentlichen nichts*.

Ich kannte einen alten, fleißigen, von seiner Feder lebenden Gelehrten, dem der Ertrag der Arbeitsstunde auf anderthalb Silbergroschen kam, der mithin 20 Stunden fleißiger Arbeit nöthig hatte, um einen Thaler zu erwerben**. Dergleichen Aufopferung

* Von den wenigen Ausnahmen, die es gibt, kann ich nicht sprechen, sondern nur von dem Gemeinüblichen, Allgemeinen. Die augsburger Allgemeine Zeitung zahlte mir, als ich ihr Mitarbeiter war, schon in den 40ger Jahren, als das Geld noch mehr werth war, für den nicht grade engen Bogen 50 Thaler, eine wiener Zeitung bot mir vor einigen Jahren für die kleine Bücheranzeige in's Feuilleton 20 Gulden.

** Seit dem Erscheinen der ersten Auflage ist der hier gemeinte Gelehrte gestorben, so nenne ich seinen Namen: Wilhelm Hoffmann, Verfasser vieler mühsamer, tüchtiger Schriften. Dasjenige Werk, bei welchem sein Lohn sich angegebenermaßen stellte, war die große „Encyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde", von der eine Spalte fast soviel Manuskript erforderte, als 3 Seiten dieses Buches. Sein von 1851—1861 erschienenes Wörterbuch der deutschen Sprache in VI Bänden habe ich durch vieljährigen Handgebrauch als ein ganz vorzügliches Hülfsmittel erprobt, welches mir für meine Zwecke d. h. die des Schriftstellers, mehr als das Grimm'sche gedient hat. In seinen jüngeren Jahren war er beinahe schon ernannt zu einer Professur an der leipziger Universität, als ihm ein eifriger Bewerber, Becker, den Rang ablief. Er starb am 23. Mai 1872 und hinterließ den zum drittenmal umgeschriebenen ersten Band einer Geschichte der deutschen Sprache. Wären ihm nur noch ein paar

findet sich wol bei solchen, welche große Werke zu Stande bringen wollen, aber um mit den Büchern Anderer die Welt bekannt zu machen, wird niemand sich selbst auf das Alleräußerste beschränken und die Nacht zum Tage hinzunehmen mögen. Wenige Blicke in das Buch müssen mit Hülfe der Vorrede, des Inhaltsverzeichnisses und der etwa schon mitgebrachten Meinung vom Verfasser den Stoff zur Anzeige hergeben. Ein Professor sagte zu einem behufs Aushülfe angenommenen gewissenhaften Gelehrten, als dieser ihm über den erforderlichen Zeitaufwand klagte: „Das arbeiten Sie zu gründlich, das muß man machen, wie die Weiber Strümpfe stricken." An solche Art des Arbeitens gewöhnte Schriftsteller pflegen, falls ihnen ja ein längerer Raum zur Verfügung steht, anstatt einer Beurtheilung einen Auszug des Buches zu liefern. Was vor dem Erscheinen desselben geleistet worden war, ist ihnen unbekannt, und natürlich wissen sie auch nicht, wie die neugeleistete den bisherigen Darstellungen gegenüber sich ausnimmt. Das Naivste erzählte mir der verstorbene Ellissen in Göttingen. Als dieser einem gleichfalls schon verstorbenen seiner Zeit geschätzten Tagesschriftsteller T. die abfällige Beurtheilung eines nach Ellissen's Ansicht beachtenswerthen Buches vorhielt, bekam er die Antwort: „Ich kann versichern, daß ich ganz unparteiisch gewesen bin, denn ich habe das Buch garnicht gelesen."!!

Zur Würdigung eines schöngeistigen Erzeugnisses sind besondere Vorstudien selten erforderlich, gleichwol steht es nicht viel besser. Gewissenhafte und kenntnißreiche Männer des älteren Geschlechtes, Gustav Kühne zum Beispiel, schweigen seit langem. Den Ausspruch eines guten Beurtheilers aus jetzigen Tagen, des Herrn Banck in Dresden, wollen wir hören: „Durchblättern wir einen großen Theil unserer deutschen Presse ohne Vorurtheil (gesteht er): die Kritik über Litteratur, Theater, bildende Künste, Musik, diese mächtigen ästhetischen Hebel der nationalen Bildung werden hauptsächlich von Personen ausgeübt, die ohne Sachkenntniß, ohne Charakterfond, ohne geistige Befähigung für das schwierige Amt dieser hohen Mission sind, und dabei vorherrschend nur pflegen, was ihre An-

Monate Gesundheit vergönnt gewesen, so würde er diese dritte Umarbeitung zum Abschluß gebracht haben. Noch liegt sein Manuskript ungedruckt.

schauung zuläßt: eine Entwickelung persönlicher Eitelkeit und eine kleinliche Hingabe an freundschaftliche und feindselige Beziehungen."

Wo ist der Ernst, wo ist die Weihe hin, mit der ein Lessing, ein Tieck, ein Schlosser den kritischen Beruf übten?

Nun darf man sich aber nicht etwa vorstellen, als ob der arme geplagte Rezensent sich diejenigen Bücher heraussuchen dürfe, deren Inhalt von seinem Wissen berührt wird: er muß geschäftsmäßig das Verschiedenartigste rezensiren, diejenigen Bücher nämlich, welche der Herausgeber ihm zuzusenden beliebt. Man darf auch nicht etwa denken, daß der Herausgeber von einem kritischen Olymp aus die Bücherwelt überschauend aus ihrem Gewimmel hervorzieht, was verdient den Blicken der Menschen vorgestellt zu werden. Bewahre! Er gibt zur Beurtheilung seinem Mitarbeiter oder bespricht selber was die Herren Verleger ihm einzuschicken die Güte hatten. Wie besäße er Zeit, um alles Erscheinende sich zu kümmern? Woher Geld, alle einschlägigen Bücher zur Durchsicht zu kaufen? Im Gegentheile sollen manchmal, wie wir bestimmt erfahren haben, die eingesendeten Freiexemplare mit dem Erlös ihres nachträglichen Verkaufs an einen Antiquar oder in einer Bücherversteigerung noch einen Beitrag zu den Unterhaltungskosten der Zeitschrift abwerfen, was, nebenher bemerkt, ein recht gewichtiger Grund ist, bei den Besprechungen schlechter Machwerke Nachsicht und Milde walten zu lassen, damit die Herren Verleger nicht die Lust zu Einsendungen verlieren. In einem vom Buchhändler-Börsenblatte abgedruckten Vorschlag zur Herausgabe eines kritischen Blattes war in der beigefügten Berechnung der Ertrag von den zu verwerthenden Rezensions-Exemplaren auf 2—300 Thaler veranschlagt.

Eine äußerst gewichtige Zeitung, welche in mehr als fünfzehntausend Abdrücken verbreitet wird und zu den besser bezahlenden gehört, bringt allwöchentlich eine Reihe von Bücherbeurtheilungen aus allen Zweigen des Wissens und allen Arten der Unterhaltung. Wie sie es gegenwärtig betreibt, wissen wir nicht, wie sie es aber vor einer Anzahl Jahren betrieb, sind wir zuverlässig unterrichtet. Zur Fertigung aller dieser Beurtheilungen war damals ein Mann bestellt und sein Verdienst davon war

ein solcher, daß er, wenngleich unverheirathet, den Zuschnitt sich machen mußte, je an einem Tage der Woche den Bücherstoß abzuarbeiten, welchen dies Geschäft ihm zukommen ließ und nach gemachtem Gebrauche zurück empfing. Hiernach bemesse man den Werth seiner Anzeigen. Im Dienste dieser Zeitschrift stand für die gedachte Leistung ein noch junger Mann, bei dessen redlichem Willen und Eifer nur zu bedauern war, daß ihm Gymnasial- und Universitätsstudien abgingen: indeß löste sich das Verhältniß zwischen dem Besitzer der Zeitschrift und diesem wohlgesinnten Mitarbeiter auf, weil letzterer sich wiederholt beikommen ließ, nicht nur seine eigne Meinung zu behaupten, sondern sogar mitunter vortreffliche Bücher anzuzeigen, von denen keine Freiexemplare eingegangen waren*.

So sind es denn die Verleger, welche im Großen bestimmen, was zur Anzeige kommen soll.

Nun tritt „die Reclame" hinzu, welche verursacht, daß die Blätter von Anpreisungen schlechter und mittelmäßiger Bücher voll sind, während sehr viele gediegene Werke für die Besprechungen gar nicht vorhanden zu sein scheinen**. Das Volk hat ein gewis-

* Wie hier, ohne nähere Angabe, hatte ich mich vor ungefähr 14 Jahren in der augsburger Allgemeinen Zeitung, in allgemeinen Betrachtungen geäußert. Der Zufall führte mich einige Tage nach der Ausgabe des betreffenden Blattes in fremdem Auftrag in die Geschäftszimmer dieser Zeitschrift. Sogleich bezogen sich Herausgeber und Verleger auf meine Auslassungen, indem sie dieselben als vollkommen irrig bezeichneten. Abgesehen davon, daß sie das Gesagte auf ihre Zeitschrift gedeutet hatten, wozu keine Veranlassung gewesen wäre, wofern es nicht zutraf, muß mich der Umstand, daß ich meine Mittheilungen von zwei Rezensenten empfing, mit denen ich, während sie nacheinander die Bücherbeurtheilung in dieser Zeitschrift besorgten, viel verkehrte, bestimmen, wörtlich zu wiederholen, was ich damals in Druck gab.

** Der Verleger der „Spenerschen Zeitung", welche bekanntlich dasjenige Blatt ist, das der König von Preußen liest, und welche geleitet wird von einem Leithammel der Nationalliberalen (ehemaligen Nationalvereinler) Braun, Herr Heiberg erließ folgendes Rundschreiben an die deutschen Verleger: „Berlin Anfang März 1874." Beifolgend beehre ich mich, Ihnen das Litteratur-Blatt der „Spener'schen Zeitung", welches in Zwischenräumen von circa drei Wochen erscheint, zu übersenden. Ich bitte Sie, daraus Veranlassung zu nehmen, einerseits der Redaction so rasch wie möglich die Novitäten Ihres Verlages einzusenden, andererseits — in Ihrem eigenen Interesse — ein Inserat bei gleichzeitiger Rezen-

ses Lesebedürfniß, nur fehlt ihm noch der Verstand, um richtig auszuwählen, woran es seine Zeit verwendet. Nachlässig verfahrend nimmt es auf's Gradewohl hin, was ihm nahe gebracht oder (gleichviel von wem) empfohlen wird. Nicht blos das Schöngeistige, sondern auch die strenge Gelehrsamkeit unterliegt theilweise solchen schädlichen Einflüssen. Die meisten Blätter, welche ein besonderes Geschäft von Bücherbesprechungen machen, befinden sich in Abhängigkeit von Buchhändlern oder von Kotterien; höchstens die ganz abgeschlossene Fachgelehrsamkeit hat noch die ehemalige Tüchtigkeit auf dem Gebiet der Tagespresse bewahrt und fordert noch immer tüchtige Leistungen. Aber ein Verderben, welches einmal Wurzel geschlagen hat, greift um sich. Der Geist der Wahrhaftigkeit hat gelitten. Es gibt leider Gelehrte, die, weil sie das geringfügige Honorar nicht reizen kann, aus einem andern Grunde regelmäßige Beurtheiler von Schriften sind, nämlich um gelegentlich ihre Freunde loben, und ihre Gegner herunterreißen zu können! Je allgemeiner und zugänglicher ein Wissenszweig ist, desto schlimmer steht es mit den Beurtheilungen der einschlagenden Erscheinungen. Am übelsten daher vielleicht um die Geschichte. In Sybel's historischer Zeitschrift waren die Bücherbeurtheilungen (natürlich die wenigen abgerechnet, welche Waitz, Warnkönig und Männer ihres Schlages schrieben) dermaßen oberflächlich und so ohne Sachkenntniß abgefaßt, daß ich schon längst die Zeit, sie zu lesen, mir erspare. Auch die Beurtheilungen in der augsburger Allgemeinen Zeitung haben sich verschlechtert. Umständliche Würdigungen geschichtlicher Werke sind kaum noch irgendwo unterzubringen, was ich daher weiß, weil mehrere angesehene Gelehrte sich mit Anfragen an mich gewendet haben, wo sie wol solche

sion für die Folge aufzugeben. Die zahlreich eingehenden neuen Erscheinungen werden unseren Standpunkt rechtfertigen, diejenigen Novitäten unbedingt in erster Linie und am ausführlichsten zu besprechen, denen zugleich der Auftrag zum Abdruck eines Inserates beigefügt ist. Wir vergüten auf die Insertionen 25 Prozent Rabatt. Hochachtungsvoll Hermann Heiberg. Verte!" Es folgt ein Schema zur Unterschrift: „Herrn Hermann Heiberg in Berlin zur Nachricht, daß ich der Redaction der „Spener'schen Zeitung" die Novitäten meines Verlags für die Folge einsenden werde; daß ich ein für allemal den Abdruck eines viergespaltenen zwölfzeiligen Inserates bei gleichzeitigem Gratis-Hinweis auf die erfolgte Rezension gestatte."

zum Abdruck bringen könnten. Die Folge dieses Zustandes ist eine überaus nachtheilige. Die Hauptwerke der deutschen Geschichtschreibung kommen theils gar nicht, theils nur im Vorbeigehen zur Besprechung. Erinnern sich etwa unsre Leser Niebuhr's Vorlesungen, von denen seit 1851 zehn Bände erschienen sind, die sechs Bände von Schlosser, welche er seiner von Kriegk bearbeiteten allgemeinen Geschichte neu hinzufügte, Kortüm's griechische Geschichte in drei Bänden — ich nenne drei Werke von größter Bedeutung — öfter besprochen und erwähnt gefunden zu haben? Gewiß nicht! Hingegen Mommsen's in ihrer Auffassung grundverkehrte und nicht einmal durchweg in Einzelheiten genaue Römische Geschichte, die von Parteigeist durchdrungenen und außerdem über das Mittelmäßige sich wenig erhebenden Schriften von Häusser, Sybel, Droysen und ihren Nachtretern findet man überall ausposaunt. Die Schule preist sie, die gothanischen Blätter heben sie mit Anempfehlungen hervor, die übrigen Zeitungen (auch Wiener!) drucken das Lob diesen nach. Ich will die Beispiele nach beiden Seiten hin nicht mehren, sondern lieber auf ein anderes Gebiet hinweisen. Seit Rückert's Ableben war unter den lebenden Dichtern Deutschlands der größte Hoffmann von Fallersleben*, der mehr als einen Anspruch auf Unsterblichkeit hat — wenn hört man denn einmal ihn loben? Man muß sich zuviel mit den Dichterlingen beschäftigen, die nur die Gegenwart, aber keine Zukunft haben! Vor einem Jahrzehnt besuchte mich ein bedeutender schwedischer Geschichtschreiber, der unterdessen in seinem Vaterlande eine sehr hohe Stellung eingenommen hat; im Laufe des Gesprächs wies ich auf einige vorzügliche neue Werke hin, von deren Vorhandensein er nichts wußte. „Mein Gott, sagte er, wir sind im Ausland recht übel daran. Ich habe öfter sehr angepriesene Schriften mir kommen lassen und sie des Lobes gar nicht werth gefunden; vom Erscheinen dieser Bücher, auf die Sie mich hinweisen, habe ich nichts erfahren. Die Kritik muß in letzter Zeit bei Ihnen in Deutschland

* Auch er ist inzwischen nicht mehr auf Erden. Er starb am 20. Januar 1874. Zugestanden, daß das Schauspiel höheren Werth als das Lied hat, so stehen doch vollendete Lieder höher als Schaustücke, die zwar Lob verdienen, aber auch Ausstellungen zulassen. Er hat den Ton des Volksliedes getroffen und seine Gesänge leben im Munde; seine „Kinderlieder" stehen überdies einzig da.

sehr gesunken sein. Welches Blatt haben Sie denn, auf das man sich verlassen kann?" Welches? Keines! — Für gute Bücher strengt der Verleger selten sich an. „Die werden sich selber empfehlen", denkt er und scheut die schweren Auslagen für das Bekanntmachen und die Mühen der Verwendung. Er wartet die Nachfrage ab. Für die Spreu bemüht er sich auf's äußerste, denn diese ist nur zu verbreiten durch Windmachen, durch geschickte Nachhülfe. Da gehen denn natürlich die leichtgeschürzten und schwächlichen Bücher viel besser ab als die guten. Selbstverlag der Verfasser ist auf dem Markte so gut wie verloren. Aus diesem Zustande erwächst für die Schriftsteller selber keine geringe Verlegenheit. Will nämlich ein Verfasser seinem Buche Aufmerksamkeit zuwenden, es in der Fluth der Bücher nicht verkommen lassen, so muß er sich heutzutage darum bemühen, seine Freunde, seine Bekannten in Anspruch nehmen — ja wol gar sich selbst beurtheilen!! Das widersteht doch Manchem. Schon ganz gewöhnlich ist es indeß geworden, daß, wie die Verleger, so Verfasser selbst die Anzeigen ihrer Schriften den Zeitungen zukommen lassen. Was wollen sie machen? Einer meiner Bekannten ersuchte einen ihm gleichfalls befreundeten Zeitungsmann, in den Spalten seines Blattes einen von ihm jüngst herausgegebenen Roman zu besprechen. „Mit Vergnügen — lautete die unbefangene Antwort — geben Sie mir nur gleich die Anzeige her." Die Zeitungsherausgeber haben keine Zeit übrig, Bücher durchzulesen, über sie nachzudenken, Würdigungen derselben abzufassen; sie drucken ab, was ihnen in die Hand gegeben wird. Daß es ehrenwerthe Ausnahmen gibt, daß nicht allemal Rücksichtnahmen Einfluß ausüben — wie möchte dies in Abrede zu stellen sein? Sobald man jedoch Zustände zu beschreiben sich vermißt, gilt das Hervortretende und Häufige, nicht der seltenere Fall. Gute und unabhängige Bücherbeurtheilungen werden auch heute noch immer geschrieben: die große Menge der Bücherbesprechungen aber entsteht auf die angegebene Weise. Durch dies geschilderte Getreibe wurden zu schriftstellerischen Größen, ich will nicht sagen: „Stümper", doch aber Mittelmäßigkeiten aufgepufft. Nun ist es richtig, daß die trügerischen Machwerke des Tages auch der Tag zerstört und das Aechte der Nachwelt unverloren bleibt: der Uebelstand liegt nur darin, daß in der langen

Zwischenzeit, bevor dieses Endergebniß sich herausgestellt hat, das Flache und Verschrobene oder Ziemliche den Raum behält und vom Markte die besseren Schriften verdrängt. Unter dem Besseren ist auch nicht alles dergestalt vollendet und vollgültig, daß es nach einer geraumen Zeit, während deren es bei Seite geschoben und fast wirkungsunfähig war, noch Lebensfähigkeit genug besäße, um mit solcher Frische dem späteren Geschlechte entgegen zu treten, wie alsdann nothwendig wäre. Es ist Gutes dann gleichzeitig mit dem Mittelmäßigen veraltet; seine Zeit ist auch vorüber. Schriftsteller wie Staatsmänner ohne Amt und Würden, die im lieben Deutschland als „Größen" gelten wollen, müssen heutzutage gleich den Geschäftsleuten darauf bedacht sein, recht oft in den Zeitungen genannt zu werden, und damit dies geschehe, müssen sie dafür Sorge tragen. Wer das unterläßt, dürfte wenig Aussicht haben, noch großen Ruf zu erwerben. Dafür sind aber auch unsere meisten heutigen Größen — Passirdukaten.

Beschuldige uns immerhin, wer das wirkliche Getriebe nicht kennt oder wer Ursache hat, es zu beschönigen, daß wir in's Schwarze malten: was hier gesagt wurde, ist das Ergebniß einer langen Beobachtung, vielfältiger Erfahrungen und gewissenhafter Ueberlegung. Werden den Getäuschten die Augen geöffnet über das was vorgeht, was von Jahr zu Jahr schlimmer zu werden scheint, so leiden die treuen Bücherrichter darunter ganz gewiß keinen Schaden.

Die eingetretene Umwandlung hat schwere Uebelstände in ihrem Gefolge. Bei dem jetzigen Zustande tritt unser besseres Schrifttum mehr als recht ist in den Hintergrund, wohingegen leichte Waare erhöhten Absatz und Eingang findet. Daran knüpfen sich weitere große Wirkungen. Denn es ist von durchschlagender Wichtigkeit für die Denkart und die Tüchtigkeit des Volkes, ob in seinen Händen vorzügliche oder mittelmäßige Bücher sind. Der Fortschritt oder der Rückschritt seiner Bildung hängt davon ab.

Jetzt also ist im Ganzen und Großen keine rechte Kritik mehr vorhanden, um die Auswahl des lesenden Bevölkerungstheiles gut zu richten. Wie der überwuchernde Buchhandel schon großentheils nicht mehr durch das Schrifttum hervorgerufen wird, sondern vielmehr selber das Schrifttum erzeugt, so hat er sich auch der Bücherbeurtheilung mehr als vortheilhaft ist, bemächtigt. Ein, wir

gestehen es zu, verzeihlicher Eigennutz hat die Verleger dabei geleitet, allein wenn sie auch auf diesem Wege Gewinne erzielten, so sind mit der Zeit doch auch erhebliche Nachtheile daraus für sie hervorgegangen. Da gibt es mehr als einen Verleger, der stutzig geworden ist über den geringen Absatz vortrefflicher Bücher, an deren Vertrieb er Hoffnungen zu knüpfen berechtigt war. Denn schon ist es dahin gekommen, daß nicht die Beschaffenheit des Buches selbst, sondern die Anstrengungen, die zu seiner Empfehlung gemacht werden, über sein buchhändlerisches Schicksal entscheidet. Das Lob des Sachkenners, einer Berühmtheit sogar, dringt nicht mehr durch; soviel wie jede andere Anzeige vom Ersten Besten, der von der Sache nichts Rechtes versteht, wiegt es, selten mehr. Des Erfolges ist nur sicher, was von sehr vielen Zeitungen besprochen wird. Hier entschlüpft nun wegen der Unmasse vorhandener Blätter den Verlegern der leitende Faden, weil, was ein Blatt dem andern nachdrucken wird, sie nicht in voraus zu bestimmen vermögen. Achtbare, wohlgesinnte Verleger sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß der gegenwärtige Stand dem guten Verlage schädlich ist und daß es besser wäre, wenn eine unabhängige und maßgebende Kritik vorhanden wäre, die einzig nach dem wahren Werthe der Bücher urtheilte. Das Bedürfniß einer solchen ist so lebhaft empfunden worden, daß auf der Buchhändlermesse 1864 der Börsenverein ernstlich über die Gründung einer großen Litteraturzeitung verhandelte, welche wieder die ächte Beurtheilung an die Stelle der falschen setze. Hatten nun auch diese Verhandlungen keinen Erfolg, so legt die Thatsache, daß sie stattgefunden haben, ein unverwerfliches Zeugniß für die Richtigkeit unserer Darstellung ab.

Man darf also sagen: die ächte Kritik ist in Deutschland, in seinen fliegenden Blättern, so ziemlich im Untergange.

Aus der Tagespresse mußte sie sich demnach wieder in Bücher flüchten. Auch diese Wendung trat bereits ein. Lassalle's Buch: „Herr Julian Schmidt, der Litterarhistoriker, mit Setzer-Scholien" legte 1862 an einem Beispiele so schlagend, daß gar mancher Zeitungsschreiber sich krümmte und auf Lassalle's Grobheit schalt, dar, wie beschaffen ein Werk sein kann, das von einem Haufen von Zeitungen hoch gepriesen binnen wenigen Jahren in

vielen Auflagen erschien, und was alles „das Volk der Denker“ sich gegenwärig bieten läßt — und der Bedarf neuer Auflagen des hingerichteten Buches bewies weiter, wie wirkungslos selbst die schlagendste Kritik bei unserem Geschlechte ist.

IV.

Die Blüthezeit der Unterhaltungsblätter fällt in die Jahre 1820 bis 1840. Auf die Zeit unserer großen Dichter folgte die Zeit zahlreicher Unterhaltungsschriftsteller. Die älteren Blätter im ersten und zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zeichneten sich durch Gediegenheit aus. Am ernsten Streben, das man in ihnen gewahrt, läßt sich erkennen, wie sie noch im Zusammenhange mit der Zeit unseres mustergültigen Schrifttums standen. Von der noch 1799 in Leipzig entstandenen, zu weiter Verbreitung gelangten, allgemeinen Modenzeitung, die erst Bergk, in neuerer Zeit Diezmann leitete, könnte dies allerdings ebenso wenig gelten wie von der „Zeitung für die elegante Welt“, welche Spazier grade 1801 in Leipzig anfing, (Mahlmann, Laube und Kühne leiteten sie hintereinander und besser.) Die Titel beider Blätter deuten schon ihre Haltung an. Aber größere Bedeutung hatten der „Freimüthige“ und das „Morgenblatt“. Der Freimüthige, der an seiner Stirn das Bildniß Ulrich von Hutten’s in einem Holzschnitt trug, wurde im Jahre 1803 von dem Liefländer Merkel zusammen mit Kotzebue in Berlin gegründet und bekämpfte in seinen ersten Jahren mit rühmlichem Nachdruck nicht nur die aufschießende Romantik, sondern auch das in Deutschland einbrechende Franzosentum. Später leiteten ihn A. Kuhn, W. Häring, Gentzel, aber nachdem die Franzosenzeit vorübergegangen war, konnte ihm schwerlich mehr als ganz gewöhnlicher Freimuth nachgerühmt werden. Diese die öffentlichen Zustände erfassende Richtung hatte das „Morgenblatt für gebildete Stände“, welches die Cotta’sche Buchhandlung in Stuttgart seit 1807, sechsmal in der Woche in einem halben Bogen, herausgab, nicht, sondern mehr eine wissenschaftliche Haltung. Neben der Cotta’schen Allgemeinen Zeitung einhergehend sollte es alle nichtstaatlichen Belange des

höheren Lebens in sein Bereich ziehen. Therese Huber und seit 1832 Hauff besorgten dasselbe. Ein alter Jahrgang des Morgenblattes liegt vor mir: er enthält Mittheilungen aus Reisebeschreibungen, Uebersetzungen aus anderen Sprachen, Betrachtungen „über die Urbanität", „die Strafgesetze der Chinesen", „den Haarputz der Alten", „die Mathematische Fysiognomik" u. dergl., Züge aus Stadtchroniken, „Reminiscenzen von der französischen Schaubühne", Kunstberichte, Korrespondenz-Nachrichten aus Hauptstädten, ziemlich viel Gedichte, aber wenig erdichtete Erzählungen. Die Aufgabe war unverkennbar die: allgemein menschliche Bildung und geläuterten Geschmack zu befördern. Um dies zu vermögen reichte man Bruchstücke des Wissens, Kenntnisse in kleinen leicht genießbaren und verdaulichen Bissen. Bezeichnend war dabei der Beisatz des Morgenblattes „für gebildete Stände". Das Blatt richtete sich weder an das ganze Volk noch an den Gelehrtenstand.

Das Schönwissenschaftliche neigte später immer mehr zum blos Unterhaltenden. Die üppig aufschießenden Blätter dieser Gattung suchten nichts weiter als eine Weile angenehm zu beschäftigen, ohne etwas nutzen, etwas erwirken zu wollen. Die Geistesschlaffheit der 20ger Jahre war der fruchtbare Boden für eine marklose Belletristik. Unser klassisches Zeitalter erweckte ungemein viele junge Leute zu dichterischen Versuchen. Ihre in Verse gefaßten Gefühlsergüsse und ihre ersonnenen Erzählungen suchten sie zur Kenntniß der Lesewelt zu bringen und dazu eigneten sich am besten kleine Blätter. Zu dem gelehrten Grübeln schwerfälliger Pedanten, welches in den Litteraturzeitungen zuweilen lästig fiel, bildete die ästhetische Träumerei einen recht grellen Gegensatz und das ergänzende Seitenstück, um die Sinnesart des Zeitalters zum Ausdruck zu bringen. Neben der Novelle machte eine fade Kunstschreiberei über Musik und Theater sammt neuen Dichtungen, welche dem Müßiggange Stoff zu einer folgenlosen Beschäftigung gaben, den Hauptinhalt der Unterhaltungsblätter aus, deren um die Mitte der 30ger Jahre ein halbes Hundert erschien. Damals warf sich das „junge Deutschland" auf diese Tagespresse und brachte in sie frisches Leben. Es nahm die Thätigkeit in dieser Gattung des Schrifttums sehr ernst und betrach-

tete sie als etwas Gewichtiges. Gutzkow schrieb, kaum 20 Jahre zählend, als Student, 1831 ein „Forum der Journallitteratur"! Eine Wandlung des Geschmacks stellte sich ein. Neben die langathmigen beschreibenden Erzählungen, welche gern an große geschichtliche Stoffe sich klammerten, setzte sich nun die Nachahmung des lebhaften, leichten, auch mitunter leichtsinnigen Salontones der Franzosen sowie das französische Ausmalen von Kleinigkeiten. Für Vielschreiberei boten die kleinen Blätter bequeme Gelegenheit und zugleich dienten sie als eine Waffe, um sich vor der Welt geltend zu machen. Die vom jungen Deutschland gebärdeten sich anfangs — sie waren noch junge Männer — wie schriftstellerische Stutzer. Pikant wollten sie, wie das damalige Stichwort lautete, schreiben, d. h. nicht tiefe Eindrücke hinterlassen, sondern mit starken aber flüchtigen Reizen prickeln. Ein hohles Litteratentum (denn in der Ziererei nannte man sich lieber Litterat als Schriftsteller) machte sich fortan breit und führte eine Weile das große Wort. Ueber alles und jedes wußte man zu reden und abzuurtheilen, jedoch anstatt von der Sache selbst zu handeln und darzulegen, wie sie beschaffen sei, was in ihr liege, was sie bezwecke und wie viel sie werth sei, haschte man einige Schlag- und Stichwörter und hing an ihren Nagel alles Beliebige an, was dem Schreibenden grade durch den Kopf fuhr. Ruhige, sachgemäße Auseinandersetzung, methodisches Begründen haßte man. Das Ueberspringen von Einem zum Andern, das Flatternde und Gaukelnde war die beliebte Art. Man sprach dreist in's Blaue hinein. „Elegante" Plauderei sollte fesseln und zur Bewunderung des „geistreichen Autors" hinreißen. Die Gedankenleere mußte Wortqualm verdecken. Im Ausdruck liebte man das Geschraubte, Frisirte und Geschminkte. Die Einfachheit war verpönt. Kraft und Leidenschaft paßten nicht zur vornehmen Gesellschaft: lieber zeigte man sich gewandt und beißend. Um diese Zeit dienten als besondere Würze allerhand Geklätsch und Fraubasereien aus größeren Städten oder über Größen des Schrifttums, Mittheilungen von Theaterkabalen, sowie zornige Ausfälle auf andere Schriftsteller, die jedoch nur die Wirkung hatten, die Lesewelt abzustumpfen und die Schriftsteller überhaupt in Mißachtung zu bringen. Skandal war beliebt. Durch ihn hoffte man bekannter zu

werden. Fragen der Grundsätze wurden meist in Belange von Persönlichkeiten verkehrt. Es kam zu einem wüsten Geschrei windiger Skribler. Selten dauerte ein geistreicher Schöngeist an einem Orte lange aus. Von einer großen Stadt zogen sie nach wenigen Jahren in die andere, was übrigens manches Gute hatte, indem dies Herumwandern sie mit verschiedenen Verhältnissen und durch ihre Feder die Leser mit diesen bekannt machte. Den Häuptern d. h. den Herausgebern dieser Blätter, die auf Kameraderie große Stücke hielten, halfen schöngeistige Leutnants und Referendare, auch manches dichterisch gestimmte Fräulein, welche in diesen Blättern (um einen Ausdruck anzuwenden, den der große Litterarhistoriker Wachler in seinen Vorlesungen brauchte) ihre litterarische Nothdurft verrichteten. Deren Beiträge waren um so willkommener, da sie selten klingenden Lohn, in der Regel nur ein gelegentliches Lob erwarteten. Die „Abendzeitung" brachte drei- und vierbändige Romane von Tromlitz (d. h. August von Witzleben). Andere Blätter behalfen sich mit den Uebersetzungen französischer, auch englischer Erzählungen und Zeitungsaufsätze, wie z. B. die „Modezeitung", wie F. Niebuhr's und Ludwig's „Blätter der Börsenhalle" in Hamburg. Die einigen, wie „dem Gesellschafter" angehängten Beiblätter für „Kunst und Gewerbe" wollten herzlich wenig besagen. Wie es mit der Führung dieser Unterhaltungsschriften manchmal genommen wurde, möge ein Zug darthun. Des in Leipzig erscheinenden „Kometen" Herausgeber war der Böhme Herloßsohn, einer der liebenswürdigsten und gutmüthigsten Menschen unter allen, die ich kennen gelernt habe. Ich befand mich zuweilen in seiner Gesellschaft und war daher eines Tages, — es war im Jahre **1840** oder **41** – nicht wenig überrascht, in seinem Blatte einen hämischen Ausfall gegen eine Schrift von mir und wider meine Person zu lesen. Beim nächsten Zusammentreffen fuhr ich zornig auf ihn los: er schaute mich mit seinen gutmüthigen Augen höchst erstaunt und verlegen an. Herloßsohn wußte nicht, was in seinem Blatte gestanden hatte! Ich erfuhr nun, daß er die Gewohnheit hatte, wenn Zusendungen einliefen, dieselben, ohne sie ordentlich zu lesen, nach flüchtigem Ansehen in einen großen Sack zu stecken. Kam dann der Setzer zu ihm und verlangte Manuskript, so griff er in seinen Sack und

händigte ihm, was er grade herausgeholt hatte, ein. Für die Anordnung mochte in der Druckerei der Faktor Sorge tragen.

Wie herb, wie schneidend unser Rückblick auf diese untergegangene Weise der Tagesschriftstellerei auch ausgefallen ist, so würde es doch ein Irrtum sein, das heutige Urtheil in jene Zeit zurückzuversetzen. Wie diese Blätter waren, so entsprachen sie dem damaligen Geschmacke und die Leute waren wunderlich genug, Romane sich lieber bogenweise in Zeitabständen zukommen zu lassen, als sie in ganzen Bänden aus der Leihbibliothek zu holen. So Manchem von den älteren Männern wird es wol ebenso gegangen sein, wie mir, der ich als Gymnasiast und Student diese Blätter mit Genuß und Erbauung verschlang und eine besondere Achtung vor den Männern hegte, die sie verfaßten. Sie waren die Modeschriftsteller. Auch kam ihnen das Verdienst zu, die dem Deutschen angeborene Schwerfälligkeit gemindert, Leichtigkeit und Gewandtheit gefördert zu haben. Die Franzosen waren ja ihre Vorbilder. Vortheilhaft unterschieden sich ferner diese regsamen Männer von ihren Nachfolgern in der Tagespresse durch den Fleiß, den sie auf den sprachlichen Ausdruck verwendeten: nicht, als ob sie dabei richtige Grundsätze befolgt hätten oder von hinlänglichem sprachlichen Wissen unterstützt gewesen wären; im Gegentheil, sie ließen sich manche Verstöße zu Schulden kommen, aber sie gaben sich Mühe, feilten, gossen um und legten auf Sauberkeit Werth, während später Verlotterung in Ansehung des Styles einriß. Denn die meisten heutigen Tagesschriftsteller schreiben so rasch als es nur angeht, ohne die Wörter und Satzfügungen zu überlegen, die ihnen in die Feder gerathen, und denken ungern an Umschreiben des Aufgesetzten. Im ersten Gusse soll ihnen alles gelingen!

Diesen schöngeistigen Schriftstellern, die ihren Beruf hoch hielten, kam auch zum erstenmale in Deutschland das Vorhandensein eines freien Schriftsteller*standes* und seiner *gemeinsamen* Belange zum Bewußtsein. Leipzig war damals der Hauptplatz der schriftstellerischen Thätigkeit. Von den in Leipzig an der Tagespresse Beschäftigten waren die Wenigsten Sachsen. Aus ganz Nord- und Mitteldeutschland fanden sich hier, und wäre es nur im Vorübergehen gewesen, Schriftsteller ein. Junge strebsame

Oesterreicher, welche in sich eine dichterische Ader spürten, hoch hinauf strebten und über den heimischen Druck seufzten, nahmen einen längeren Aufenthalt in Leipzig, wo diese angehenden Schriftsteller gleichsam ihre hohe Schule durchmachten. Auswärts endlich bezog man öfter Herausgeber von Zeitschriften aus Leipzig. In dem lebhaften Verkehre so vieler Herausgeber und Mitarbeiter von Zeitungen, die alle von der Feder lebten und denen es manchmal recht schlecht ging, brach der Gedanke, der den an den Universitäten versorgten Professoren fern lag, durch, daß etwas geschehen müsse für die Besserstellung des von allen Seiten gedrückten Schriftstellers und daß dies nur durch Verbindung der Kräfte möglich sei. In dieser Absicht, behufs der Vertretung des Schriftstellerstandes wurde im Januar 1841 der „Leipziger Litteratenverein" gegründet, der sich nachher „deutscher Schriftstellerverein in Leipzig" nannte. 84 Schriftsteller traten ihm bald bei und als er im dritten Jahre bestand, zählte er 106 Mitglieder. Er sollte sich über ganz Deutschland verzweigen und nahm auch dazu den Ansatz. Jedoch die in den zurückgebliebenen Staatseinrichtungen Deutschlands liegenden Beschränkungen und ebenso sehr die Stumpfheit und Engherzigkeit der großen Menge der deutschen Schriftsteller selber stand der Ausführung dieses Vorhabens im Wege. Der genannte Verein hielt, um einen andern Weg zu diesem Ziele einzuschlagen, vom 27—29. April 1845 in Leipzig einen Schriftstellertag ab, zu dem viele herzureisten*, und schrieb einen zweiten nach Weimar 1846 aus; als aber die Einwirkung der sächsischen Regierung den weimarischen Staat zu einem Verbot desselben vermochte, stockte auch dieses Beginnen und konnte erst nach den Jahren der drückendsten Reaktion wieder aufgenommen werden. Am 20. August 1865 fand der zweite Schriftstellertag abermals in Leipzig statt, dem mehrere in anderen Städten folgten. Bedauerlich war, und es schwächte von vorn herein die Bedeutung, daß beinahe nur Zeitungsschreiber und Novellisten, und beinahe nur Nord- und Mitteldeutsche theilnahmen. Nach den Erfolgen der preußischen Waffen verlegte die Zusammenkunft

* Vergl. den Bericht über die erste deutsche Schriftstellerversammlung gehalten zu Leipzig. Leipzig bei W. Schrey 1846. 52 Seiten.

in Dresden 1868 die Leitung nach Berlin. Inzwischen sind auch an mehreren Hauptplätzen Vereinigungen von Schriftstellern entstanden, die indeß noch nicht im Verkehr untereinander stehen. Die bedeutendsten sind die „Concordia“ in Wien und „die Presse“ in Berlin: ihre Entstehung ist eine erfreuliche Thatsache. Leipzig hingegen hat seine tonangebende Bedeutung immittelst eingebüßt. Der Druck, den der Staat in Leipzig auf die Schriftsteller ausübte*, und die in Berlin und Wien gegönnte freie Bewegung,

* Ausweisungen von Schriftstellern kamen in Leipzig früh vor, so die des Dichters der Polenlieder Ortlepp, so die des nachherigen Marinerathes Jordan, ohngeachtet dieser im nahen Lindenau ein Haus gekauft hatte. Im Winter 1846 verhängte Minister von Falkenstein eine massenhafte Ausweisung von Schriftstellern. Seit 1850 wurden geflissentlich die Schriftsteller niedergedrückt. Die sächsische Regierung wollte nicht, daß sie in Leipzig eine Bedeutung besäßen, also auch nicht, daß Leipzig seine bisherige Bedeutung behalte. Man wähne ja nicht, daß ich hier eine Muthmaßung als Wirklichkeit hinstelle. Ich verfahre gewissenhaft. Im Winter 1849 zu 50 oder 50 zu 51 habe ich in einer Gesellschaft einen hohen Staatsbeamten, der zu den Trägern des Regierungssystems gehörte, aussprechen hören, die Regierung wolle die Schriftsteller in Leipzig nicht mehr zu Gewicht kommen lassen. Im Schriftstellerverein erschien Jahrelang zu jeder Sitzung ein Polizeibeamter. Ich war Augenzeuge, wie er im Verein einen früher (ohne Grund) ausgewiesenen Schriftsteller, der auf einer Reise den Abend verweilte, um an einer Sitzung Theil zu nehmen, verhaftete. Seitdem mochten viele Mitglieder den Verein nicht mehr besuchen, der fortan nur kümmerlich sich behauptete. In den sächsischen octroyirten Ständen hielt es ein Abgeordneter erforderlich, vorzubeugen, daß „Litteraturbummler“ in die Kammer gewählt würden. Berlin überragte Leipzig mehr und mehr. Von dort, nicht mehr wie früher von Leipzig, bezogen Zeitungsbesitzer ihren Bedarf an Kräften. Drei Vorsteher des Vereins siedelten nach einander nach Berlin über, weil nun dorthin der schriftstellerische Schwerpunkt fiel.

Die sächsische Regierung selber scheint die veränderte Lage anzuerkennen, wenigstens sind wiederholt zu Herausgeberstellen an der Landes- und Regierungszeitung, in Beziehung auf welche man voraussetzen möchte, daß bei sonst gleicher Tüchtigkeit einem Landeskinde die Vertrautheit mit den besonderen sächsischen Verhältnissen den Vorzug vor einem Auswärtigen gebe, Schriftsteller aus Preußen berufen worden mit Zurückschiebung der in Vorschlag gekommenen geborenen Sachsen, die nach meinem Urtheil durchaus geeignet gewesen wären. Unter letzteren war sogar einer, dem der vorige König von Sachsen auf eine Schrift hin, die noch dazu dieser Schriftsteller dem Könige gar nicht mitgetheilt hatte, seinen Dank ausdrücken und sagen ließ, daß, wenn er etwas wolle, er sich an ihn wenden möge. Leipzig ist seit 1850 viel größer geworden, aber

sowie die günstigeren Verhältnisse dieser beiden Großstädte für den Erwerb haben Leipzig in seiner Eigenschaft als Schriftstellerplatz heruntergebracht, Berlin und Wien das Uebergewicht in der Presse verschafft.

Die vornehmsten Unterhaltungsblätter dieses Zeitraums waren außer den schon erwähnten Bäuerle's „Theaterzeitung" in Wien seit **1808**, drei **1817** gegründete Blätter: Th. Winkler's (d. i. des Hofraths Hell) „Abendzeitung" in Dresden, die später Schmieder herausgab, Gubitz' „Gesellschafter" in Berlin, Lotz' „Originalien" in Hamburg, zwei **1826** entstandene, der erst in Altenburg durch Pause geleitete, bald in Leipzig von Gleich fortgesetzte „Eremit" und das braunschweiger „Mitternachtsblatt", die nachherige „Mitternachtszeitung", welche Müllner, dann Riedmann, Köchy, Laube und Brinkmeier leiteten, zwei **1830** in Leipzig hervorgerufene Blätter, der „Komet" (von Herloßsohn) und die „Blätter aus der Gegenwart" (von Diezmann), seit **1831** „Unser Planet" (Seidlitz, Roth), ebenfalls in Leipzig, der berliner „Figaro", einige **1835** begonnene Blätter: der „Phönix" in Frankfurt, den Gutzkow und Duller, und die „Europa", die Lewald, Laube, Kühne nacheinander in Leipzig und Stuttgart besorgten, Saphir's witzelnder „Humorist" in Wien, endlich die gegen Ende der **30**ger Jahre in Leipzig von Heller gepflanzten „Rosen". Die „Zeitung für die elegante Welt" kündigte schon mit ihrem Titel ihre Richtung an. Theodor Mundt gab **1835** den „Zodiakus", **1836** „die Dioskuren", **1838** den „Freihafen", **1840** den „Piloten" heraus, Beurmann bis **1837** in Frankfurt am Main den „Telegraph für Deutschland", in welchem Jahre ihn Gutzkow ablöste und dieser von Hamburg ausging. Von österreichischen Blättern ist nur noch Adolf Glaser's „Ost und West" in Prag hervorzuheben. Withauer's „Wiener Zeitschrift für Kunst, Litteratur und Mode" war werthlos. Im Jahre **1842** begründete Kuranda die „Grenzboten", die erst in Brüssel, dann auch in Leipzig erscheinend, sogleich ernster als „Zeitschrift für Politik und Littera-

---

vor 1850 besaß es eine viel größere Bedeutung in Deutschland. Nunmehr befindet es sich bei wachsender Bevölkerung im Herabsinken zu einem Vororte von Berlin.

tur" auftraten und auf Oesterreich eine große und fördernde Wirkung erlangten.

Nun sind diese wie andere neben ihnen grünende Blätter verwelkt und vom Winde verweht. Einige wenige von ihnen schleppen noch unbeachtet ein klägliches Dasein fort, ein paar haben sich in andern Händen vollständig umgewandelt, wie die „Europa", die unter Steger ein völkerkundliches Blatt, die „Grenzboten", die in Freitag's und Julian Schmidt's Händen ein politisches Parteiblatt gothanischer Färbung geworden sind, aber dessen ungeachtet die ehemalige Geltung nicht entfernt mehr besitzen. Ein Umschlag des Geschmackes ist also vor sich gegangen.

Verfolgen wir den Hergang dieser Veränderung, so war ihr erstes Vorzeichen 1833 die Nachahmung der englischen Presse in der Herstellung eines billigen, auf minder gebildete und minder anspruchsvolle, aber weitere Kreise berechneten Blattes, welches „gemeinnützige Kenntnisse" ausbreiten sollte, „des Pfennig-Magazins", welches Bossange in Leipzig anfing und Brockhaus sehr bald übernahm. Es brachte überdies im deutschen Zeitungswesen, so viel ich weiß, zuerst Abbildungen in Holzschnitt. Bis dahin begnügte man sich mit einer Titelvignette oder gab allenfalls wie die Modenzeitung Beilagen mit Bildern. Das „Heller-Magazin" und das „Sonntags-Magazin" folgten ihm in Leipzig auf dem Fuße: ein Beweis, daß diese Art raschen Eingang fand. Ein zweites Vorzeichen war die „Deutsche Vierteljahrsschrift", welche Cotta in Stuttgart und Tübingen 1838 erscheinen ließ: gleichfalls eine Nachahmung englischer Zeitschriften. Diese wendete sich an die ernstere männliche Lesewelt, welche durch längere Darlegungen wirkliche Einsicht in Verhältnisse zu erlangen wünschte. Aber sie vermochte nicht sich auf die Dauer zu behaupten. Seit der Zeit wollte man „Essays" schreiben, wie man mit der alten Gespreiztheit sich ausdrückte. In solchen konnte man doch nicht gar so oberflächlich sein.

Immittelst hatte sich allmählig das deutsche Volk aus der langen Erschlaffung und Gedrücktheit, die von den vielen Jahren der Kriegsleiden und den gewaltigen Anstrengungen zur Abschüttelung der Fremdherrschaft herbeigeführt worden war, gerafft. Im südwestlichen Deutschland war zwar in dieser Zeit Theil-

nahme am öffentlichen Leben vorhanden, das mittlere Deutschland hatte jedoch nur von außen, **1830** durch die Julirevolution, einen vorübergehenden Anstoß empfangen, der ganze Osten und Norden ging in politischer Hinsicht noch in den Kinderschuhen. Ein kleines Menschenalter war seit der Besiegung der Franzosen beinahe verstrichen, als endlich erhöhte Regsamkeit sich einstellte und der Sinn sich nun dem öffentlichen Leben mehr zuwendete. So wie er Größeres und Gewichtigeres erfaßte, kehrte er sich von müßigen Spielereien und leeren Wortgeflechten ab. Für Preußen, das in manchem Betracht so sehr zurückgebliebene, war das Ableben seines alten Beherrschers Friedrich Wilhelm III. **1840** erweckend. Die Zeit der Schöngeisterei war um.

In den **40**ger Jahren vollzog sich die Wendung. Drei neue Erscheinungen kennzeichneten diejenigen Bahnen, in denen fortan Unternehmungen gedeihen mochten. Mitte d. J. **1843** gründete ein kluger und thätiger Verleger in Leipzig, Johann Jakob Weber, die „Illustrirte Zeitung" nach englischem Muster. Der geistvolle und kenntnißreiche Rechtsanwalt Dr. Schellwitz, der einige Zeit in England sich aufgehalten hatte, soll den Gedanken dazu gefaßt haben und hat jedenfalls zur Taufe bei ihr gestanden. Hauptsache dieser Zeitung waren die Holzschnitte, und in seltener Vollendung lieferte sie dieses Blatt. Bei dem Durchblättern seiner verschiedenen Jahrgänge hat man die Freude, inne zu werden, wie sehr die Holzschneidekunst in den beiden letzten Jahrzehnten sich vervollkommnet hat. Die zugedruckte Schrift war Nebensache, wie schon die Wahl kleiner Lettern und die Namenlosigkeit der Aufsätze verräth. Man las die Illustrirte Zeitung auch wenig, aber sah sie viel an. Zum Speicher für alle möglichen neuen und nützlichen Nachrichten suchte die Illustrirte Zeitung sich zu machen, und da sie hierauf große Sorgfalt verwendete, ist ihr das gelungen. An Mannichfaltigkeit ließ sie nichts zu wünschen übrig. So weit nackte Angaben genügen, gewährt sie schätzbaren Vorrath; handelt es sich freilich um Ansichten und Urtheile, so ist es überwiegend der Filister, der aus ihr spricht, manchesmal auch die Reclame. Die berühmten Männer, deren Konterfei und Lebenslauf sie zur Kenntniß Deutschlands bringt, waren oft mir, ich bekenne meine Unwissenheit, bis dahin unbekannte Größen ge-

wesen. Die Mehrzahl ihrer stehenden Mitarbeiter bestand aus schriftstellerischen Handlangern. In gewissem Sinne war die Illustrirte Zeitung ein Weltblatt durch ihre Verbindung mit den gleichen Unternehmungen in London und Paris, worauf am Schluß dieser Schrift zurückgekommen werden soll. Wie sie es auch verdiente, gewann die Illustrirte Zeitung bald Tausende von Abnehmern und rief eine ganze Reihe ähnlicher Unternehmungen hervor. Doch hat bis jetzt keine in den Zeichnungen sie übertroffen. Seit dieser Zeit verlangt nun die Lesewelt in den Blättern B i l d e r.

Das zweite Neue war, so heiter es sich vorstellte, ernsthafter gemeint. Saphir hatte jenen jüdischen spitzfindigen Witz, den die talmudischen Schulen schärfen, der Schöngeisterei zugesetzt und Aufsehen mit seinen Wortspielen gemacht. Sein „Humorist" war auf die Lachlust der Wiener berechnet. Oettinger, gleichfalls ein Jude, reich begabt und dennoch Nachäffer der Franzosen, ein Seiltänzer in Gedanken und Worten, behagte sich in bissigen Verspottungen, die nicht so viel Beifall fanden; er gab seinem in Leipzig erscheinenden „Charivari" kleine, schlechte Zeichnungen bei. Im wiedergewonnenen Kraftgefühl des Volkes regte sich ferner schalkhafte Laune und strömte über in drolligen Auslassungen und in scherzhaftem Spotte, der, ohne weh zu thun, zum Aufmerken und Nachdenken, zur Besserung leitet. Die heitere Selbstverspottung im „deutschen Michel" bezeichnet den Durchbruch dieser Weise. Sie trat hervor in einer münchener Zeitschrift seit 1844 oder 1846 (?), in Kaspar Braun's und Schneider's „Fliegenden Blättern", in denen eine Reihe köstlicher Gestalten wie Eisele und Beisele, später Wühlhuber und Heulmeier, dann der Staatshämorrhoidarius u. a. zur allgemeinen Ergötzung ausgeprägt und von entsprechenden Zeichnungen begleitet wurden. Die süddeutsche Harmlosigkeit und Gemüthlichkeit äußerte sich, und ein ernster sittlicher Hintergrund läßt sich herausfühlen. Die Bilder der Fliegenden Blätter sind geistvoll geblieben, die muntere Laune aber hat in der trüben Reaktionszeit merklich abgenommen.

Lange Erzählungen und Berichte über Geselligkeit, Kunstleistungen und neue Schriften bildeten den Stoff der Unterhaltungsblätter; am Schlusse des Blattes wurden ein paar kurze

Nachrichten hinzugefügt, Lückenbüßer, um den Raum des Bogens auszufüllen. Als nun über der zunehmenden Hinwendung zu den öffentlichen Hergängen die männlichen Leser sichtlich die Geneigtheit verloren, ihre Zeit mit den erdichteten Erzählungen hinzubringen, bemerkte ein in Leipzig lebender Schriftsteller Held, ein vormaliger preußischer Offizier, wie die Meisten, welche die Blätter in die Hand nahmen, blos die am Ende stehenden Mittheilungen lasen. Zugleich war ihm nicht entgangen, wie sehr die theuren Preise der Unterhaltungsblätter ihrer Verbreitung im Wege standen. Von diesen beiden Wahrnehmungen ausgehend gab er **1842** für 7½ Groschen auf's Vierteljahr ein Blättchen „die Locomotive" heraus, welches nichts als kleine Nachrichten, zum Theil politische Bemerkungen in wenigen Zeilen enthielt und äußerst billig verkauft wurde. Er hatte richtig beobachtet, denn in ganz kurzer Zeit zählte er 40—50,000 Abnehmer. Die Locomotive war das erste deutsche Blatt, welches einen massenhaften Absatz gewann und würde Herrn Held zu einem reichen Manne gemacht haben, wenn die sächsische Regierung nicht schnell (Mitte 43) sie zum Stillstand gebracht hätte! Das Verbieten ist so leicht!

Das Jahr **1848** schwemmte jene älteren Unterhaltungsblätter rasch hinweg. So wie die Litteraturzeitungen hörten sie auf. Ihre Stelle nahmen die Zeitungen ein, indem diese aus ihren Lückenbüßern ein umfangreiches „Feuilleton" machten, welches Novellen, Urtheile über Aufführungen der Schaubühne, über musikalische und andere Leistungen, dazu Anekdoten und allerhand überflüssigen, nämlich außerhalb ihres eigentlichen Zweckes liegenden Krimskrams darbot. Ein und das andere schöngeistige Blatt besteht wol noch immer im Schatten fort, aber im Großen ist diese Gattung verschwunden. Am längsten hielt die Cotta'sche Buchhandlung das alte Morgenblatt aufrecht, bis sie dasselbe endlich **1865** doch auch eingehen ließ. Auch die Vierteljahrsschrift fiel **1870**.

Was seitdem, im Reaktionszeitalter, auf diesem Gebiete zu Tage trat, ist anders gestempelt. Behaupteten sich die alte Modezeitung, die geblieben ist, wie sie war, die Illustrirte Zeitung und die Fliegenden Blätter, so darf man, um dies erklärlich zu finden, nicht übersehen, daß sie besondere, eigenthümliche Bedingungen ihres Bestandes und außerdem alle drei — Bilder darboten.

Die beiden tonangebenden Blätter, welche in diesem Zeitraume geschaffen wurden, waren der „Kladderadatsch“ und die „Gartenlaube“. Adolf Glasbrenner hatte den berliner Witz in das Schrifttum eingeführt. Ein Kreis von berliner Schriftstellern, Juden aus Schlesien, keine berliner Kinder, beschloß im Frühjahr 1848, als die Bande der Censur gesprengt waren und Muthwille sich froh regte, mit einem Blatte sich heraus zu wagen, in welchem der berliner Witz mit allem spielen sollte, was grade die öffentliche Aufmerksamkeit erregte. Sie saßen zusammen, die Gründer mit Befreundeten, und setzten einen Preis für den besten Titel des Blattes aus. „Ich hab's,“ rief Einer, schnalzte mit dem Finger und schrie: „Kladderadatsch!“ Der Name gefiel — es war der Spitzname einer leipziger Bordellwirthin*. Gemeinschaftlich haben sie viel gearbeitet und brauchbare Zusendungen flossen ihnen bald reichlich zu. Mit scharfer Lauge begossen „die Gelehrten des Kladderadatsch“ Kalisch, Dohm, Löwenstein, Kossak u. A., in höchst wirkungsreicher Weise, was Schwächen darbot. Es braucht nur beispielsweise an den Briefwechsel zwischen Baron Prudelwitz und Strudelwitz, den preußischen Junkern, wie sie leibten und lebten, erinnert zu werden, um das Treffende und Schlagende ihres Witzes zu bezeichnen. Die Zwiegespräche Müller's und Schulze's und die Aeußerungen des Zwückauers (beides Schöpfungen von Kalisch) brachten das Filistertum zur ergötzlichen Anschauung. Bilder begleiteten natürlich die ausgetheilten Hiebe. Vielfach schärfte der Kladderadatsch das Urtheil, indeß hat er auch ätzend und zersetzend gewirkt. Große Fragen soll man nicht mit Witzelei abthun, Hohes, selbst nur Tüchtiges nicht in einem falsch geschliffenen Spiegel zeigen, in welchem das zurückgeworfene Abbild der Lächerlichkeit verfällt, denn alsdann wird es in der Meinung der Menschen herabgezogen; nicht alles ohne Unterschied sollte man verhöhnen, nicht jedes mit Lauge übergießen. Das schadet, denn solches Witzeln kältet die zu allem schaffenden Unternehmen erforderliche Wärme ab, zerstört den Eifer und läßt Thatlosigkeit zurück. Vieles überdies im Kladderadatsch ist trockener Wortwitz oder geräth in's Fratzenhafte, nicht Weniges

*) Siehe das Vorwort.

setzt zu seinem Verständniß Vertrautheit mit den berliner- oder mindestens mit den preußischen Zuständen voraus. Immerhin aber war der Kladderadatsch eine beachtenswerthe Erscheinung. Der „Kikeriki" in Wien, der „Punsch" in München, die „Stadtfraubas" in Augsburg und andere Spottblätter folgten nach. Licht- und Schattenseiten hatte dies neue Treiben. Wenn es faule Flecke traf, wenn es erheiterte, war es löblich und wirkte erfrischend, wenn es jedoch seine Anziehungskraft im Reize des Anstößigen oder im Bewerfen bekannter verdienter Männer mit Schmutz suchte und der Grundsatzlosigkeit einen Thron baute, so zerfraß es den Ernst der Gesinnung und verbreitete Leichtfertigkeit.

Ein gescheuter Buchhändler in Leipzig, Ernst Keil, der schon mehrere Blätter („Leuchtthurm" 1845, „Reichsbremse" 1848, „Illustrirter Dorfbarbier" 1851) herausgegeben und mit ihnen viel Glück gemacht hatte, benutzte in der Haft, mit der er für seine politische Thätigkeit büßen mußte, seine unfreiwillige Muße, um über die gegenwärtige Beschaffenheit der Lesewelt sowie über die Bedingungen eines für sie geeigneten Blattes weiter nachzusinnen. Den Vertrieb wußte er gut einzurichten; hatte doch sein letztes Blatt 22,500 Abnehmer gefunden. Er stand mit 3 Gelehrten in Verbindung, deren Aufsätze in der Gegenwart Zugkraft besitzen mußten. 1853 erschien seine „Gartenlaube". Der Vorliebe für die Naturwissenschaften entsprachen Roßmäßler's Darstellungen in ihr, der Sorge eines jeden für seine Gesundheit kam Bock mit seiner Klarheit und derben Offenheit zu Hülfe, und wer recht Spannendes begehrte, um seinen Müßiggang zu würzen, dem thaten Temme's Kriminalgeschichten Genüge. Andere Modeschriftsteller wurden nach und nach herangezogen, in der Regel die Namen der Verfasser genannt, dem Fortschritte der Zeit gehuldigt, größere Holzschnitte auch beigegeben, der Preis auffallend billig gestellt. Die Aufsätze zielten mehrentheils dahin, einen starken Eindruck hervorzubringen, wobei Richtigkeit und Genauigkeit Nebensache war. G. Rasch fand hier für seine Art ein offenes Feld. Damit aber jeder Familienvater die Gartenlaube den Seinigen getrost in die Hände geben könne, wurde sorglich alles fern gehalten, was sich mit strenger Sitte nicht wohl verträgt. So fand

Keil, im deutschen Buchhandel bis dahin unerhört, jedes Jahr zehntausend und mehr neue Abnehmer. Am Ende des ersten Jahres hatte er 5000, am Ende des zweiten 14500, am Ende des dritten 35,500. Reißend stieg nun der Absatz. 1860 betrug die Auflage 86,000, 1861: 100,600, 1863 gegen 160,000! Solchen Absatz hatte bis dahin vielleicht kein Blatt in Europa gehabt; das Petit Journal Millaud's in Paris, von dem ein Stück nur 5 Centimes kostete, hat sich erst später zu 300,000 Abnehmern aufgeschwungen. Fast 3 Wochen erforderte der Druck einer Nummer. Ein auf den Eindruck berechneter Aufsatz, der die Junker den Untergang eines preußischen Kriegsschiffes, der „Amazone", tückisch verursacht zu haben beschuldigte, eine Erzählung, deren Unwahrscheinlichkeit mit Händen zu greifen war, zog Ende 1863 der Gartenlaube, obwol ihre meisten Mitarbeiter Nationalvereinler waren, ein Verbot in Preußen zu und kostete ihrem Besitzer etwa 50,000 Abnehmer, hat indeß, da die Bestellungen aus Süddeutschland und Amerika sich mehrten, das Steigen des Blattes so wenig aufgehalten als der Wetteifer anderer Blätter, welche in die Fußtapfen der Gartenlaube eintraten. Ende 1865 stand sie wieder mit 150,000 Auflage da. Herr Keil versuchte seiner Gartenlaube den Markt in Preußen dadurch zu erhalten, daß er die nach Preußen gesendeten Abzüge mit anderem Titel versah und in ihnen kleine Veränderungen vornahm; allein die Wachsamkeit der preußischen Regierung vereitelte jedes solche Beginnen durch ein neues Verbot. Als die Preußen 1866 in Sachsen einfielen, verboten sie die Gartenlaube, nahmen indeß nach ihrem Siege bei Sadowa das Verbot wieder zurück, zu dem sie im Grunde um so weniger Veranlassung gehabt hatten, als Keil schon längst unter schwarzweißer Flagge gesegelt war, der er auch treu blieb. 1867 betrug der Abnehmerstand 215,000, in 9 Monaten bekam sie 83,000 neue Abnehmer. Ende 1869 zählte sie 260,000, 1872: 310,000 Abnehmer, Ende 1873 druckte sie 460,000, allerdings weit mehr als sie verschickte, aber sie bedarf einen Ueberschuß in Rücksicht auf die großen Nachbestellungen.

Nachdem die Unterhaltungsblätter „für die Gebildeten" schon eine Weile untergegangen waren, schossen ferner Zeitschriften auf,

die sich (wie vordem das Pfennigmagazin) an die breite Masse des minder gebildeten aber leselustigen Volkes wendeten, Blätter, die während sie von der höheren Schicht, und zwar mit Recht, unbeachtet gelassen wurden, bei der Menge wirklich Eingang fanden. Gar mancher Geselle hält sich, um am Abende auch etwas zum Lesen zu haben, sein Blättchen. Billigkeit und Bilder sind da Erfordernisse. Die Billigkeit macht geringen Aufwand für die Herstellung nothwendig. Der in Leipzig ansässige Buchhändler Payne (mit seinem Geschäftsführer Wullen, beide Engländer) beutete zuerst solche Unternehmungen „für das Volk“ aus und brachte durch Herumträger den Absatz seiner Blätter auf 40—50,000 Stück. Für das Volk hielt man leider das Schlechte gut genug. Gewann das Payne'sche Geschäft wol ab und zu mittelst guter Bezahlung von einem namhaften Schriftsteller ein paar Arbeiten, so ließ es doch die Fülle des nöthigen Stoffes durch Schriftsteller besorgen, die in ihm selber als „Halb-“, „Drittel-“ und „Viertel-Gelehrte“ bezeichnet wurden. An Mangel leidenden Schriftstellern ist kein Mangel. Stets fanden sich solche, die unter dem Drucke harter Noth um geringe Zahlung und natürlich eilfertig schrieben. Eine Reihe derartiger „Volksblätter“ ist seit dem Beginn der 60-ger Jahre durch unternehmungslustige Verleger entstanden, manche haben es in einem verhältnißmäßig engen örtlichen Bereiche ebenfalls zu 30—50,000 Abnehmern gebracht. Auf wirkliche Güte wird geringer Werth gelegt, da hieran der Absatz nicht hängt.

Diese im Zeitschriftenwesen vorgegangene Veränderung verdient Aufmerksamkeit. Ihre Lichtseite ist, daß gegenwärtig Blätter bestehen, die 10- und 50-mal mehr Abnehmer besitzen, als die frühern Unterhaltungsblätter, welche fast nur in Lesekreise und öffentliche Wirthschaften gingen, daß für das Lesen ein bei weitem größerer Bruchtheil des Volkes sonach gewonnen ist und also das Schrifttum an äußerer Bedeutung zugenommen hat. Die Schattenseite ist, daß im Inhalt eine Herabstimmung gegen früher erfolgt ist. Jenes höhere Streben, welches die alten Unterhaltungsblätter hervorrief, ist nicht mehr Triebfeder; die neuen Blätter für das Volk sind reine Geschäftssache, sollen blos „amüsiren“, um Geld abzuwerfen. Der Schöngeisterei schwebte doch ein Ideal vor. Ehedem waren die Schriftsteller sich dessen be-

wußt, daß Unterrichtete, welche einige Ansprüche machten, ihren Leserkreis bildeten, und daß sie sich abfälliger Beurtheilung aussetzten, wofern sie sich nicht einige Mühe gaben: heutigen Tages ist nur für die gehörige Menge Lesefutter zu sorgen; übrigens weiß man, daß man den Geschmack Ungebildeter befriedigt, sobald man nur Buntes und Grelles darreicht. An die Stelle des „Eleganten" trat plattes Gewäsch. Versicherte mir doch ein sehr wohlmeinender Schriftsteller, daß es ihm in der Regel schwer falle, diejenigen Arbeiten anzubringen, die er selbst für seine besseren halte, wohingegen solche, die er sich manchmal fast gescheut hatte anzubieten, nicht nur sofort angenommen, sondern gewöhnlich auch von vielen andern Blättern nachgedruckt worden seien. Derselbe äußerte zu mir ein andermal, kürzlich: als Geschäftsmann müsse er sagen, die Gränze sei enggesteckt, bis zu welcher man gehen dürfe; überschreite man sie nur einen Schritt, indem man sich höher halte, so sei es mit dem Gewinne aus. Den Anforderungen der Schönheit darf nicht vor allem andern Rechnung getragen werden. Ideal und Mode kehren einander den Rücken. In einer gewissen Niedrigkeit muß sich bewegen, was für die Fassungskraft und den Geschmack der Menge geeignet sein soll. Dergestalt sind kleine Blätter mit großem Absatz jetzt vorhanden, die eher einen Rückfall unserer Bildung als deren Höhe zeigen. Hoffen wir, daß die Zukunft eine Besserung ihres Inhalts bringen wird.

Dem Unterhaltungsbedürfnisse kamen ferner die Zeitungen mit ihren „Feuilletons", d. h. einer Plunderkammer, entgegen; die größeren halten sogar dafür einen besonderen Herausgeber. Denn sie wollen auch der um das öffentliche Leben sich nicht kümmernden Familie ihres Abnehmers etwas bringen. Aber für die Zeitungen bleibt selbstverständlich das Feuilleton bloße Beigabe und Nebensache; jene Sorgfalt, welche die Herausgeber der Unterhaltungsblätter für die gebildete Welt anwendeten, findet nur in wenigen Zeitungen statt. Ihr unterhaltender Theil unter dem Striche ist daher gewöhnlich ein Mischmasch ohne Ziel und Zweck und enthält allerhand Kehricht, in dem meist auch das Werthvolle verloren geht. Eine Zeitung druckt der andern waidlich nach, wobei sie den Verfasser bestiehlt. Ein und dieselbe Nachricht wird

öfter aufgewärmt. Von Zeit zu Zeit begegnet man daher alten Bekannten — sogar Meidinger'schen Anekdoten! Da wurden besonders schaurige Mordgeschichten beliebt, mit denen die Einbildung unreifer Leser gründlich, selbst in bedenklicher Weise verdorben wird. Vor ein paar Jahren starb in Wien ein sogenannter Lokalkorrespondent, der „Saisonnotizen" in Fächer geordnet vorräthig liegen hatte, um nach Bedarf jederzeit seine Blätter mit „pikanten" Neuigkeiten zu versorgen. Der gemeine Haufe der Leser bedarf Derbes, Grelles, Erschütterndes um sich angeregt zu fühlen, und schnappt gierig nach aufreizender Kost. Unglücksfälle und Uebelthaten, die Stoff zur Unterhaltung im Kreise gleichgestimmter Bekannten abgeben, sagen Vielen vorzugsweise zu; eine blos mit solchen Vorkommenheiten sich beschäftigende Zeitung fände wahrscheinlich zahlreiche Abnehmer. Ein Herausgeber erzählte mir einmal in guter Laune, er besitze einen kleinen Vorrath schöner schrecklicher Geschichten. Nach Verlauf mehrerer Jahre bringe er sie immer wieder als neueste Ereignisse zum Vorschein und er habe sein Vergnügen daran, wie sie dann regelmäßig durch die ganze Presse liefen. Ein Blaustrumpf in Berlin versorgte namentlich mit bluttriefenden Geschichtchen manche Blätter und schwärzte in sie die haarsträubenden Ausgeburten des eigenen Hirnes als wirkliche Vorfälle ein. Je grausiger, desto beliebter. An solchen aufgeputzten Bildern verunstalteten Seelenlebens, empörender Roheit und verruchter Bosheit, die Abscheu hervorrufen müßten, berauschen sich Leser und Leserinnen und ihr mit Gemälden des Schreckens und der Häßlichkeit angefüllter Sinn wird abgestumpft gegen das Schöne und Edle und zugänglicher für das Schlechte.

Drei Gattungen von Zeitschriften sollen nur mit wenigen Worten berührt werden. Zuerst die gelehrten Fachblätter, deren Vertheilung auf einzelne Zweige in förderlicher Weise zugenommen hat. Sie sind gewissermaßen von Vielen stückweise geschriebene Bücher und ihre Aufsätze behalten oftmals lange ihren Werth. Beklagen wir, daß ein thörichter Gelehrtenstolz so manchen Professor abhält, seine Behandlung des gewählten Gegenstandes so einzurichten, daß sie auch für Nichtfachkenner verständlich und genießbar ausfällt, wozu allerdings mehr Kunst und tiefere Einsicht gehört, als den Pedanten zu spielen, so kön-

nen wir doch nicht unbeachtet lassen, daß in unserer Zeit die Voraussetzungen zum Verständniß in gar vielen Theilen des Wissens bei weitem größer geworden sind, als sie noch im Anfange unseres Jahrhunderts waren. Insonderheit gilt dies von fysikalischen, überhaupt naturwissenschaftlichen Abhandlungen, und Zeitschriften solchen Inhalts werden daher blos Gebildeten großentheils unzugänglich, setzen gelehrte Leser voraus. Der Fysiker Schweigger in Halle vermochte noch für den Bogen seiner Zeitschrift den Mitarbeitern **10** Thaler zu bezahlen und gewann dabei beträchtlichen Ueberschuß, wiewol neben ihr Gilbert's Zeitschrift für Fysik bestand. So viele Leser fand sie. Heute können Poggendorff's „Annalen der Physik und Chemie", die an beider Stelle getreten sind, den Beiträge Liefernden (wenn ich anders recht berichtet bin) nichts zahlen, was übrigens bei vielen anderen gelehrten Fachzeitschriften nicht minder der Fall ist. Der Tüchtigkeit der Leistungen thut dies natürlich keinen Eintrag, nur die Gelehrten sind schlechter gestellt, denn sie müssen jetzt mit größerer Aufopferung arbeiten. Es gibt Wissenschaften, wie die Mathematik, die Sternkunde, in denen der Ausbau und Fortschritt weniger in Büchern als in den für sie bestimmten Zeitschriften sich vollzieht. Der Forscher muß die Jahrgänge derselben sich aneignen.

Dingler's Polytechnisches Journal, welches Cotta zuerst **1820** erscheinen ließ, bildet den Uebergang von den wissenschaftlichen Zeitschriften zu denen, welche einen Erwerbszweck im Auge haben. Die Blätter für Handel und Verkehr, für Landwirthschaft, Forstkunde, Gartenbau und Obstzucht, die Bauzeitung, der Bergwerksfreund, die Zeitschrift für Seewesen, die Blätter für Kriegssachen (1873 an 20), für Seewesen (4), auch die von allgemeinen Gewerbvereinen herausgegebenen Blätter für Gewerbtreibende sind dessenungeachtet immer noch als wesentlich gemeinnützig anzusehen, selbst die zahlreichen Modezeitungen, deren es gegenwärtig 28 gibt! Die Baukunst hat jetzt 23, der Bergbau 8, die Bienenzucht 7, der Weinbau 5 Blätter, sogar eine Milchzeitung erscheint in Danzig und eine Briefmarkenzeitung in Dresden. Für den Handel sorgen 20, für Gewerbe 70, für die Landwirthschaft im weitesten Sinne 80, für Forst- und Jagdwesen 20 Blätter. Deutschland hat Blätter wie die Weinzeitung

(in Mainz), der Bienenfreund (in Frankenberg) und die Honigbiene (in Berlin), Blätter für Geflügelzucht (in Dresden), das Hopfenjournal (in Nürnberg), 3 Blätter für Pferdezucht und Sport.

Mit dem 1834 auftretenden „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", welches nur an Buchhändler abgegeben werden sollte, erhob sich die technische Journalistik. Seitdem sind eigentliche Geschäftsblätter in großer Anzahl hervorgerufen worden, welche nicht nur einem einzelnen Berufe dienen, wie schon die soeben genannten, wie die Postzeitung, die Zeitungen für Versicherungen, für Fotografie, Gasbeleuchtung, die Feuerwehrzeitung (in Wien 1866) u. dgl., sondern auch dazu bestimmt sind, gewisse besondere Belange der ein Geschäft Betreibenden zu fördern und dem Geschäft Vorschub zu leisten. Mögen diese Aufgabe schon theilweise die Auswanderungs-Zeitungen und das Blatt des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen haben, so ist dies namentlich der Fall bei den Zeitschriften für Branntweinbrenner, Spiritusfabrikanten, Bierbrauer, bei der Hopfenzeitung, den für Tischler, Wagenbauer, Mühlen- und Maschinenbauer, Müller, Färber, Papierfabrikanten, Buchbinder, Hutmacher, Gerber, Schneider, Schuster, der Töpfer- und Zieglerzeitung, der für Wollengewerbe, bei Martin Gerlach's „die Perle, Musterblätter für Juweliere und Goldarbeiter", dem Journal für Tapezierer. Berlin hat eine „Allgemeine Schlächterzeitung" und ein Blatt „Coiffure". In Trier erscheint ein „Centralblatt für Holzhändler". Manche von diesen sind „Organe von Vereinen". Die Buchdruckereibesitzer geben „Annalen der Typographie", die Verbände der Buchdruckergehülfen geben „Vorwärts" in Wien, die „Helvetische Typographie" in Bern und den „Correspondenten für Deutschlands Buchdrucker und Schriftgießer" in Leipzig heraus, um ihre Anliegen zu fördern. Sehr rasch breitet sich diese Art, das Zeitungswesen zu benutzen, die unsere Väter oder Vorväter noch nicht kannten, aus. Ein Gewerbe nach dem andern schafft sich sein Blatt. Soeben wird für den 1. Januar 1874 in Leipzig eine „Allgemeine Kürschnerzeitung" und in Berlin eine „Neue deutsche Friseur-Zeitung" angekündigt. Für die verschiedensten Bedürfnisse wird zu sorgen gesucht.

Daß diese Presse Fortschritte verbreitet, ist sicher förderlich und gut. Ein Blick in die Gasthofzeitung genügt aber auch, um zu belehren, daß eine ihrer Hauptaufgaben darin besteht, durch gegenseitige Mittheilungen der Gasthofsbesitzer die Preise heraufzuschrauben. Den Organen der Gerber und Papierverfertiger wurde das Nämliche, (ob mit Recht, weiß ich nicht) vorgeworfen. Diese Blätter gehören weniger dem Schrifttum als dem Geschäft an, welches letztere sich der Presse für seine eigennützigen Vorhaben bemächtigt hat, und ihre Anzahl hat in der jüngsten Zeit außerordentlich zugenommen. Sie entsprechen wirklich einem Bedürfnisse. Während ein „Literarisches Centralblatt", zufolge der vom Engler'schen Annoncenbureau in Leipzig 1866 herausgegebenen Uebersicht der gelesensten Zeitungen, es nur auf 1000 Abnehmer gebracht hatte, setzte damals „der Bierbrauer" 1200 Stück und das „Magazin für Briefmarkensammler" 1400 ab!

Seit 1791 Becker in Gotha neben einem „Adreßcomptoir" den täglich herauskommenden „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" stiftete, welcher vom Kaiser 1793 zum öffentlichen Anzeigeblatte des deutschen Reiches erhoben wurde, sind **örtliche Anzeiger** überall wo es sich zu verlohnen schien entstanden und haben gewöhnlich auch versucht, Zeitungen wie Unterhaltungsblätter Lesern, die geringe Ansprüche machen, zu ersetzen. Diese „Intelligenzblätter", wie sich manche hochtrabend nennen, sind für viele Bürgerfamilien das Einzige, was sie lesen. In demjenigen, was sie außer den Kundmachungen bringen, bestehen sie gewöhnlich als bloße Schmarotzerpflanzen. Der Nachdruck hilft ihnen fort. Fast jedes Städtchen hat sein eigenes Wochenblättlein, eine Mittelstadt in der Regel ein paar. Wie Pilze sind diese kleinen Wochenblätter aufgeschossen. So unscheinbar jedes einzelne ist, alle zusammengenommen besitzen eine keineswegs zu übersehende Bedeutung. Sie sind es grade, die in die große Masse des Volkes eindringen. Ihr Vorhandensein verhindert die Ausbreitung der größeren, besseren Zeitungen. Da und dort, an sehr vielen Stellen kleine, schwache Lämpchen, nur spärlich eine weithin strahlende Flamme: das ist die Beleuchtung Deutschlands durch seine Presse.

Ob Fortschritt oder Rückschritt in dieser ganzen Wendung zu erkennen ist, erwäge der geneigte Leser selber: ihm sei auch anheimgegeben, näher zu untersuchen, wie weit die im Zeitschriftenwesen zu Tage gekommenen Erscheinungen von der vollen großen Bewegung des öffentlichen Lebens erzeugt worden sind, wie weit in ihnen ein eigner bestimmter Wille waltete und in die Außenwelt eingriff.

Bedauern müssen wir, daß allzuviel Blätter in Deutschland bestehen. Der Wetteifer im Erwerbe hat zu einer übermäßigen Zersplitterung geführt, welche dem Durchgreifen guter Gedanken im Wege steht und der Tagespresse einen Theil der sonst möglichen Wirkung raubt. Wuttig's „deutscher Zeitungs-Katalog für 1865" zählt drittehalbtausend Blätter auf und bezeichnet sich selbst nur als „annähernd" vollständig. Den Umfang der Tagespresse in der deutschen Sprache am Beginne des Jahres 1874 auf fünftehalbtausend Unternehmungen, ungerechnet der außerhalb Europa's bestehenden, veranschlagend, muthmaße ich eher zu niedrig als zu hoch gegriffen zu haben *.

* Derartige Berechnungen gewähren stets nur ungefähre Angaben; vermöchte man mit größter Genauigkeit die Unterlagen herbeizuschaffen, so würde doch am Tage des Abschlusses die gefundene Zahl nicht mehr richtig ausfallen, weil inzwischen Veränderungen vorgegangen sind. Ich habe der Veranschlagung zu Grunde gelegt den vom berliner Postzeitungsamt ausgegangenen „Preis-Courant über die für das Jahr 1874 zu beziehenden Zeitschriften" und von seinen Nachträgen noch die beiden ersten (der zweite ist vom 5. Januar 1874 datirt) in Betracht genommen. Ich zählte 3841 und wenn in dem Theile: Rußland die blos mit deutschem Titel angegebenen hinzuzurechnen sind: 3862. Alsdann musterte ich das vom österreichischen Staate ausgegebene „Preis-Verzeichniß der in der österreichisch-ungarischen Monarchie und im Auslande erscheinenden Zeitungen und periodischen Druckschriften vom Jahre 1874 an" und fand 467, die in der berliner Liste mangeln. Dies ergibt zusammen 4329. Nun bescheidet sich aber die preußische Aufzählung ausdrücklich darauf, blos die „gangbarsten" aufgeführt zu haben und sie ist auch in der That von Vollständigkeit namentlich in Ansehung der in kleinen Städten herauskommenden Blätter weit entfernt. Kenne ich doch selbst verschiedene Blätter Norddeutschlands, die in ihrer Liste nicht stehen. Aus der Schweiz kennt sie 207, während doch schon 1872 nicht weniger als 266 deutsch geschriebene schweizer Blätter namhaft gemacht werden konnten. Aus Nordamerika zählt sie 26 auf, aber es gibt deren wahrscheinlich fünfzehnmal mehr. In deutscher Zunge mögen daher überhaupt in unsern Tagen wol gegen fünftausend Blätter herauskommen.

Allerdings habe ich dabei Verordnungs-, Anzeige- und Amtsblätter der Regierungen, Badelisten der Bäder, in regelmäßiger Folge erscheinende Bücher gleich Hentschel's Telegrafen für Reisende mitgezählt, aber derartige Erscheinungen müssen denn doch mit eingerechnet werden. Am Bekanntmachen fehlt es also in Deutschland durchaus nicht, indeß das Bekanntwerden hat damit nicht in gleichem Grade zugenommen. Mit zu zählenden Ausnahmen laufen die Blätter nur in einem engen Bereiche um und wem ist der Zeit- und Geldaufwand zuzumuthen, viele Blätter des nämlichen Schlages neben einander durchzusehen? So liegt im Reichtum und der Fülle unseres Zeitschriftenwesens eine Schwächung.

In eben diesem Maße ist dagegen nach einer andern Seite hin die Bedeutung der Tagespresse gewichtiger. Denn es hat (abgesehen von den durch die Blätter in Umlauf gesetzten Gedanken) die äußere Thätigkeit, welche zu ihrem Erscheinen in Anspruch genommen wird, einen weit größeren Umfang als man gemeinhin sich vorstellt. Allein für München wurde in dem einen Jahre **1864** die Anzahl der daselbst gedruckten Zeitschriften auf **30**–**31** Millionen Nummern geschätzt. Wie viel Stoff und Arbeit wurde dazu verbraucht! Unzählige Menschen erwerben demnach in der Gegenwart unmittelbar oder mittelbar ihren Unterhalt von der Tagespresse, sind bis zu dem Lumpensammler, der für den Papiermüller sich müht, in der Weise ihres Bestehens an sie geknüpft.

V.

Die deutsche Zeitungspresse ist eine doppelte. Es gibt eine solche in Deutschland, und eine zweite im Ausland. Von der auswärtigen ist die in den Vereinigten Staaten die bei weitem bedeutendste.

Unkundig der Zustände jenseits der See theilen wir Einiges aus dem Gutachten mit, welches über „die Presse in den Vereinigten Staaten" ein vielgereister Mann von gesundem, tiefeindringendem Urtheil, der selber Buchhändler und Schriftsteller

ist, Eduard Pelz im „Chicago Telegraph" 1862 erstattete. Er schildert ihren Zustand mit folgenden belehrenden Worten: „Man denkt von keiner Partei her ernstlich daran, die innere Ausstattung von Blättern nach höherer Richtung zu begünstigen; im Gegentheil wird verlangt, daß sich der Inhalt völlig dem Geschmack und den Interessen des betreffenden Publikums anschmiege, der Schmarotzerpflanze gleich, die den verfallenden Baum vollends aussaugt. Auch der Presse wird keine Achtung heischende Lehrerstellung eingeräumt, sondern sie soll vielmehr die unfreie Dienerrolle spielen und sich geschmeidig dem vielköpfigen Abnehmerkreise fügen, wobei der Mehrheitenwille maßgebend wird. Damit erscheint vornherein die Preßfreiheit illusorisch gemacht und jedes, mit sittlichem Selbstgefühl begabte schriftstellerische Talent muß zurückgeschreckt werden. Herausgeber und Redaktoren von Blättern sind gezwungen, nicht nur verstümmelnde und verdrehende Censur eintreten zu lassen bei Aufnahme von Mitarbeiten, sondern sie müssen auch der eigenen Feder Fesseln anlegen; die Anbequemung und Verleugnung der Selbstständigkeit wird unerläßlich.

Demzufolge trägt die Presse den Stempel des Wesens käuflicher Advokatur und bleibt weit hinter den Anforderungen zurück, welche bei garantirter Freiheit zu machen sind und die gerechtfertigt werden sollten. Unter solchen Umständen kann von sittlich bildendem Einfluß der Blätter auf die Bevölkerung keine Rede sein; denn was vielleicht einerseits durch hebende und fördernde Artikel gut gemacht wird, verwischen wieder andere, welche dem Aftergeschmacke und der Frivolität huldigen.

Sonstigen Lesestoff zur Unterhaltung geben nachgedruckte Sachen ab, neben einigem Lokalklatsch, und vor Allem bezahlte „Puffs", oder Anzeigen. Erzählungen und Anekdoten, sowie manche Artikel und kurze Miscellen aller Art sieht man stets die Runde durch eine Menge von Blättern fortwährend machen, auch zeigen sich Reimereien von sehr prosaischer Natur, meist unangenehm christentümelnd und moralisirend. Gegen letztere Richtung sticht bisweilen recht frivole Prosa des Inhaltes stark ab. Selten zeigen die Artikel Geist oder höheren Aufschwung, und eben so wenig liefern sie Belege für gründlichere Kenntniß; dagegen sind hohle, hochtrabende Redensarten an der Tagesordnung. Kurz

es gähnt Einem aus diesem Blatt-Wust eine wahre Sandwüste der langweiligsten Armuth entgegen. (Für die äußere Ausstattung ist gut gesorgt.) Man erkennt darin eben nur Buchdruck-Manufakte, bei denen der Name „Geistesprodukt" zum groben Spott wird. — Beinahe ausnahmslos fristen diese Zeitschriften, welche irgend Jemand in „Käse-, Schmutz- und Hundeblättchen" klassifizirte, ihre Existenz auf kümmerliche, vielfach recht schmutzige Manier. Ihre Abonnements decken gewöhnlich kaum den dritten Theil der Herstellungskosten. Das Publikum wird zuerst zur Subskription in aufdringlichster Weise förmlich gepreßt; darauf folgt gleichartige Erpressung von Anzeigen mit Anerbietungen von „Puffs", für die man sich späterhin noch irgendwie besonders bezahlt macht. Endlich aber pflegen die Besitzer solcher Organe durch Anschluß an politische Parteien von Zeit zu Zeit magere Zuschüsse unter den demüthigendsten Bedingungen zu erbetteln. Das Waten des Organs durch den dicksten Parteischmutz, mit Verleugnung aller besseren Einsicht, ist dabei noch keineswegs die härteste Bedingung.

Der frühere Redakteur Bernays, nachherige Consul in Helsingör, schrieb: „Eine Hälfte der Blätter lügt, die andere wird betrogen!" Und kein Wohlunterrichteter, der ehrlich sein will, kann dieser schlagenden Wahrheit widersprechen, wie beschämend die Zustimmung auch wird.

Der Presse fällt hierbei allerdings das Meiste zur Last und sie verdient den härtesten Tadel, denn man darf ihr mit Recht sagen: sie solle nicht bestehen wollen, wenn es nicht auf ehrenhafte und hebende Weise geschehen könne. Allerdings ist an den in Papier verwandelten Lumpen und Hadern nichts verdorben, wenn sie lumpig bedruckt wieder in die Hände der Menschen kommen; indessen muß man den Schaden sittlicher Befleckung und Zeitverschwendung bedenken. Es lohnt sich nur, die Lumpen zu sammeln und fernere Arbeit daran zu setzen, um sie in bedrucktes Papier zu verwandeln, wenn gesagt werden darf, daß damit ein sittlich hebender Zweck verbunden sei! Sonst wäre es viel besser, falls Lumpensammler, Papiermacher, Setzer, Drucker und Schriftsteller sich auf andere Weise mit nützlicher Arbeit beschäftigten Eine Tageslitteratur,

die absichtlich oder nur nachschreibend der Lüge huldigt, ist schlimmer als Giftmischerei, um Menschen zu tödten; denn da gilt es nur den Leibern, während die verlogene Presse den Geist, die Seele der Menschen vergiftet!

Der amerikanischen Presse fällt vor allem Andern „Möglichkeitsmacherei" zur Last; sie verfolgt durchweg eine selbstsüchtige, auf materiellen Vortheil gerichtete Nützlichkeitspolitik, während sie unerbittlich am Grundsatze der Wahrheit festhalten sollte. Das macht die Blätter bestenfalls werthlos und nebenbei allzu vielfach gradezu gemeinschädlich!" So Pelz.

Härter noch urtheilte 1873 ein deutsch-amerikanisches Blatt, indem es sagte: „Die knotigsten Auslassungen sind in dem größten Theile unserer Presse tägliches Brod; ruhige, sich lediglich an die Sache haltende Zeitungen sind Seltenheiten. Wer mit unseren Verhältnissen nicht vertraut, sollte meinen, die periodische Presse würde von Handwerksburschen bedient, und leider liegt viel Wahres in dieser Ansicht. Die größere Zahl der Journalisten, welche die Spalten ihrer Blätter mit den schmutzigsten und gemeinsten Schimpfereien und Insulten füllen, würden bei einer europäischen Zeitung noch zu gemein für Thürsteherposten erachtet werden." Es wird ihnen vorgeworfen, daß sie wissentlich Lügen und Verläumdungen verbreiten, daß sie zu niedrig denken, um falsche Berichte zu widerrufen; es wird gesagt, daß neben der allgemeinen politischen Streiterei Zänkereien und Katzbalgereien zwischen fast allen Zeitungen eines Ortes unter sich stattfinden und daß man „hier zwei Editoren entgegengesetzter Ansicht kaum zusammendenken kann, ohne zugleich an Revolver, Reitpeitsche, Injurien &c. denken zu müssen. — Mancher Vater muß die Tagesblätter vor seinen Kindern verbergen, damit die darin enthaltenen Gemeinheiten und Schimpfworte ihrem empfänglichen Gemüthe sich nicht einprägen. Ist das die Mission der deutschen Litteratur und Journalistik in Amerika?"

Die „Iowa-Tribüne" in Burlington sagte am 12. Juni 1873: „Die erste Postkarte, die wir erhielten, brachte die ergebenste Bitte einer Chicagoer Firma gratis zu puffen (anzurühmen). Wer bezahlt Papier, Arbeiter &c., wenn das so gehen sollte?

Merkwürdig, wie grün doch selbst alte Settler (Einwohner) sein können."

Dies also wäre die Beschaffenheit der deutschen Zeitungspresse in Amerika. Dortige Blätter, welche ich las, haben allerdings oft auf mich wegen der Roheit des Tones, des mehr als derben Auftrags, ihrer massiven Grobheit einen abstoßenden Eindruck gemacht. Sie schienen mir bloße Diener der Lesewelt, welche thun, was diese begehrt, um Abnehmer zu gewinnen. Indeß wollen wir auch hören, wie umgekehrt ein deutsch-amerikanischer Zeitungsschreiber auf einer Reise in Deutschland * über unsere einheimischen Zustände sich kürzlich ausgelassen hat: „Die Zeitungen sind jämmerliche Wische. Von Dessau nach Mannheim ist, soweit es die Uebermittlung von Nachrichten betrifft, viel weiter als von Chicago nach Dessau. In einer münchener Zeitung vom Donnerstag früh sind die neuesten Nachrichten vom vorherigen Montag, aus Rom vom vorhergehenden Samstag, höchstens Sonntag. In der Nürnberger Zeitung las ich 3 Tage nach dem Schlusse des Reichstags den Bericht über die vorletzte Sitzung mit „Schluß folgt." Im Einklang damit steht auch die völlig nichtsbedeutende Stellung der Presse und ihrer Vertreter. Diese sind mit wenig Ausnahmen arme Schindluderchen von ausgeprägtem Handwerksburschentypus und die Ausnahmen suchen ihre Stellung als Preßmenschen so wenig als möglich zu betonen, vielmehr eher vergessen zu machen." —

Längst schon ist in Deutschland der schriftstellerischen Kraft die Beherrschung der Zeitungen entwunden, längst sind dieselben unter fremdartige Einflüsse gerathen. Diejenigen Zeitungen, in denen auch

---

* Man rathe nicht etwa auf Pelz oder auf Hecker. Daß ich übrigens alle obigen Urtheile nicht vertreten will, versteht sich. Inzwischen ist von Pelz eine kleine Schrift, Sonderabdruck aus der „Litteratur": Die Presse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Leipzig 1864 erschienen, welche viele vortreffliche Gedanken enthält. Er bemerkt: „daß in der Regel periodische Blätter mehr den Zeitvertreib begünstigen, als zur eigentlichen Belehrung und Bildung beitragen", daß durch sie, wie sie in den Vereinigten Staaten beschaffen sind, „Oberflächlichkeit, Zerstreutheit sowie Eingebildetheit und auch Lernunfähigkeit vielfach herbeigeführt werde", weshalb man sich dort „keineswegs so viel auf die Sindfluth der vorhandenen Zeitschriften einzubilden habe."

jetzt noch schriftstellerische Selbstständigkeit die bestimmende Macht ist, stehen als vereinzelte Ausnahmen da.

Zugleich Mittel des Gelderwerbes und Mittel über die Meinungen der Menschen zu herrschen sind die Zeitungen. Leute also, welche nach Geld, wie Leute, welche nach Gewalt trachten, haben ihren Arm nach ihnen ausgestreckt. Neben den Kräften, die sie einsetzen konnten, um sich der Presse für ihre Zwecke zu bemeistern, vermochten die Antriebe wahren Berufes und der Drang des ächten schriftstellerischen Bedürfnisses das Feld nicht zu behaupten. Zwar hat die freie Bethätigung nicht völlig unterdrückt werden können; immer von neuem regt sich der rechte schriftstellerische Sinn und ringt mit den Uebelständen. Er ist unerstickbar, aber die ihm feindseligen Umstände haben sich doch mehr und mehr zu seinem Nachtheil gesteigert.

Reiche Herren, bedeutende Buchhandlungen namentlich, gründeten in der Absicht größeres Vermögen zusammenzuschlagen, Zeitungen, die ihnen eine Milch gebende Kuh sein sollten. Sie ließen sich auf keine Unternehmungen ein, die ihnen nicht ganz gehörten. Bei den erheblichen Kosten, die ein täglich erscheinendes Blatt verursacht, blieb denjenigen, welche den Inhalt desselben liefern, meist keine Wahl als sich in Dienstbarkeit der G e l d m a c h t zu begeben. Die ungebundenste von allen Beschäftigungen, diejenige, deren Lebensbedingung Freiheit ist, gerieth in Bande der Abhängigkeit und mußte darunter nothwendigerweise leiden, verkümmern. Jemand wird vielleicht sagen: „es konnte nicht anders kommen", wir behaupten jedoch: es konnte allerdings anders kommen, und es ist ein ö f f e n t l i c h e s U n g l ü c k, daß es a l s o gekommen ist. Das Leben wird uns allenthalben durch eine Menge lästiger Staatsgesetze erschwert, wo aber Gesetze nothwendig wären, um den Einzelnen vor der erdrückenden Uebermacht äußerer Mittel zu beschützen, da grade mangeln sie. Betrachtete man die Zeitungen als das, was s i e s i n d, als Anstalten zur täglichen Benachrichtigung, Belehrung und Aufklärung des Volkes, so durfte man sie nicht mit gewöhnlichen kaufmännischen Unternehmungen in eine Reihe stellen, so durfte man sie nicht als bloße Geldgeschäfte ansehen, so ergab sich, daß um Inhaber einer Zeitung zu werden, nur ein solcher die Befugniß haben konnte, der selbst

in seiner Person eine Bürgschaft bot, der ein Zeitungsschreiber war, der nach seiner Arbeit wirklich der Herausgeber war. Läßt man doch auch nicht jeden Beliebigen deshalb, weil er dazu Lust hat, Arzneien verkaufen oder als Arzt Leidende berathen*. Alsdann mußte für Zeitungen ein Verhältniß eintreten, wonach der Buchhändler ihr Eigentümer nicht sein durfte, sondern blos das, was er in Wahrheit ist, ihr Vertreiber, eine Art von Kommissionär und Betheiligter. Die Grundsätze der Gewerbefreiheit sind nur unter gewissen Beschränkungen auf die höheren Beschäftigungen anwendbar, sollen sie nicht Unheil anrichten**. Ganz ohne Bedenken haben unsere Beherrscher den Zeitungen, inwiefern sie ihnen eine staatsgefährliche Eigenschaft zu haben scheinen, eine Ausnahmsstellung vorgeschrieben und sie unter harte Bestimmungen gebeugt, dergleichen keinem andern Geschäft auferlegt

* So hatte ich 1866 vor Sadowa drucken lassen. Seitdem ist es anders geworden. Zu den Segnungen, welche das neue Reich gebracht hat, gehört auch, daß es nun jedem Unwissenden und jedem Marktschreier gestattet ist, sich an der Gesundheit seiner Nebenmenschen zu versündigen.

** Hepner. Die politische Demi-monde, Erstes Heft: das Leipziger „Tageblatt" Leipzig 1870 (eine daselbst von der Polizei weggenommene Schrift!) sagt im Eingange: „Eine Zeitung ist nicht, wie der Filister glaubt, eine höhere, übersinnliche Macht, an deren Weisheitssprüchen kein Sterblicher zweifeln dürfe, sondern vielmehr ein ganz gewöhnliches „Geschäft". Der eine handelt mit Hoff'schem Schwindelextrakt, ein zweiter mit Rheumatismusketten, ein dritter spekulirt auf der Börse, ein vierter handelt mit alten Kleidern und ein fünfter verlegt eine „Zeitung." Alle diese Berufsarten stehen auf ein und derselben Stufe — alle sind „Geschäfte." Ein Unterschied besteht aber doch zwischen einem Zeitungsgeschäft und den 4 andern genannten Geschäften. Durch die ersten 4 Geschäfte kannst du nur um Geld geprellt werden, aber eine Zeitung kann dich zuweilen deines Verstandes berauben. Wenn dir eine Zeitung Dinge einredet, die nicht wahr sind, — wenn sie dich auf falsche Fährten bringt, so schädigt sie dich nicht blos an Geld, sondern — und das ist wichtiger — an Geist. Wenn eine Zeitung Annoncen von Wunderheilmitteln aufnimmt, wie Jakobi's Königstrank, Dittmann's Lohkuren u. s. w. und obendrein im redaktionellen Theil noch selbst für die Schwindelpräparate gewissenlos Reclame macht, so bringt sie den, der darauf anbeißt, nicht blos um seine sauer erworbenen Groschen und seinen Verstand, sondern sogar um seine Gesundheit. Eine Zeitung also, welche dich nicht blos an Geld, sondern auch an Geist und Gesundheit schädigt, ist ein sehr entehrendes, verwerfliches Geschäft, das ein anständiger Mann nicht betreiben kann."

worden sind: aber inwieweit bei Zeitungen die Natur der Schriftstellerei, ihr eigentliches Wesen, in Frage kam, darum hat sich ihre Weisheit nicht entfernt bekümmert. Sie ließen die Dinge ihren Lauf nehmen, und zeigten sich einzig, wo ihre eigenen Anliegen in Frage geriethen, bedacht sie ihrerseits zu beherrschen.

Den Schriftsteller erfüllt sein Wirken, seine schriftstellerische Ehre liegt ihm am Herzen. Beides hängt an der Tüchtigkeit seiner Leistungen. Gehört ihm die Zeitung, so wird es seine Ehrensache, daß sie gut sei. Allerdings handelt es sich für den Schriftsteller, der ein Blatt besitzt, auch um klingende Münze — muß er ja doch die Bedürfnisse seines Lebens gleich andern Sterblichen bezahlen — jedoch nicht ausschließlich, sondern daneben um seinen Namen, seine Geltung, sein persönliches Ansehen, das mit der Güte der Zeitung steigt oder fällt, um seine fördernde Einwirkung auf seine Nebenmenschen. Was anderes aber ist von den reichen Geschäftsleuten, welche die Besitzer der Zeitungen geworden sind, in der Regel (denn Ausnahmsfälle kann eine allgemeine Betrachtung nicht in den Vordergrund stellen) zu erwarten, als daß sie nach dem Wirken, nach der Tüchtigkeit und Nützlichkeit sehr wenig fragen, sehr viel dagegen nach dem Ertrage, den ihre Zeitung ihnen abwirft? Ein Mann wie Cotta war eben Ausnahme. Für sie ist die Zeitung in erster Linie ein Geschäft, und da sie es sind, denen die Entscheidung zusteht, so bestimmt die Ansicht des Verlegers von den zu erwartenden Vortheilen oder Nachtheilen meistens über die Haltung des Blattes, und so überwuchtet in allem der Standpunkt des Geschäftes, dem alle übrigen Rücksichten untergeordnet werden. Schon dadurch ergibt sich eine Verkehrung der Natur des Zeitungswesens. Was das Untergeordnete sein müßte, wird das Uebergeordnete. Der Kern der Schriftstellerei liegt in der persönlichen Meinung und That. Was bedeutet er noch?

Da der Gewinn die Hauptsache, muß ferner bei der Herstellung die Billigkeit entscheiden. Die Preise des Satzes, des Druckes, des Papiers sind so ziemlich fest, zu sparen ist blos am Lohn der Schriftsteller; da wird abgezwackt. Die Herausgeber werden demgemäß schlecht bezahlt und auf Kündigung gestellt, wobei natürlich viele vorzügliche Kräfte nicht gewinnbar

sind. An die Spitze der Zeitungen wird außerdem lieber die gefügige Mittelmäßigkeit gerufen, als der kraftvolle, selbstbewußte Mann von Begabung. Wer nicht ducken will, mag draußen stehen, bleibt ohne die Handhabe größeren Wirkens. Die Beiträge der Mitarbeiter werden sodann gering, ja womöglich gar nicht, vergütet. Zwei mir bekannte Fälle werden dies darthun. Als der ständige, tägliche Mitarbeiter einer Zeitung, der auch den Herausgeber vertreten mußte, am Jahresschluß dem Buchhändler, von dem er, ein nicht mehr junger unbemittelter Mann, Familienvater, am Anfang des Jahres zum Mitarbeiten aufgefordert worden war, seine zwar auf den gewöhnlichen Ansätzen dieser Zeitung fußende aber gleichwol überaus niedrig aufgestellte, vieles gar nicht veranschlagende Rechnung vorlegte, erklärte ihm dieser, sie nicht bezahlen zu wollen, denn seine Meinung sei gewesen, er habe zu seinem Vergnügen mitgearbeitet. Einem jungen Schriftsteller schlug ein großes buchhändlerisches Geschäft seine für gewisse zu schreibende Beiträge aufgestellte Forderung von nur zwei sächsischen Pfennigen für die Druckzeile ab, zu nicht mehr als einem Pfennig sich erbietend — für 155 Druckzeilen zu einem halben Thaler. Die Ungenanntheit der Verfasser, worauf die Zeitungsbesitzer Werth legen, thut das Ihrige, die Ansprüche des Schriftstellers herabzudrücken. An Namen kann sich der Leserkreis nicht halten, nicht nach ihnen aussuchen. In den Zeitungen steht eben jeder wie ein gemeiner Soldat da. Anführerlöhnung kann gespart werden. Nicht die besten, sondern die billigsten Mitarbeiter erhalten gemeinlich den Vorzug, und, um doch durchkommen zu können, müssen nun die von ihrer Feder lebenden Schriftsteller, anstatt gut zu schreiben, recht viel schreiben; die Masse muß es bringen, wie auch darunter die Tüchtigkeit leide. So lange die Erbärmlichkeit der Waare den Absatz der Zeitung nicht beeinträchtigt, liegt vielen Zeitungsbesitzern an Wahrheit, Güte und Gediegenheit der Beiträge herzlich wenig. Fehlen ihnen eigene Schriftstücke, so hilft das Plündern anderer Zeitungen aus. Da der Nachdruck von Aufsätzen in Zeitungen theils in Folge der mangelhaften Gesetzgebung, theils in Folge einer verkehrten Gerichtsverfassung, welche die Wirksamkeit guter Gesetze nahezu aufhebt, fortwährend ungestraft geübt werden kann,

so wird auch fortwährend Diebstahl am Eigentum der Schriftsteller begangen. Es gilt thatsächlich als herrenlos. Mausen ist hier erlaubtes Handwerk. Fällt ein Mitarbeiter unbequem, weil er auf seinem Kopfe besteht oder weil er zu hohe Bezahlung fordert, so kann man sich mit Hülfe des Nachdruckens aus andern Blättern schon eine Weile behelfen, bis ein anspruchsloserer und vor allem ein gefügigerer Diener gefunden ist. Der eigensinnige, hochmüthige Schriftsteller wird bei Seite geschoben. Noth macht mürbe. Wer nicht Stärke zum Entsagen besitzt, geht allmälig unter.

Ueber alle diese Uebelstände ward schon manches wahre Wort gesagt, indeß bringt es der Vortheil der zuletzt entscheidenden Personen mit sich, sie in ihrem ganzen Umfang und in ihren tiefgreifenden schädlichen Wirkungen nicht allzubekannt werden zu lassen. Man behilft sich mit einigen albernen oder unpassenden Redensarten, wie z. B. das Genie breche sich immer Bahn, die Wahrheit dringe jederzeit durch u. dgl.

Für entrichtete Zahlung eignen sich auch manche Zeitungen ihnen entgegengebrachte Aufsätze über Staatssachen an, denen sie ohne den klingenden Bestimmungsgrund ihre Spalten vielleicht verschlossen haben würden. Wer erinnerte sich nicht, mit welcher Wärme Jahrzehnte hindurch, die Presse der unglücklichen Polen sich annahm — und nun steht, Anfangs 1873, in der Gazetta Torunska eine Erklärung der polnischen aristokratischen Auswanderung zu lesen: sie habe es sich bisher genug Geld kosten lassen, die Presse zu beeinflussen, um mittelst derselben die Regierungen zu bestimmen; fortan werde sie kein Geld mehr dafür ausgeben.

Ein Beurtheiler der gesammten berliner Zeitungspresse gab im Mainzer Journal (1865 Nr. 12) seinen Befund dahin ab, „daß fast sämmtliche berliner Blätter dem selbstsüchtigen Vortheile ihrer Verleger und Redakteure vor allem Andern dienen und daß hauptsächlich deshalb ein Hauptkennzeichen der Berliner in Charakterlosigkeit und einer gewissen mit hohlen Redensarten und Haarspaltereien verdeckten geistigen und sittlichen Verflachung besteht“. Charakterlos nannte dieser Beurtheiler die Zeitungen, insofern „kein einziges berliner Blatt unbedingt für bestimmte

höhere Grundsätze kämpft, sondern weil dieselben sammt und sonders ihre Grundsätze nach bestehenden Thatsachen und nach Ereignissen umformen und deshalb je nach den Umständen veränderliche (er fügt von seinem katholischen Standpunkte hinzu:) stets aber nur verneinende Grundsätze und Richtungen verfolgen". Gewiß ist, daß bei dieser Lage breite Mittelmäßigkeit und Gespreiztheit vortrefflich gedeiht.

Während früher Schriftsteller zusammenkamen, um über die Anliegen der Presse zu rathschlagen, ist 1863 von gothanischer Seite unter dem Namen „Journalistentag" ein Verein von Zeitungsbesitzern veranstaltet worden, und Schriftsteller boten dazu die Hand. Daran wird die Wendung der Zeit, wenn gleich erst in einem schüchternen Anfange, bemerkbar. Bis jetzt haben die Besitzer sich, sei es weil ihnen ihre Zeit zu kostbar war oder weil sie sich nicht genug Einsicht in die zu verhandelnden Fragen zutrauten, fast stets durch einen ihrer Herausgeber vertreten lassen; und bis jetzt sind diese Zusammenkünfte in der That weit überwiegend förderlich gewesen, allein daß ein Verband der Zeitungseigentümer ganz andere Wirkungen haben kann, bedarf des Beweises nicht. Die Macht des Geldes bedient sich der Presse zur Steigerung ihrer eigenen Stärke und trachtet zur Beförderung ihrer Zwecke nach Beherrschung der öffentlichen Meinung mittelst der Zeitungen.

Ein Freund erinnert mich: daß inwiefern die vorstehenden Bemerkungen die Buchhändler träfen, denn doch eine wesentliche Beschränkung nothwendig sei, „da die meisten neuen Zeitungen Buchhändlern gar nicht gehörten, sondern Unternehmungen des kosmopolitischen Kapitals, in letzter Instanz der Bank, der Börsenwölfe sind. In Paris ist dies bekanntlich fast ausnahmslos der Fall und in unsern deutschen Hauptstädten nicht anders. Die Frage der Bücherhonorare und des Zeitungswesens sollte daher nach dem heutigen Stande wol gänzlich auseinander gehalten werden. Schon die Verschiedenheit der Bezahlung, die bekanntlich nur noch bei der periodischen Presse ein Leben davon zu fristen gestattet, deutet darauf hin, daß hier zweierlei Mächte thätig sind, eine die Geld hat, die Finanz, und eine die gleich dem Waarenhandel nichts hat und bei jener nach Brod gehen

möchte, der Buchhandel. Es ist grade wie bei der socialen Frage, wie bei der Politik. Der Zunächststehende (der Buchhandel) muß gemeinlich den Angriff aushalten und ist gewöhnlich nicht der Schuldige".

Die Schriftsteller helfen ja aber zu diesem Zustande. Ohne sie, die sich selbst zu willenlosen Fabrikarbeitern herabsetzen und dabei mit der Zeit ihre Federn abstumpfen — ohne sie wäre er ja doch unmöglich! Warum thun sie es und werfen sich weg? möchte ein Fernstehender fragen. Die Antwort gebe ein mehrere tausend Jahre altes tsinesisches Volkslied:

Sie kennen wol alle das Rechte,
Warum denn thun sie das Schlechte?
Darum, weil ja nun das Rechte
Die schlecht'sten Früchte bringt.

Durch den Nachdruck ist unsere Tagespresse in's Kraut geschossen. Schmarotzerblätter sind in Folge der Mängel unserer Gesetze, welche die geistigen Arbeiten nicht hinlänglich schützen, möglich geworden. Das Diebshandwerk wird fröhlich alle Tage in der Litteratur geübt. 'Hätte nicht so vieles in Deutschland verkehrten Lauf genommen, so bestünde nicht eine solche Menge, sondern eine mäßige Anzahl großer Zeitungen, die auch einen großen Leserkreis besitzen würden, und dies gewährte den Vortheil, daß der Schriftsteller durch den Mund der Zeitungen zu sehr Vielen sprechen könnte und die Zeitungsbesitzer in den Stand gesetzt wären, größere Mittel an die Gediegenheit des Inhaltes zu setzen. Wo aber irgend eine Stadt bevölkert genug schien, um ein Blättlein zu tragen, da hat auch ein unternehmender Buchhändler sich gefunden, der eine Zeitung hervorrief. Druck und Papier war die Hauptsache, welche voraussichtlich gedeckt sein mußte; das Plündern stand ja frei! Am Orte selbst und in seinem nächsten Umkreis gewann sie in jedem Falle Leser. Wo jedoch Eines ist, da kann nicht das Andere sein. Die Folge war, daß es in Deutschland nun gar keine allgemeine Zeitung mehr gibt; die einzige, die es gewesen, die augsburger ging rückwärts, weil sie mit der ein starkes Freiheitsbedürfniß fühlenden Nation nicht vorwärts schritt, sondern im Sinne des rechten Centrums dem Bestehenden allzusehr das Wort redete

und sogar die Octroyirungswirthschaft beschönigte. Da wendete sich ihr der Nachwuchs ab; ihre alten Leser starben weg. Als Beispiel der Wucherung diene Leipzig, welches ehedem blos die königliche „Leipziger Zeitung“ („die Kindermuhme“ beigenannt) besaß, ein Blatt, welches seiner Anzeigen wegen auch jetzt noch durch ganz Sachsen Verbreitung hat. Die Brockhausische Buchhandlung gesellte 1835 die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ hinzu um 1858 erhob sich als politisches Blatt der „Generalanzeiger“, nach dessen 1861 erfolgter Unterdrückung die „Mitteldeutsche Volkszeitung“ eintrat. Anfang 1860 erschien das „Leipziger Journal“, welches Michaeli 1861 der „Adler“, 1865 die „Abendpost“ ablöste; Ende 1864 gab noch die englische Kunstanstalt von Payne den „Telegrafen“ heraus, so daß 1866 Leipzig, bei Hinzurechnung der anstoßenden Ortschaften ein Platz von etwas mehr als 100,000 Einwohnern, fünf Zeitungen besaß, von denen keine einzige höheren Anforderungen genügte, keine ihnen genügen konnte, weil sie sich in den Absatz theilten. Sie waren dadurch zur Mittelmäßigkeit verurtheilt. Auch jetzt, 1873, nachdem die Ereignisse von 1866 und 1870 mehrere von den Genannten zerstört haben, muß man 5 politische Blätter rechnen, weil zwei Anzeigeblätter auch mit Nachrichten von den öffentlichen Vorgängen ihre zahlreichen Abnehmer versorgen.

Ueberhaupt gereichen (worauf wir bereits achteten) die Anzeige- und die Wochenblätter, welche dem dringendsten Bedürfnisse der Massen Genüge thun, den eigentlichen Zeitungen zum größten Abbruch. Viele von jenen haben zwar nur einen Absatz von 300 bis 1000 Stück, aber es gibt andere, welche es viel weiter gebracht haben, 4 in Sachsen erscheinende auf mehr als 10,000, der in Oberndorf bei Tübingen täglich herauskommende „Schwarzwälder Bote“ sogar auf 17,000, ja nach anderer Angabe 22,000. Die „Dresdner Nachrichten“ (Herausgeber Dr. Bierey) vertreiben 24,000, davon die Hälfte außerhalb Dresdens. Die meisten Zeitungen müssen sich derzeit mit 2 bis 4000 Abnehmern begnügen; sie gelten schon als bedeutend, wenn sie auf 7, 8, 9000 gestiegen sind. Im neuen deutschen Reiche bestehen dermalen nur 13 eigentliche Zeitungen, welche 10 bis 20,000 Abzüge, sechs, welche 20—30,000 vertreiben und nur

zwei, welche diese Zahl überschreiten: die Kölnische Zeitung, welche eine Auflage von 32,000 hat, die Volkszeitung in Berlin, welche 35,000 druckt. In Oesterreich setzt wol nur die Neue freie Presse mehr ab. In der Schweiz erreichen nur der Bund in Bern und das „Emmenthaler Blatt" in Langnau die Zahl 10,000. Um zu ermessen, was Zeitungen mit solcher Verbreitung zu leisten vermögen, muß man den Absatz z. B. englischer Blätter gegenüber halten. Daily Telegraph druckte zu Anfang des Jahres 1873 170,000 Blätter, Standard 140,000, Daily News 90,000, Echo 80,000, Times 70,000. Ist es da verwunderlich, daß deutsche Zeitungen hinter den englischen zurückstehen?

Im deutschen Reiche und in der Schweiz erscheint eine Unmasse kleiner Zeitungen, überdies haben die Anzeiger für den mit den Anzeigen nicht bedeckten Raum ihres Bogens die Füllsel, die sie bedürfen, in Nachrichten von Staatssachen gar nicht selten gegeben und selbige schluckt das Volk gern hinunter, obwol dieser Nachdruck gewöhnlich nicht einmal mit richtigem Verständniß der Zeitlage ausgewählt ist.

Von kleinen Blättern, die fortwährend um ihren Bestand ringen, darf man nur in Ausnahmsfällen, in denen sie von einer Partei ausgehen, erwarten, daß ihnen ein anderes Ziel vorschwebt, als das neue Abnehmer anzulocken, was am leichtesten geschieht, wenn sie prickelnde Reize gewähren. Mordhistorien, Quacksalbereien, sogar Schmutz werden demnach von vielen keineswegs verschmäht. Das stolze Bewußtsein, die Stimme des deutschen Volkes zu sein, das erhebende Bestreben dasselbe würdig zu vertreten, wird schwerlich von den Herausgebern kleiner Blätter vorauszusetzen sein. Auch nicht viel Eigenes schaffen sie zu Tage. Weil die gegenseitige Benutzung der Zeitungen so gut wie uneingeschränkt ist, helfen die Herausgeber sich mit Entlehntem fort. Sie können ja die Zahlung für schriftstellerische Arbeit sparen, die einmal vogelfrei ist.

Die beschränkten Verhältnisse unserer Zeitungen bringen einen andern Uebelstand mit sich. Sie müssen fortwährend Bedacht nehmen ihre Abnehmer ja nicht durch öftere Wiederholungen zu langweilen und lassen aus diesem Grunde einmal besprochene Fragen, die noch eine weitere Erörterung bedürften, in der Regel

vorzeitig fallen. Der Gegensatz im Verhalten englischer Zeitungen wird diesen Mangel klarer machen. Beta, der gewiß ein Recht hat in Fragen des Zeitungswesens mitzusprechen, äußert sich folgendermaßen:.

„Handelt es sich um eine wichtige Tagesfrage, eine schreiend gewordene Beschwerde, so fährt die Times oft wochenlang fort, täglich etwa ein Dutzend Einsendungen darüber abzudrucken und mit ihren Leitartikeln nachzuhelfen, bis das öffentliche Aergerniß gehoben, die Klagenden getröstet und die Regierung und das Parlament gezwungen sind, gründlich zu ändern und zu bessern. In unserer Presse keine Spur davon; hier heißt's: alle Morgen frische Darmstädter Wurst! Was gestern und vorgestern schon besprochen war, darf vielleicht während des ganzen Jahres nicht wieder erwähnt werden. Die Redaktion hat einen Parteistandpunkt, eine Rücksicht, welche ihr gebietet, auch die wichtigsten Streit- und socialen Fragen als abgethan abzuweisen, wenn sie nicht in ihrem einmal fixen Sinne etwas Neues bringen kann. Die englische Presse ist wie ein stets verhörender Richter, der alle Parteien und Zeugen zu Worte kommen läßt. Nur ein Beispiel: Alle englischen Großstädte sind kanalisirt, so daß man meinen sollte, sie wären über die Lösung dieser Frage (welches ist die vorzüglichste Weise den Unrath aus den Städten zu entfernen?) schon längst einig und gegen Einwürfe geschützt und gewaffnet. Dessenungeachtet hat grade die Times neuerdings, während sich der berliner Magistrat mit der ihm gewogenen Presse gegen alle Einwürfe der Wissenschaft und Erfahrung für Kanalisation entschied, Wochen lang Spalten lange Abhandlungen für und wider von den verschiedensten Nichtmitarbeitern abdrucken lassen und durch Leitartikel beleuchtet. Die berliner Presse ist mit wenigen Ausnahmen darüber zur Einigkeit gebracht worden, daß sie alle Gegeneinwendungen der Wissenschaft und Erfahrung todschweigt, abweist oder nur gegen Insertionsgebühren aufnimmt, im übrigen diese wichtigste aller Gesundheits- und Lebensfragen für erledigt und abgethan gehalten wissen will. Dasselbe gilt für wichtigere politische und sociale Reichs-, Kultur- und Lebensfragen." —

Fast nur Zeitungen der Großstädte machen bei uns hinlängliche Einnahmen um größeren Aufwand zu tragen und erlangen

eben dadurch ein Uebergewicht über die Presse der Städte zweiten Ranges. Kleinere Zeitungen gehen auch selten über einen engen Bereich hinaus.

Im gesammten Zeitungswesen hat sich in unserer Zeit eine wesentliche Veränderung begeben, von der nur die wenigen Eingeweihten die rechte Kunde besitzen, von der noch kein Blatt, kein Buch die Lesewelt gehörig in Kenntniß gesetzt hat. Auf bloße Andeutungen, deren Tragweite die Allermeisten nicht begreifen, hat man sich bisher beschränkt. Wie viele Leser werden nicht ungläubig den Kopf schütteln, wenn sie auf einmal hören, daß die gewöhnlichen Zeitungen, die sie jeden Tag vertrauensvoll studiren, ihrem überwiegenden Inhalte nach nur Ausgaben zweiter Hand sind, daß es ihrem Blick und dem Urtheil der Oeffentlichkeit entzogene Urzeitungen gibt, daß die Selbstständigkeit, mit der dieses und jenes Blatt prunkt, eitel Blendwerk ist, indem das Meiste, was in seinen Spalten steht, der Herausgeber schon in bestimmter Weise ausgewählt, zusammengestellt und zurechtgemacht empfangen hat?

Herausgeber von Zeitungen und Zeitungsschreiber werden hier von uns natürlich ebenso wenig Neues erfahren, als Staatsmänner, jedoch der großen Lesermasse dürften wir wol eine wesentliche Aufklärung verschaffen. Für diese wird Manches gradezu einer Enthüllung gleichen. Geneigte Nachsicht müssen wir gleichwol in Anspruch nehmen, wenn wir lückenhaft berichten, ja wenn es uns vielleicht sogar begegnet, Ungenaues vorzutragen. Wir haben eben keine Vorgänger, deren kundiges Wort in den Stand setzte, die Mängel eigener Erfahrungen und Erinnerungen zu beseitigen. Dennoch glauben wir etwas Nützliches zu thun, indem wir einige Dinge in ihrer wahren Gestalt aufweisen, die richtig zu kennen wahrhaftig von großer Wichtigkeit ist.

VI.

Stelle man sich den Zustand des Zeitungswesens vor mehreren Jahrzehnten vor. Heute muthet es uns eigenthümlich an,

wenn uns ein Zeitungsblatt etwa aus dem Jahre **1825** in die Hände fällt. Wie dürftig sind seine Nachrichten! Wie frei von störenden Betrachtungen finden sich da die Neuigkeiten mitgetheilt! Wie selten zeigt sich das Bestreben, auf das Urtheil der Leser einzuwirken! Man wandelte noch im Stande der politischen Unschuld und sah in dem, was die Zeitungen brachten, weiter nichts als — Neuigkeiten. Anekdoten waren ebenso gut. Die „Lektüre" der Zeitungen regte nicht auf. Sie besaßen nichts Eindringliches. Höchstens um französische Parteikämpfe und um Ministerwechsel in Paris bekümmerten sich dazumal eifrige Zeitungsleser, allenfalls stritten sie auch über den Krieg in der Türkei; für einheimische Zustände (richtiger gesagt: Mißstände) schienen sie keinen Sinn zu besitzen. Der Artikel „Deutschland" war mager, als ob Deutschland ein völlig unbedeutender Kleinstaat sei. Zur Herstellung eines Blattes gehörte hauptsächlich das Ausplündern französischer Zeitungen. Was eine Zeitung dem aus andern Abgedruckten hinzufügte, bestand beinahe nur aus örtlichen Neuigkeiten und schöngeistigen Beigaben. Die Redaktoren unterschieden sich daher wenig von Registratoren und wurden auch gleich solchen bezahlt. Sogenannte Leitartikel brachten nur Regierungsblätter, wie die Preußische Staatszeitung, die damals schon in Folioformat erschien, jezuweilen einige im Bundessitze Frankfurt erscheinende Blätter (Oberpostamtszeitung, Journal de Francfort) und vor allem die im stillen Augsburg besorgte „Allgemeine Zeitung," die das übliche Quartformat aus jenen Tagen beibehalten hat.

Diese „Allgemeine Zeitung," des Buchhändlers Baron Cotta Eigentum, war im Grunde die einzige, welche die periodische Presse Deutschlands dem Ausland gegenüber auf würdige Weise vertrat. Sie entstand aus dem Verkehre Cotta's mit Schiller, der eine Weile daran dachte, an die Spitze einer Zeitung zu treten. Anfangs erschien sie unter dem Titel „Weltkunde" in Tübingen, darauf als „Allgemeine Zeitung" in Ulm, nachher in Augsburg. Von **1805** bis **1837** leitete sie Karl Stegmann, von **1837** bis **1865** Kolb; beide waren keine großen Staatsmänner, aber ehrlich. Einseitigkeiten und dem Schwatzen in den Tag hinein abhold wünschten sie das Wichtige durch verschiedenartige Berichterstattungen klar zu stellen, damit die Leser in den Stand gesetzt würden sich

selber ein Urtheil zu bilden. Man könnte sagen: der leitende Gesichtspunkt sei gewesen, aufzunehmen was ein künftiger Geschichtschreiber bedürfen werde. Zum Werkzeuge eines Kabinettes machte diese Zeitung sich nicht, allerdings hütete sie sich auch sehr etwas vorzubringen, was den Mächtigen der Erde anstößig sein mußte. Durch alles dies gelangte sie zu einer Bedeutung, die sie leider in der Folge, schon von der Mitte der vierziger Jahre, als die Zeit bewegter wurde, nicht zu behaupten vermochte. Die Kabinette schickten ihr Aufsätze zu, welche das Urtheil der öffentlichen Meinung lenken sollten. Sogar Ludwig Filipp machte noch als König von Frankreich selbst Einsendungen an sie. Ihr diente ein Kranz der angesehensten Gelehrten, die sich zur Ehre schätzten ihre Ausarbeitungen in den Spalten der „Allgemeinen" gedruckt zu sehen. In den meisten Hauptplätzen besaß sie eigene Berichterstatter. Was sie mittheilte, war großentheils neu und werthvoll. Die übrigen Zeitungen, namentlich alle solche, die in Privatbesitz waren, behalfen sich hingegen mit Plündern.

Als Beispiel für die Zustände weisen wir auf die alte, jetzt länger als ein Jahrhundert bestehende „Schlesische Zeitung", die ihrem Eigentümer Jahr in Jahr gerechnet gewiß eine Rente von 10,000 Thalern, in neuester Zeit vielleicht das Doppelte abwarf. Man erzählte sich in Breslau während des russisch-türkischen Krieges 1828/1829 als etwas höchst Merkwürdiges, daß diese Zeitung mit einem Gesandtschaftsbeamten zu Konstantinopel in Verkehr stehe, der ihr alle 14 Tage einen Brief zum Abdruck schicke und von ihr für jeden Brief, gleichviel ob er lang oder kurz ausfalle, einen ganzen Dukaten Honorar erhalte. Einige Jahre später machte ihr Herausgeber, der Professor der Staatswissenschaften Schön, eine Reise nach Frankreich, lernte da die Preßverhältnisse besser kennen und stattete nach seiner Heimkehr seine Zeitung mit einem wöchentlichen Leitartikel oder auch ein paar solchen in der Woche aus: das machte in Schlesien Aufsehn. Als Schön in Irrsinn verfiel (er starb im März 1839), hörten die „Leiter" der Schlesischen Zeitung auf; wie nun aber ihre Nebenbuhlerin, die junge, erst 1820 von Karl Schall gegründete „Breslauer Zeitung", als der geistvolle Schön nicht mehr thätig war, Anstrengungen machte

sich ihr vorzudrängen und deshalb namentlich zu wiederholtenmalen Angaben der Schlesischen Zeitung bestritt, drohten die neuen Herausgeber der Schlesischen Zeitung denen der Breslauer im Privatgespräche: wenn die Breslauer Zeitung sie noch weiter mit Angriffen belästige, so werde die Schlesische Zeitung wiederum Leitartikel bringen. Die Drohung genügte. Die Breslauer wurde alsogleich zahm, weil sie selber keine Leiter zu schaffen wußte. Solche kleine Züge veranschaulichen am besten den Zustand vor 40—30 Jahren, in den uns zu versetzen heute schon schwer fällt. Die Breslauer Zeitung erschien zuerst in der Stärke eines Bogens viermal wöchentlich, denn so oft kam in Breslau dazumal die berliner Post mit der politischen Weisheit an: heute ist sie ein großes tägliches Blatt von vielen Bogen.

Indessen nahm doch die Presse des südwestlichen, bereits konstitutionellen Deutschlands schon in den zwanziger und mehr noch in den dreißiger Jahren einigen Aufschwung. Die Freiheitsbestrebungen der Badener, Würtemberger und Neu-Baiern gaben ihr Regsamkeit und höheres Leben. Kammerredner schrieben in die Zeitungen und einzelne Zeitungsschreiber begriffen schon in jenen Strichen, welch' mächtiges Werkzeug in ihrer Hand lag. Aus Süddeutschland pflanzte sich in den dreißiger Jahren der Fortschritt nach Mitteldeutschland weiter, namentlich nach Sachsen, als auch dieses Land eine Verfassung gewann. Nur mit zögernder Langsamkeit folgten die norddeutschen Zeitungen nach. In Schlesien (von dessen Zeitungen wir oben Näheres angaben) war es ein in Sachsen gebildeter Gelehrter, Dr. Stein — derselbe, welcher nachmals 1848 in der preußischen Landesvertretung eine hervorragende Stellung einnahm, jetzt die Breslauer Zeitung führt — der einige Zeit nach Schön's Ableben wiederum Leitartikel in Zug brachte. Einige an den Universitäten verunglückte Privatdocenten der Geschichte schrieben in den vierziger Jahren für preußische Zeitungen Leitartikel, namentlich Hermes, der 1856, und Zinkeisen, der 1863 starb; ebenso in Leipzig der Professor Bülau, der 1859 starb. Das waren Absenker von den Universitäten.

Noch waren übrigens besondere Wochenblätter die eigentlichen Ablagerungen für politische Betrachtungen, für sogenannte „räsonnirende" Aufsätze. Man gedenke der in der Pfalz

erscheinenden „Deutschen Tribüne“ Wirth's und Siebenpfeiffer's „Westboten“, welche der ehrwürdige Bundestag, will sagen, die Gesammtheit der deutschen Fürsten, am 2. März 1832 unterdrückte, des schon vorher unterdrückten „Teutschen Beobachters“ in Stuttgart, der „Zeitschwingen“ in Hanau, der stuttgarter „Deutschen allgemeinen Zeitung“, der in Mannheim von Giehne und Dr. Stromaier geschriebenen Blätter „Der Freisinnige“ und „Der Wächter am Rhein“, und des in Hildburghausen erscheinenden „Volksfreundes“, denen allen die gleiche Ehre des Verbotes im selben Jahre zu Theil wurde. Dr. Coremans (später am belgischen Staatsarchive angestellt, 1872 verstorben) führte in Nürnberg mit seiner „Freien Presse“ standhaft einen Kampf für die verfassungsmäßige Preßfreiheit, einen Kampf, in dem er natürlich wie alle Mitstrebenden schließlich der rohen Gewalt erlag. Das „Berliner politische Wochenblatt“ berüchtigten Andenkens vertrat frech die Lehren der Knechtschaft, erlosch aber endlich aus Mangel an Abnehmern. Was sollte ein Blatt nutzen, wenn es nicht gelesen wurde? Das Geld des Staates ward ja nur weggeworfen! Gleiches Geschick hatte freilich auch Weil's (des jetzigen österreichischen Hof- und Ministerialrathes) freisinniger „Deutscher Courier“ in Stuttgart 1843, ein treffliches Blatt. In Mitteldeutschland genügten noch die gemüthlichen, breiten Betrachtungen des weit umlaufenden „Dorfbarbiers“, die Stolle in Grimma seit 1834 schrieb. Bald wehte auch hier der Wind schärfer. Die in Leipzig 1841—45 herausgegebenen „Sächsischen Vaterlandsblätter“, des Theatersekretärs Robert Blum und einiger seiner Gesinnungsgenossen Eigentum, wirkten auf Preußen stark ein und waren auch in heimischen Angelegenheiten kühn. Die sächsische Regierung — Minister des Innern war Herr von Falkenstein, den später König Johann zu seinem Unterrichtsminister machte und zwei Jahrzehnte die Obsorge für die Bildung im Lande Sachsen führen ließ — blies ihnen den Lebensathem aus. Unterdrückung war das Loos aller Blätter, welche die Grundsätze der Freiheit mannhaft verfochten.

Bis zur Umwälzung von 1848 stand die deutsche Presse unter einer Staatsaufsicht, die nicht auf Fördern, nur auf Unterdrücken abzielte. Die Zeitungsschreiber mußten sich die Polizei-

tyrannei gefallen lassen, ohne ein Wort darüber drucken zu dürfen, ohne nur die durch das Streichen des Censors entstandenen Lücken ihrem Leser zu zeigen; sie mußten obenein den Censor für seine Thätigkeit bezahlen. Die allgemeine Bestimmung, welche in der ersten Zeit des vorigen Jahrhunderts der Filosof Christian Wolff aufgestellt hatte, daß nichts vervielfältigt werden solle, was gegen Glauben, Staat und gute Sitten verstoße, lag den preußischen Censurvorschriften zu Grunde und wurde verschärft durch einzelne Verbote, welche bei besonderen Anlässen den Censoren zugingen. Was gewissenhafte Censoren nicht durchlassen würden, ließ sich wol meistens vorhersehen, allein gar viele verfuhren doch ganz nach ihren Launen. Polizeipräsident Heinke in Breslau änderte z. B. zuweilen bei seinem Censiren in den Berichten über Aufführungen der Bühne Tadel gewisser Schauspieler und Schauspielerinnen in Lob oder Lob in Tadel um. Wie beschwerlich fiel das Aendern im Satze in den letzten Stunden vor der Ausgabe! Klagen über den Censor verschafften keine Abhülfe.

Unter Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wurde ein Ober-Censurgericht für Beschwerde Führende eingesetzt. Da ward es in schreienden Fällen doch möglich Gestrichenes für den Druck zu retten. Ich hatte 1841 im 1. Bande meiner „Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens“, für die ich mir aus Scheu vor der preußischen Censur einen Verleger außerhalb Preußens suchte, die bisher nur sehr unvollständig dargestellte, so gut wie vergessene Verfassung dieses Landes unter österreichischer Herrschaft eigentlich erst an's Licht gezogen und darauf in die „Schlesischen Provinzialblätter“ die Erzählung gegeben von dem Untergange dieser Verfassung, die Friedrich II. 1741 umstieß, von einem Ereignisse, welches verschollen war, weil über dasselbe in Druckwerken so gut wie nichts zu lesen stand. Der Censor strich den ganzen Aufsatz. Ich rief das Ober-Censurkollegium an und dieses erlaubte am 2. Mai 1844 wenigstens den Abdruck des nackt Thatsächlichen, unterdrückte nur einige, übrigens sehr gemäßigte Betrachtungen.

Zum wahren Segen gereichte in dieser Zeit die Getheiltheit Deutschlands, da die Censoren mit Nachrichten aus andern Staa-

ten es nicht so streng zu nehmen pflegten. Verfängliche Mittheilungen aus Berlin wurden daher so wenig in preußische Zeitungen, wie österreichische in die wiener Blätter geschickt, sondern in auswärtige und so gelangte doch Vieles auf Umwegen zur allgemeinen Kenntniß. Man unterrichtete sich z. B. über die Vorkommenheiten in München am besten aus den hamburger Zeitungen u. s. w.

Die strengste Censur war die österreichische und Oesterreich büßt dies heute noch, am mildesten wurde sie in den Gebieten des in staatlicher Beziehung am weitesten vorgeschrittenen südwestlichen Deutschlands, in Sachsen und Thüringen gehandhabt. Im Hauptdruckorte Leipzig gehörte die Censur zum Amte der ordentlichen Professoren und gewährte ihnen einen Nebenbezug, denn für jeden Bogen wurde $^1/_{12}$ Thaler gezahlt und der Professor behielt auch die Bücher, welche ja gewöhnlich in seine Fachwissenschaft einschlugen. Sie war gewissermaßen Universitätssache. Gottfried Hermann, der große Filologe, hatte, weil der Titel seiner Stellung „Professur der Dichtkunst und Beredsamkeit" lautete, Romane und Gedichte zu censiren. Er gab sie seiner Tochter zur Prüfung. Wie seine allermeisten Amtsgenossen war er kein Freund vom Streichen. Mit den leipziger Universitätsprofessoren ließ sich nicht umspringen, wie mit gewöhnlichen Beamten. Sie fühlten sich damals sehr unabhängig, erhielten mit dem Heraufrücken nach dem Alter erhöhte Bezüge aus dem Universitätsvermögen, unabhängig von der Gunst oder Ungunst des Ministers, und ersehnten keine leeren Titel. Mein Amtsvorgänger, der wackere Hasse zog einmal, als ich ihn besuchte, eine Schublade heraus, die fast voll von Papieren war, indem er zu mir sagte: „das sind lauter Nasen, die ich als Censor bekommen habe; wird mir eine neue zugefertigt, so lege ich sie dazu, aber ich bekümmere mich nicht um das, was das übertrieben ängstliche Ministerium verlangt." Diese Milde der leipziger Censur hat gewiß dazu beigetragen, daß so viele Zeitschriften in Leipzig herauskamen. Als das Falkensteinsche Ministerium die Zügel straffer anzog, ward der Universität die Censur genommen. Froh dieses gehässigen Amtes entledigt zu werden, begehrten die Professoren nicht einmal eine Geldentschädigung für die Einbuße an Einnahmen. Ein älterer Privatdocent ward als alleiniger Censor bestellt, doch

auch dieser zeigte sich als ein freidenkender Mann und erklärte im März 1848 dem Ministerium: die Handhabung der Censur müsse aufhören.

Die Wirkung der Censur war schlimm. Gar manche Nichtswürdigkeit fand Schutz und dadurch Förderung. Gradheit und offene Männlichkeit vertrug sich nicht immer mit dem Berufe eines Zeitungsschreibers. Große Vorsicht war erforderlich. An Gewandtheit und Takt, sagen wir auch an Geriebenheit nahm die Schriftstellerei zu. Der Zeitungsmann mußte, wenn er nicht unbedeutende Nachrichten vor sich hatte, häufig darauf sinnen Verfängliches unverfänglich auszudrücken. Da drehte er sich, schraubte den Ausdruck, ging auf Stelzen, versteckte sich hinter Anspielungen, machte Finten und Winkelzüge und rechnete auf Lesen zwischen den Zeilen. Er half sich mit unbestimmten Aeußerungen und verhüllenden Wendungen. „Man berichtet von der Donau" hieß es, oder: „eine große nordische Macht" u. s. w. ohne Namhaftmachung des Staates. In der Form einer Widerlegung von Gerüchten schwärzte er Nachrichten von Vorfällen ein. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß derartige Haltung des täglichen Lesefutters einen ungünstigen Einfluß auf den Sinn des Volkes ausübte. Damals erwartete man vom Falle der Censur großes Heil, wie man heute sich einbildet, die Presse werde mit Abschaffung der Concessionen, Cautionen, Confiscationen und sonstiger vom Staat ausgehender Beschwerlichkeiten, durch welche die Regierungsgewalten die Censur einigermaßen ersetzen wollten, wesentlich gehoben werden. Ihre Besserung hängt jedoch noch an ganz anderen Voraussetzungen.

Erst in den vierziger Jahren gediehen die Zeitungen in den bedeutenden Städten zu größerer Selbstständigkeit. Ab und zu brachten sie jetzt leitende Aufsätze, hauptsächlich aber wurden sie dadurch selbstständiger, daß sie sich nicht mehr blos vom Wiederabdruck aus andern Blättern nährten, sondern nach dem Vorgange der augsburger „Allgemeinen" eigene Berichterstattungen sich verschafften. Jede größere Zeitung hielt nun eine Anzahl Mitarbeiter in verschiedenen Städten, deren Briefe Neues zur allgemeinen Kenntniß brachten. Bald hing das Ansehn einer Zeitung von ihren „Korrespondenzen" ab. In den 20ger und

30ger Jahren hatte man aus deutschen Städten beinahe nur in Unterhaltungsblätter geschrieben, die damals in großer Zahl blühten. In diese schöngeistigen Blätter schrieb man über das gesellige Leben und den Stadtklatsch, von der Schaubühne und von neuen Büchern und zwar nicht schlicht berichtend, sondern die vorgebrachten Angaben durch Ergüsse des eignen Geistes ausstaffirend, damit es hübsch blinkerte und blitzte. Nun aber wendete man sich von diesen leichten Blättern mehr und mehr ab, den Zeitungen zu und schickte fortan an diese Berichte über die Tagesvorgänge, wobei man in gleicher Weise, wenn auch vielleicht in etwas ernsterem Tone, sich mit seinen eigenen Bemerkungen herauswagte. Der Schwerpunkt der Zeitungen lag bis 1848, abgesehen von dem Oertlichen, das sie zuerst mittheilten, in ihren „Korrespondenzen."

Eine Anzahl von Schriftstellern, mehrentheils federgewandte Schöngeister, gewann, indem sie gleichzeitig an mehrere Zeitungen Berichte einschickten, von dieser Thätigkeit einen großen Theil ihres Unterhaltes. Die Zeitungen bezahlten sie entweder nach dem Raume des Abgedruckten, den Bogen zu 24, 36, 48 Thalern veranschlagend (die augsburger Allgemeine gab einigen Auserwählten sogar 100 Thlr.) oder nach der Zahl der Briefe, den Brief mit 2 Thlrn., auch mit 1 oder mit 3 Thlrn. berechnend. Auf diesen Umstand, daß die Zeitung ihre Bedeutung auf die ihr besonders zukommenden Berichte stützte, bitten wir die Aufmerksamkeit gerichtet zu halten. Die Berichterstatter waren unabhängige Männer, die es sich eifrig angelegen sein ließen, Neuigkeiten und was sonst ihren Zeitungen von Belang scheinen mochte, zu sammeln, die an den herbeigeschleppten Stoff eine schriftstellerische Arbeit setzten, indem sie ihr Urtheil, soweit die Censurverhältnisse es gestatteten, unverholen kund gaben. In der Regel waren sie bedacht ihre Beschäftigung geheim zu halten, weil sie sich keinen Ungelegenheiten, keinen Ausweisungen und Verfolgungen aussetzen wollten und weil sie ihres Urtheilens Freiheit unverkümmert zu erhalten bestrebt waren. Es gab also viele selbstständige, freie Mitarbeiter und es empfing der Leser der Zeitungen die Nachrichten, die er aus ihnen schöpfte, so zu sagen: aus erster Hand, von Männern, von denen der eine so, der an-

dere anders dachte, gewiß aber jeder beflissen war, durch die Güte seiner Briefe sich zu einem geschätzten Mitarbeiter zu machen.

Jetzt geschah es schon, daß Schriftsteller ihre Feder an die Regierung verkauften und in deren Dienst Berichte an die Zeitungen schickten, wie der um 1840 von Leipzig nach Berlin übersiedelnde Joel Jacobi, ein Jude, der sich taufen ließ. Aus Berlin schrieb dieser übrigens sehr unterrichtete Mann nach den Absichten der preußischen Regierung an verschiedene Zeitungen, wie z. B. die „Deutsche Allgemeine" in Leipzig.

Die Berichterstattungen liefen indessen in's Geld. Bei dem Gewichte, welches die Lesewelt auf den eigenen Theil einer Zeitung legte, verfiel mancher Zeitungsbesitzer, welcher sparen wollte, auf einen Umweg, mittelst dessen er die Leser über die Dürftigkeit der ihm zur Verfügung stehenden geistigen Kräfte täuschte. Er dang nämlich Schriftsteller untergeordneter Art, die gegen einen erbärmlichen Tagelohn im Geschäftszimmer der Zeitung aus den frisch angelangten Blättern in größter Eile vor dem Schluß des abzudruckenden Satzes einen „Brief" zusammenstoppelten, dem der Anschein gegeben wurde, als habe sein Abfasser sich in Paris oder London, in Berlin oder Frankfurt befunden. Von daher wurde er nämlich beim Abdruck datirt und zugleich mit einem Korrespondenzzeichen versehen. Der Leser sollte wähnen, die Post habe diesen Brief aus einer fernen Stadt dem Herausgeber gebracht. Da Zeitungen selten anders als flüchtig gelesen werden, merkten nur Wenige die Täuschung. Man kann behaupten, daß die meisten vorgeblichen Briefe aus Rußland nicht in Rußland geschrieben, sondern in Deutschland gefertigt worden sind. Der Brockhausischen „Deutschen allgemeinen Zeitung" wurde vorgeworfen, daß sie dies System erfundener Korrespondenzen, wenn nicht zuerst aufgebracht, doch zuerst in größerem Umfange angewendet habe. Der Werth solcher geschmiedeten Briefe war natürlich Null. Sie füllten um ein Billiges die Spalten. Der Gebrauch, vorgebliche Berichterstattungen aus der Ferne daheim zu fertigen, wurde in der Folge ganz allgemein und ist heute noch verbreitet: ob damit ein Betrug gegen die Leser geübt ward, mögen Andere beurtheilen. Auch wurde es üblich, nachdem einmal die Gewissenhaftigkeit gelitten, Berichte

aus andern Orten zu datiren und Quellen zweiter Hand den Anschein zu geben, als seien sie Quellen erster Hand. Es ließ sich zur Entschuldigung anführen, daß, wäre ihr Verfasser bekannt, diesen schlimme Folgen getroffen haben würden, da, wisse man, woher der Brief gekommen sei, man in vielen Fällen auch wisse, wer ihn geschrieben habe. Soweit muß dies Verfahren gerechtfertigt erscheinen. Allein es wurde Mißbrauch getrieben. 1849/50 gingen von Leipzig sehr viele Berichte über den Verlauf des ungarischen Krieges an die Zeitungen und in noch neuerer Zeit gab es in Breslau eine Schmiede für Nachrichten aus Polen.

Bald bot sich aber ein bequemerer Behelf dar.

VII.

Es war kurze Zeit nach der Julirevolution, als in Straßburg ein gewandter badener Schriftsteller, der Dr. Singer — der im Jahre 1848 in München als fürstlich reußischer Hofrath und Ritter der Ehrenlegion verstarb — es unternahm, in regelmäßigen Briefen den deutschen Diplomaten die wichtigsten neuen Kunden sammt seinen Betrachtungen über die Tagesereignisse zukommen zu lassen. Da er nicht unter Censur schrieb und seine Briefe nicht unmittelbar für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, mag er allerdings im Stande gewesen sein, so manches mitzutheilen, was in Deutschland sonst nicht zu lesen war. Seine Briefe, auf die er ein Abonnement von hohem Betrage annahm, wurden nicht gesetzt, was allzu aufhältlich und zu kostspielig gewesen wäre, sondern mit autografischer Dinte geschrieben und abgeklatscht. Singer hatte nur 21 oder 23 Abnehmer, stand sich indeß dennoch eine Zeit lang bei dieser geringen Zahl ganz gut, bis die Wogen sich gestillt hatten und sein Unternehmen damit den Reiz verlor. Unter denen, welche sein Blatt hielten, befand sich auch, wie er mir erzählte, Fürst Metternich. Dies war (wenigstens so viel mir bekannt ist) der Anfang der lithografirten Korrespondenzen. Sehr bald müssen in Deutschland Vervielfältigungen, zu denen man sich der Buchdruckerei nicht bediente, häufiger vorgekommen sein, denn der Bundestag, der in

einer Richtung stets rege Thätigkeit entwickelte, warf frühzeitig auf sie seine Augen. Bereits am 29. November 1832 dehnte er alle seine über gedruckte Schriften verhängten Maßregeln auch auf lithografirte Schriften aus. Bekannt ist mir indeß noch keine deutsche lithografirte Zeitung aus jenem Jahr.

Nicht Deutschland, wo die Dynasten in einem faulen, durch und durch nichtsnutzigen Hofwesen verkommen waren, wo alle Bevölkerungsschichten mit Vorurtheilen getränkt, in kleinliche Auffassung verstrickt waren: Frankreich, in dem bis jetzt allein der Schriftsteller das ihm zukommende Ansehen erlangt hatte, Frankreich, wo keineswegs ein gewisser Grad von Beschränktheit und Niedrigkeit unumgängliche Vorbedingung für maßgebende Geltung war, sondern Geist, Einsicht und Großartigkeit gefordert und geschätzt wurde, dieses Land des Fortschritts war die Stätte der Ausbildung des genannten neuen Hebels für das Zeitungswesen. Uebersehen wir durchaus nicht, wie solches unsere nachfolgenden Betrachtungen sattsam darlegen werden, das Bedenkliche, Mißliche und Schädliche, welches diesem neuen Mittel anhängt und vorerst aus ihm hervorgehen sollte, so glauben wir doch in dieser neuen Weise den Keim zu einer gesammt-europäischen Presse zu erblicken, zu einer Presse, welche in ihrem Hauptsächlichen durch ganz Europa gleichmäßig reden kann, während sie jeglichem Orte freiläßt, Dasjenige, was ihm von besonderer Erheblichkeit ist, zugleich mit jenem für sich zu verbinden. Die Parias unserer von so viel christlichen Predigern bearbeiteten Gesellschaft, die Juden, ergriffen alsbald den neuen fruchtbaren Gedanken, entwickelten ihn weiter mit ihrer Emsigkeit und ihrem Geschick und behielten bis zur Stunde die lithografirte Zeitungsschreiberei vorzugsweise in ihren Händen.

So weit meine Kenntniß reicht (deren Mangelhaftigkeit ich wiederholt selbst betone), verpflanzte ein deutscher Jude, Namens Börnstein, der späterhin, vor etwa 20 und einigen Jahren nach Amerika wanderte, das lithografirte Zeitungswesen im Jahre 1831 oder 1832 nach Paris, und es erschien daselbst 1832 die lithografirte Correspondence Garnier im Preise von sechshundert Franken des Jahres. Das Regiment Ludwig Filipps bemächtigte sich derselben. Sie machte Auszüge aus den Zeitungen aller

europäischen Länder, welche sie den in Frankreich herauskommenden Blättern zugehen ließ, und brachte ihnen Nachrichten aus allen Richtungen der Windrose zu. Das hieß mit andern Worten: die Regierung stellte unter ihren Einfluß alle französischen Zeitungen; sie ließ eine große, dem Anscheine nach unabhängige Correspondance für den Gebrauch der verschiedenen Herausgeber zusammenstellen, welche die Tagesereignisse im Sinne der Regierung berichtete, und mittelst derselben herrschte sie wenigstens theilweise in allen Blättern, die sich derselben bedienten. Nach dem Sturze des Königs blieb dieses Unternehmen noch mehrere Jahre orleanistisch gefärbt.

Auch deutsche Zeitungen ließen sich schon 1832 diese Correspondance kommen und übersetzten sie. In Paris nahm man bald auf die deutschen Geschäftsfreunde Rücksicht und bereits 1833 legte man der französischen lithografirten Korrespondenz ab und zu eigens für jene in deutscher Sprache verfaßte, geschriebene Blättchen bei. Nach und nach ward dieser deutsche Theil umfänglicher, darauf ebenfalls autografirt und (ich meine 1840 oder 1841) durch Börnstein zu einer förmlichen Correspondance Allemande neben der französischen gestaltet, die noch jetzt unter dem Namen Havas-Büllier zu dem alten Preise von 600 Franken verschickt wird. Havas sowol als Büllier errichteten Geschäfte, die sie weit ausdehnten und ohne deutsche Kleinlichkeit betrieben. Havas übernahm zugleich in Paris die Anzeigenbesorgung für die gesammte französische Landespresse. Beide Geschäfte gewannen mit den Jahren beträchtlichen Umfang; später verbanden sich Havas und Büllier. Zur Besorgung der Nachrichten wurde beinahe für jedes Land ein besonderer Mitarbeiter angestellt und nicht der erste beste dazu genommen. So bearbeitete z. B. zur Zeit des Erscheinens der ersten Auflage dieser Schrift die Nachrichten aus Skandinavien und Griechenland Dr. Wollheim da Fonseca, den deutschen Theil besorgten sogar drei tüchtige Schriftsteller, Regnier, Kolisch, Ott. — Was ich sonst von den älteren lithografirten Zeitungen weiß, beschränkt sich darauf, daß ein Schlesier, Dr. Heilberg, der seine Studien in Leipzig gemacht hatte, noch vor dem Jahre 1848 eine derartige Korrespondenz in Brüssel anfertigte und daß auch 1846 in London

die Begründung einer stehenden lithografirten Zeitung unternommen wurde; dieser letztgenannte Versuch scheiterte anfangs, erst ein zweites Unternehmen der gleichen Art, in London 1850 gemacht, an dem sich vornämlich Männer betheiligten, welche von den Stürmen der Jahre 1848, 1849 aus Deutschland herausgeschleudert worden waren, hatte guten Fortgang.

Als das Parlament zusammengetreten, gab die sogenannte Centrumspartei, deren Häupter ein Zweidrittel-Deutschland zusammenschustern wollten und zum Aushängeschilde (weil sie recht gut wußten, daß man mit Worten Menschen fängt) das Wort „Bundesstaat" gebrauchten, eine lithografirte Parlamentskorrespondenz heraus, welche zu einem sehr billigen Preise den Zeitungen angeboten wurde. Da sie über die Vorgänge im Parlamente Verschiedenes mittheilte, was Berichterstatter, die keine Nationalvertreter waren, nicht wissen konnten, so wurde sie in den allermeisten deutschen Zeitungen angenommen und abgedruckt und trug wesentlich dazu bei, die öffentliche Meinung zu Gunsten eben dieser Partei allmälich einzunehmen. Wie darauf, um die Zerreißung des deutschen Volkes abzuwenden, im Februar 1849 die großdeutsche Partei sich aufthat, welche die Einheit des ganzen Deutschlands als Ziel festhielt, gab ich als Ausschußmitglied dieser Partei eine lithografirte großdeutsche Parlamentskorrespondenz heraus*, die indeß den Raum, welchen die Zeitungen für Mittheilungen über das Parlament bestimmt hatten, schon in Beschlag genommen fand und daher nur hier und da, wo ein Zeitungsherausgeber sich von der Centrumskorrespondenz abwendete, Eingang gewinnen konnte. Als hernach in Erfurt der auf den Dreikönigsbund gebaute Reichstag unter Preußens Auspicien tagte, veranstaltete man in Erfurt gleichfalls lithografirte Korrespondenzen für die Blätter. Im Jahre 1849 begann auch in Berlin der noch später zu erwähnende Wolff eine lithografirte Korrespondenz, welche täglich die Kurse der Börse und daneben andere Neuigkeiten gegen ein hohes Entgeld (monatlich 20 Tha-

* Die Partei beschloß ihre Herausgabe auf meinen Antrag und setzte mir zur Seite die Hrn. Dr. Groß und Dr. Kreutzberg. Wenige Beiträge abgerechnet, wurde sie von mir geschrieben.

ler?) mittheilte. Die politischen Nachrichten waren für ihn mehrere Jahre bloße Beiläufer.

Seit dieser Zeit hat das System der lithografirten Korrespondenzen dergestalt um sich gegriffen, daß es in der Gegenwart herrscht. Trugen sich seitdem Hergänge zu, welche die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigten, so wurden eigens für sie besondere, vorübergehende lithografirte Berichterstattungen für die Zeitungen ausgegeben, die oftmals von Parteien ausgingen, welche ihre Auffassung zu verbreiten trachteten. Die katholischen Vereine nahmen z. B. Anstoß an den Nachrichten, welche über die Verhandlungen ihrer „Generalversammlungen" in die Oeffentlichkeit kamen und beklagten sich über Entstellungen. Solchen für die Folge vorzubeugen ließ die in Trier im September 1865 abgehaltene durch Herrn Niedermayer aus Frankfurt am Main lithografirte Berichte veranstalten und an die großen Blätter verschicken. Sie erreichten damit ihren Zweck. Außerdem entstanden nach und nach in den Hauptplätzen stehende lithografirte Korrespondenz-Bureaus. Jene ersten lithografirten Zufertigungen, die von 1848, 1849, die anfänglichen von Havas hielten sich in der Größe eines gewöhnlichen Briefbogens; jetzt (1866) liegt vor mir die „General-Korrespondenz" von Oesterreich im Umfang einer Elle im Geviert und zweimal am Tage wirft dieses Geschäft solche Bogen aus!

Von Berlin gingen lithografirte Berichte über die Tagesvorgänge und namentlich über die Kammerverhandlungen von den entgegengesetzten Standpunkten aus, die liberale von Stern, dem vormaligen Berichterstatter des „Nord", die feudale von Zeidler, die Kammerberichte der Fortschrittspartei von Frese. Im Jahre 1865 lieferte aus Berlin Linden eine Landtagskorrespondenz. Seit dem 1. Juli 1865 that sich daselbst ein freisinniges Unternehmen dieser Art auf, welches Dr. Angerstein und der frühere Kammergerichtsreferendar Steinitz leiteten. Anfang 1866 gab es in Berlin außer dieser lithografirten Landtagsberichterstattung noch mehrere. Ende 1867 erschienen in Berlin fünf solche Zeitungen und außerdem während der Verhandlungen des Reichstags des Norddeutschen Bundes und des preu-

ßischen Landtages noch zwei. Die Frese'sche „Kammerkorrespondenz" ging um 1866 an Oldenberg über. Die Stern'sche stand im Zusammenhange mit der von Dr. Braß geführten (später verkauften) „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", einem Regierungsblatte, und befindet sich in einem Verhältniß der Abhängigkeit zu demselben. Ueberhaupt bestehen Bezüge zwischen den Arbeitern an diesen Lithografien und an den öffentlichen Zeitungen, wie denn z. B. Steinitz an der berliner „Volkszeitung" thätig ist, und Ehren-Gödsche zugleich an der Kreuzzeitung und dem Zeidler'schen Unternehmen angestellt war. Ueber die Bezahlung der Hülfsarbeiter erfahren wir aus einigen in Eckardt's „Deutschem Wochenblatt" (4. und 25. Februar, 4. März 1866) gewechselten Erklärungen, daß die Stern'sche Kammerkorrespondenz monatlich 50 Thaler zahlte, Steinitz-Angerstein weniger. Gödsche erhielt jährlich 800 Thlr. Die Steinitz-Angerstein'schen Nachrichten kosteten monatlich 15 Thaler, gewährten indeß kleineren Zeitungen eine Preisermäßigung. An solche lithografirte Berichterstattungen hielten sich fast sämmtliche Zeitungen.

Das Bismarck'sche Regime unterwarf die lithografirten Blätter im Oktober 1863, indem es sie, und zwar nach den Gesetzen mit gutem Grunde, Zeitungen gleich achtete, den Bestimmungen hinsichtlich der periodischen Presse, d. h. legte ihnen die Stellung einer Caution auf und gab sie Beschlagnahmen preis. Sie sträubten sich dawider, doch der Gerichtshof verurtheilte im März 1864 die Zeidler'sche Korrespondenz zu einer Buße von 20 Thalern wegen ihrer fortgesetzten Ausgabe ohne vorgängige Kautionsstellung, und auf Berufung ist die Kautionspflichtigkeit von den höheren Richtern festgehalten worden. Indeß hat (am 12. März 1866) das berliner Kammergericht in Widerspruch mit den Erkenntnissen des preußischen Obertribunals das Urtheil eines preußischen Untergerichtes bestätigt, wonach lithografirte Korrespondenzen nicht kautionspflichtig sind. Dr. Stern, Herausgeber der „liberalen Korrespondenz", ward ebenfalls vor Gericht gezogen und vom berliner Gericht erkannt: lithografirte Korrespondenzen seien gleich Zeitungen kautions- und stempelpflichtig; auf erhobene Nichtigkeitsbeschwerde wurde dies Urtel vom Obertribunal im Juni 1867 zu

Recht befunden. Als jedoch Steinitz wegen „Steuerdefraudationen“ (!) angeklagt wurde, weil er keine Stempelsteuer entrichtet hatte, verwarfen die Gerichtshöfe (29. Februar und 6. December 1868) diese Anklage, indem sie die lithografirte Korrespondenz lediglich als einen Briefwechsel des Herausgebers mit Herausgebern von Zeitungen betrachteten. Als 1868 Pozzati in Leipzig eine dreimal wöchentlich erscheinende Correspondance particulière de l'Allemagne herauszugeben anfing, legte ihm das dortige Polizeiamt eine Kaution von 1200 Thalern auf, die Kreisdirection aber entschied, daß Kaution nicht zu stellen sei. In Frankreich fiel das erste Urtheil des Gerichtshofes zu Rouen dahin aus, daß sie als Zeitungen zu behandeln sind; nachdem jedoch de Saint Chéron und Clairbois die Frage an den Kassationshof gebracht hatten, entschied dieser am 27. Juni 1865 nach einer langen stürmischen Berathung mit großer Mehrheit dahin, daß polygrafisch-politische Korrespondenzen als Privatbriefe zu behandeln seien und, so lange sie nicht von Typensatz abgedruckt sind, der Strenge des Preßgesetzes nicht verfallen. Dergestalt standen also die Grundsätze, die auf lithografirte Veröffentlichungen Anwendung finden, lange nicht fest. Erst neuerlich, im März 1874, hat die deutsche Reichsgesetzgebung beschlossen, daß die auf mechanischem oder chemischem Wege vervielfältigten periodischen Mittheilungen, sofern sie ausschließlich an Redactionen verbreitet werden, von den Bestimmungen des Preßgesetzes ausgenommen sind.

In Wien erschienen bald eine autografirte und eine lithografirte Korrespondenz. Eine derartige Lokalkorrespondenz erklärt die Gleichartigkeit vieler örtlichen Nachrichten in allen wiener Zeitungen. Sie war eine Benachrichtigung amtlichen Ursprungs und lieferte auch Hofnachrichten sowie vermischte Nachrichten ohne politische Bedeutung. Mit der Zeit entstanden mehrere solche Blätter mit den wiener Merkwürdigkeiten des Tages, mehr als zuviele. Im Jahre 1851 oder 1852 stellte die Regierung Tuvora, einen früheren Berichterstatter aus Prag, in Wien für die lithografirte „Oesterreichische Correspondenz“ an, welche den wiener Blättern außer anderm besonders die Nachrichten aus dem Orient und Italien sowie die auswärtigen Telegramme zuführte; sie war auch auswärtigen Zeitungen eine Quelle für Kunden aus dem Süd-

osten, namentlich zur Zeit des orientalischen Krieges. Noch gab es in Wien vom December 1855 eine Zeitlang ein besonderes Geschäft für die Nachrichten aus der Levante, und zwar in französischer Sprache, während bisher die Kunde der Ereignisse im südöstlichen Europa und der Levante hauptsächlich von der londoner Korrespondenz ausgegangen war.

Am Beginne des neuen Ständewesens in Oesterreich entstanden (April 1861) neben einander drei Anstalten in Wien, um mit Berichten von den Sitzungen der Landtage und des Reichstags, von den Vorfällen in allen Kronländern sowie mit Betrachtungen über Hergänge und Lage zu versorgen: die „Parlamentarische Korrespondenz" von Pollak (Preis 15 Gulden monatlich), die „Constitutionelle Korrespondenz" (35 Gulden monatlich) und die „Wiener Briefe von Tuvora" (10—15 G., letztere nicht lithografirt, sondern gedruckt), und in Pest errichtete außerdem Scharf 1861 ein Korrespondenzbüreau. Aus Frankfurt am Main gab in dieser Art Kunden Ed. Huhn. Kaum bedarf es der Anführung, daß in Paris (wie schon angeführt: Havas-Büllier, eine Zeit lang Löwenfels), sowie in Turin u. a. ebensolche Korrespondenzbüreaus emporkamen, doch sei noch bemerkt, daß eine solche Anstalt bis 1859 in Mailand arbeitete, welche österreichisch gefärbte Mittheilungen über Italien nach Deutschland trug, und daß auch eine dänische über die nordischen Angelegenheiten auftauchte, welche in Hamburg aus dänischen Blättern zusammengestellt wurde. Gegen die Mitte der 60ger Jahre erschien eine „autografirte Korrespondenz aus der Schweiz". Die Parteien suchten sich in lithografirten Korrespondenzbüreaus wirksame Organe zu verschaffen. So hat z. B. um 1860 de Saint Chéron ein solches in Paris für die legitimistische Richtung aufgethan. Als 1863 der Polenaufstand losbrach, wurde von den Polen behufs der Versorgung mit Berichten aus Polen in polnischem Sinn sowol eine diplomatische Agentur in Wien, als ein vom Grafen Ladislaus Plater geleitetes Korrespondenzbüreau in Zürich errichtet, auch sollte ein solches 1864 in Leipzig gebildet werden, doch scheinen die Polen von letzterem Abstand genommen zu haben. Bei Ausbruch der schleswig-holstein'schen Krise verschickte vom 1. December 1863 an Hofrath Dr. Freytag in Gotha eine lithografirte Korrespondenz, welche des Herzogs von Augustenburg An-

recht verfechtend außer Neuigkeiten und Widerlegungen falscher Behauptungen viele nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Winke an die sich bildenden Schleswig-Holstein-Ausschüsse, an Freunde der Schleswig-Holsteiner und an Zeitungen gab. Der darauf in Frankfurt eingesetzte Sechsunddreißiger-Ausschuß benachrichtigte die Vereine zur Unterstützung der Schleswig-Holsteiner und die Zeitungen gleichfalls mittelst einer lithografirten Korrespondenz. In Kiel errichtete des Herzogs von Augustenburg Geheimer Rath Sammer ein Preßbüreau, an dessen Spitze er im April 1864 den Dr. Bernhard Endrulat berief; daselbst wurde aber auch während des Krieges ein preußisches Preßbüreau unter Cajus Möller hergestellt, welches die Aufgabe verfolgte, in „preußenfreundlicher" Weise den Zeitungen Nachrichten zukommen zu lassen und die Unterordnung Schleswig-Holsteins unter Preußen anzuempfehlen. Die in dieser Richtung wirkende „Schleswig-Holstein'sche Korrespondenz" wurde von Hamburg aus unentgeltlich an verschiedene Blätter geschickt. Als kurze Zeit bevor Preußen die Waffen gegen Oesterreich erhob, es galt eine preußische Partei in Baiern aufzuthun, wurde bei der Zusammenkunft der Anhänger der sogenannten „Fortschrittspartei" in Nördlingen verabredet durch eine autografirte Korrespondenz die öffentliche Meinung Süddeutschlands nationalvereinlich zu bearbeiten. Alle Mittwoch Abends wurde nun in Erlangen die autografische Korrespondenz der Fortschrittspartei in Baiern auf die Post gegeben, welche den Blättern gleichlautende Betrachtungen zuführte, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Die Verantwortlichkeit dieser Zeitung trug ein gewisser Jacob; Herr Brater u. a. standen im Hintergrunde. Nach dem Kriege von 1866 suchte Brater mittelst seiner „autografirten Nürnberger Korrespondenz" das Volk im Sinne der siegreichen Gewalt zu stimmen und überließ dieselbe den baierischen Ortsblättern um einen Spottpreis. In München gab im Einvernehmen mit der Regierung oder für sie der in Ruhestand versetzte Gymnasiallehrer Georg Hoffmann (gestorben am 1. August 1872) die „Korrespondenz Hoffmann" heraus. Moritz Szekula besorgte seit 1867 im Verlage von Julius von Balasy die „Allgemeine Oesterreichische Korrespondenz"; überhaupt mehrte sich die Zahl solcher Unternehmungen, es wäre aber hier zwecklos sie sämmtlich herzuzählen.

Bereits bedienen sich Einzelne dieser Form, um ihren Ansichten wirksamer Eingang zu verschaffen. So verschickte 1869, 1870 Max von Wittenburg lithografirte „Berliner Briefe", welche leitende Betrachtungen darboten, die weit abwichen von der jetzt gangbaren preußischen Auffassung. Wenn er aber dabei auf den Beistand seiner Parteigenossen zählte, so verrechnete er sich.

Man fand es nun auch zuweilen bequemer, die Niederschrift gleich drucken zu lassen; dies war z. B. der Fall bei Frese's „Demokratischer Correspondenz" in Stuttgart 1867—1870.

Diese neue Erscheinung der lithografirten Zeitungen, welche fortwährend an Umfang zugenommen hat, erfordert im höchsten Grade Beachtung.

Worauf sie beruht? Man erwog den Bedarf an Berichterstattungen seitens der Unzahl Zeitungen, die in Deutschland aufgeschossen waren. Hat nun jede Zeitung ihren Hauptabsatz innerhalb ihres örtlichen Bereichs, so beeinträchtigt es sie keineswegs, wenn entfernte Zeitungen gleichzeitig denselben Bericht veröffentlichten. Ein und derselbe Brief ließ sich mithin gleichzeitig an viele Zeitungen richten und konnte demzufolge einer jeden bedeutend billiger angerechnet werden, als wäre er blos für eine einzige bestimmt gewesen. Um dabei erklecklichen Gewinn zu erzielen, kam es nur darauf an, die Sache in's Große zu treiben.

Die Geldkraft bemächtigte sich dieses neuen Gedankens, um mehr Geld zusammenzuschlagen, und das Spekulationsfieber rief Bureaus lithografirter Korrespondenzen in's Dasein. Ein solches „Büreau" übernahm die Herstellung einer handschriftlichen Zeitung, die sie als Manuskript den Zeitungen verkaufte. Es warb einige Gehülfen, die in völliger Abhängigkeit handwerksmäßig die Herstellung des Manuskriptes besorgten, täglich „Leiter" über den Stand der brennenden Fragen abfaßten, alle wichtigeren Zeitungen des Landes, wo das Geschäft seinen Sitz aufgeschlagen hatte, durchmusterten, ihren Kern auszogen, die Kurse der Werthpapiere vermerkten, Berichte von öffentlichen Verhandlungen schafften, aus Aufsehen erregenden Flugschriften und statistischen Veröffentlichungen Einiges mittheilten, desgleichen Börsennachrichten und anekdotenartigen Stoff, wie solchen die Zeitungen, um Lücken auszufüllen, liebten. Das

Geschäft erstreckte sich auch wol weiter und nahm auswärts Berichterstatter in seinen Dienst. Der herbeigeschleppte Wust wurde autografirt und den Zeitungen täglich (nach Umständen auch in größeren Zeitabschnitten) unter Kreuzband zugeschickt gegen einen monatlichen Bezugspreis von 6—20 Thrn. Diese handschriftliche Zeitung gelangte nur in die Hand der Zeitungsherausgeber.

Nun war die gedruckte Zeitung um ein Billiges reichlich versorgt! Ihr Anordner bekam tagtäglich einen großen Briefbogen, welcher nur auf einer Seite beschrieben war und zwischen jeder Nachricht einen kleinen freien Raum hatte; was er bedurfte, schnitt er mit der Scheere heraus und ließ es durch seinen Laufburschen dem Setzer einhändigen. Sein Geschäft war ihm nach Möglichkeit bequem gemacht. Die Anstrengung vielen Lesens, die Mühe des Auswählens sah er sich abgenommen. Wozu brauchte er noch, wenn er z. B. Havas hielt, französische Zeitungen zu lesen, Stellen aus ihnen hervorzuheben und übersetzen zu lassen, oder gar selbst zu übersetzen? Fand er doch schon in Havas' großen Bogen eine Anhäufung geeigneter Nachrichten in deutscher Sprache vorräthig, aus denen sich rasch eine Auswahl treffen ließ. Die lithografirte Zeitung nannte ihm verschiedene Zeitungen als ihre Quelle und datirte Angaben aus verschiedenen Orten; druckte er sie ab, so machte er seinen Lesern den Schein vor, als habe er so viele auswärtige Zeitungen studirt, ihr Wesentliches herausgehoben und empfange aus all' den genannten Orten, von allen Seiten der Welt Zuschriften, wenn er nur dem Ausgeschnittenen seinerseits ein Korrespondenzzeichen vorsetzte. Im Augenblick, wo ich schreibe, liegt mir ein Bogen von Havas vor: ich zähle in ihm Anführungen von 11 Zeitungen und Nachrichten mit der Ueberschrift Douai, Italien, Ragusa, Alexandria, Mexico. Das alles empfängt der Herausgeber aus der einen Hand in Paris mit einer Post. Muß sein Lesevolk ihn nicht für einen außerordentlich unterrichteten Mann halten? muß seine Zeitung nicht im Besitze großer Verbindungen zu sein scheinen, während er doch nur einfach abdruckt, was das Korrespondenzbüreau ihm zukommen zu lassen für gut befunden hat?

Wozu in aller Welt hatte er nun noch nöthig, sich mit eigensinnigen oder nachlässigen oder anspruchsvollen Berichterstattern zu plagen und zu ärgern? Wie theuer die lithografirten Korrespondenzen auch bezahlt werden mußten, regelmäßige Berichterstattung eigener Mitarbeiter läuft doch noch weit höher in's Geld. Und wie viel mehr boten jene! Kein einziger Schriftsteller vermochte Tag um Tag einen solchen Reichtum von Vorlagen zu beschaffen: die lithografirte Korrespondenz lieferte alles mögliche, die Kurse ebenso gut wie unterhaltende Züge, Betrachtungen wie nackte Angaben. Auch sah sich der Herausgeber keiner Stockung in den Zusendungen ausgesetzt: das Büreau bekam keine Krankheit, keine Abhaltung, keine Anwandlung von Unlust. Von ihm mit einer Regelmäßigkeit bedient zu werden, die nichts zu wünschen übrig ließ, war der Herausgeber sicher und überdies der Sorge größtentheils erledigt, Verbindungen anzuknüpfen, mit seinen Berichterstattern Briefe zu wechseln, ihnen Erkundigungen über dies oder jenes anzuempfehlen; er hatte ferner nicht mehr nöthig, die verschiedenen ungleichen Handschriften zu buchstabiren und die Aufnahmefähigkeit jedes Einlaufs zu prüfen. Er war vielen Nachdenkens überhoben! Das Personal zur Fertigstellung eines Zeitungsblattes brauchte bei diesem Hülfsmittel nicht stark zu sein. Jede neue Zeitung war jetzt in den Stand gesetzt, gleich bei ihrem ersten Erscheinen Briefe von allen Seiten zu bringen, auch wenn sie noch gar keine Verbindungen eingeleitet hatte.

Der Berichterstatter ward ein überschüssiger Mann. Große Zeitungen fanden es seitdem überflüssig besonderen Briefstellern, auch wenn sie Zugänge von diesen abdruckten, eine Vergütung zukommen zu lassen. Die Nachrichten liefernde, das Geschäft in's Große betreibende Geldspekulation hing daher zusammen mit der Verdrängung der einzelnen Schriftsteller, welche ihre Wahrnehmungen und Ansichten den Zeitungen mitzutheilen gewohnt gewesen waren. Das waren unabhängige Männer gewesen, welche, ob auch von ungleicher Begabung, doch ihrer eigenen Erkenntniß ihrem freien Urtheile Ausdruck in den Spalten der Zeitungen gegeben und zugleich danach getrachtet hatten, ihren Einsendungen Werth sowol in Ansehung des Inhalts als in der Form zu ver-

leihen. Sie waren eben selbstständige, wirkliche Schriftsteller und mehr oder weniger von den Begriffen schriftstellerischer Ehre und persönlicher Verantwortlichkeit beherrscht. Ganz anders war der in den lithografirenden Büreaus dienende Schlag. Das waren litterarische Kommis, die keinen Antheil an dem nahmen, wovon sie schrieben, das waren Handlanger, die im allgemeinen (Ausnahmen zugestanden) keine Ueberzeugung, keine Gesinnung, kein Herz zur Sache und somit auch keinen Beruf hatten, in den öffentlichen Angelegenheiten mitzuwirken. Auf Geheiß, nach Vorschrift, im aufgegebenen Zuschnitt verrichteten sie ihr Tagewerk. Männer von höherer Ausbildung und Kraft gaben sich nicht leicht zu solcher litterarischen Markthelferarbeit her; thaten sie es nothgedrungen, so mußten sie auf das Geltendmachen ihrer eigenen Meinung verzichten. Sonderlicher Aufwand von Geist war nicht grade erforderlich, um Auszüge aus einem Haufen von Zeitungen zu machen. Dergleichen ist Registratorenarbeit.

Dabei gewann, wird Mancher sich trösten, die Gegenständlichkeit der Nachrichten, weil die persönliche Auffassung und Ansicht zurückweichen mußte, und reiner erfuhr der Zeitungsleser, was ihm mitgetheilt wurde, unvermengt mit Beifügungen, an deren Kenntniß ihm gar nichts gelegen ist. Wir sind hierüber anderer Meinung und halten die vielgepriesene „Objektivität" für ein bloßes Trugbild. Ganz unläugbar ist es, daß an schriftstellerischem Werth die lithografirten Korrespondenzen hinter den selbstständigen Berichterstattungen zurückstehen, und zwar bedeutend zurückstehen. Eine rühmliche Ausnahme machte jedoch eine lithografirte Korrespondenz in London, an welcher Max Schlesinger, der Mähre Alexander Kaufmann u. a. thätig waren, Männer gradezu ausgezeichnet durch Sachkunde, freies und scharfes Urtheil und schriftstellerische Gewandtheit, der nur zuweilen die Gebrechen der österreichischen Mundart Eintrag thaten.

Im allgemeinen leiden die meisten an Vernachlässigung des Ausdrucks. Bündig schreibt nur, wer scharf gedacht hat. Wer in Eile (will gewöhnlich sagen: mit geringer Ueberlegung) seine Gedanken hinwirft, macht viele Worte. Dem hastig arbeitenden Zeitungsmanne gebricht es in der Regel an Muße und auch an

Lust das zu Papier Gebrachte einer sorgsamen Durchsicht vor dem Abdrucke zu unterziehen. Die Sätze werden schlecht gebaut und mit unnützen Fremdwörtern beladen. Hat der Zeitungsschreiber eine Vorlage in anderer Sprache, so quält er sich nicht etwa mit Nachsinnen, wie dieses oder jenes Wort deutsch wiedergegeben werden könne; er nimmt flugs das fremde Wort her, versetzt es etwa mit einem —iren (z. B. dementiren) und meint die Sprache bereichert zu haben, indem er sie verunreinigt. Ueberhaupt übt das „Zeitungsdeutsch" (wenn wir diesen Ausdruck uns erlauben dürfen) eine äußerst nachtheilige Einwirkung auf den Gang der deutschen Sprache aus. Es schädigt unser Sprachgefühl. Die Masse des Volkes studirt keine Bücher, aber Blätter kommen ihr vor die Augen; Vorbild sind ihr entweder Predigten oder Zeitungen. In letzteren erblickt sie die Sprache weit häufiger als in einem Prachtgewande im Bettlerkleide. Sehr richtig bemerkte Moltke's „Deutscher Sprachwart", als er die erste Auflage dieser Schrift besprach, hierzu: das Zeitungsblatt werde dadurch „eine Quelle der Unklarheit. Ein breiter Strom fremden Unrathes durchfließt unsere Muttersprache", die unteren Leute wähnten ihrer Sprache vornehmen Klang zu leihen, wenn sie die abgelauschten Ausdrücke, die Fremdwörter, in sie einflickten.

Weit schlimmer aber noch ist die in der sonstigen Beschaffenheit der Mittheilungen vorgegangene Veränderung. Während nämlich die unabhängigen Berichterstatter den von ihnen mitgetheilten Gegenstand ausbreiteten und beleuchteten, um ihn dem Verständnisse näher zu rücken, behalfen sich die Büreaus vorwiegend mit einem Sammelsurium von recht vielen kurzen und dürren „Notizen" und dieser Zettelkram, der in die gedruckten Zeitungen übergeht, trägt weit mehr zur Verwirrung als zur Aufklärung der Leser bei. Wo ein Urtheil nothwendig wäre, um eine schädliche Einwirkung der Nachricht aufzuheben, da fehlt es gemeinlich. Die vielen kleinen der Rede kaum werthen Angaben zerstreuen überdies in ihrer Zusammenhangslosigkeit den Geist, unterbrechen alle Augenblicke unseren eigenen Gedankengang und lassen keinen gerechten Antheil aufkommen; sie stumpfen ab. Wenig, aber in seiner Bedeutung Begriffenes führt wirksamer als

dies Vielerlei die Leser zu dem Verständniß der öffentlichen Vorgänge; Wust verwirrt.

Auch noch ein anderer Uebelstand muß hingenommen werden. Die vielen einzelnen Berichterstatter, welche vor dem Eintreten dieser Wendung die Zeitungsblätter mit ihren Briefen füllten, waren ebenso viele selbstständige und von einander unabhängige Beobachter und Betrachter. Was sich begab wurde vom Einen so, vom Andern anders aufgefaßt; abweichende Stimmen wurden laut in der Menge der Blätter. In den Büreaus der lithografirten Korrespondenzen jedoch wird in einer bestimmten Weise die Mittheilung gegeben, wird ein mot d'ordre befolgt, und da sehr viele Zeitungen das Echo sind, wird weit und breit nur eine einzige Stimme gehört. Bedenke man die Folge, wenn diese Büreaus einer gewissen Politik unterthänig werden, ein Punkt, auf den wir später zurückkommen. Bei offenem Parteibericht weiß der Herausgeber der Zeitung, was er bekommt, und wer z. B. gewisse Berichte über Schleswig-Holstein abdruckte, mußte dessen sich bewußt sein, was er beging, war mit für den Frevel verantwortlich, half zu dem betriebenen Vorhaben; jedoch bei den Ausgaben jener alles umspannenden ständigen Bureaus läßt sich Parteilichkeit verstecken.

Schon sehen wir, daß Männer, die ein Ziel verfolgen, zu dessen Erreichung es ihnen auf ein Geldopfer nicht ankommt, solche autografische Berichte in ihrem Sinne herstellen lassen und den Zeitungen unentgeltlich zusenden, wenn die öffentliche Meinung auf die Entscheidung Einfluß hat. Wie weit dies getrieben wird, werde an einem Beispiel dargethan. Jedermann weiß, daß die deutsche Nation die Schillerstiftung gegründet hat, um schöngeistigen Schriftstellern, die von Noth gedrückt sind, Unterstützung zu gewähren. Damit der aus der Vergabung hervorgehende Einfluß nicht dauernd an ein und dieselbe Stelle gelange und damit keine Klicke sich festsetze, bestimmten ihre Satzungen weise, daß alle 5 Jahre der Vorort wechseln müsse. Der erste Vorort war Weimar; er hatte den Vorschlag, an welche Schriftsteller jährlich 13—15000 Thlr. zu vertheilen seien. Welche Macht hierin die leitenden Männer besaßen, liegt auf der Hand und darum darf es nicht verwundern, daß als der Tag der Neu-

wahl heranrückte, sie im Fortbesitz der Vorörtlichkeit zu bleiben begehrten. Im Wege standen die Satzungen, und deren Abänderung wäre bei den einzelnen Schillerstiftungen nicht durchzusetzen gewesen. Also galt es diejenigen, deren Widerstand zu erwarten war, über das Vorhaben in Unkenntniß zu lassen, in der Generalversammlung der Vereine der Schillerstiftung einzelne Vertreter zu gewinnen, und da hernach ein aus mehreren Gründen ungültiger Beschluß der Anfechtung unterlag, die Vorgänge sogleich in einem solchen Lichte sehen zu lassen, daß die öffentliche Meinung zu dem Glauben verleitet würde, alles sei in bester Ordnung verlaufen und die an den alten Satzungen Festhaltenden seien Widerspenstige, Ehrgeizige, Störenfriede. So wurde denn mit dem zur Unterstützung nothleidender Schriftsteller bestimmten Gelde eine metallografische Korrespondenz (zu deren Abfassung Hr. v. Dingelstedt den weimarischen Hofrath Dr. Gottschall aus Leipzig kommen ließ) während der Generalversammlung herausgegeben, die den — 22 (!) Zweigstiftungen und — den Zeitungen unentgeltlich zuging. Die Wirkung war so ziemlich erreicht, wenngleich erst aus dem dritten Wahlgange Weimar siegreich hervorging. Die Zeitungen hatten nicht das Getriebe, sondern eine klug berechnete Darstellung des Verlaufs jener Hauptversammlung zur allgemeinen Kenntniß gebracht, eine Darstellung, in der Wesentliches nur kurz berührt, auch wohl ganz übergangen war, so daß sie ein falsches Bild gewährend Vorurtheile schuf, welche nun den Bestrebungen zum Aufrechthalten des reinen Wesens der Schillerstiftung im Wege standen. Berichtigende Gegenartikel aufzunehmen fehlte den Zeitungen hinterher der Raum; er war von der metallografischen Korrespondenz vorweg genommen. Ein wahrer Skandal erschien den Antheil Nehmenden im Lichte eines richtigen, verdienstlichen Handelns und während sonst eine allgemeine Stimme des Unwillens aufgebraust wäre, redeten nunmehr wohlmeinende Leute, weil sie eine gefärbte Darstellung in sich aufgenommen hatten, dem weimarischen Vorhaben das Wort. Es ist glücklicher Weise am festen Einspruch der leipziger Zweigstiftung und an dem hier von allen Schriftstellern dankbar anzuerkennenden Einschreiten der königlich sächsischen Regierung gescheitert; indeß eine Weile wurde die

öffentliche Stimme irre geführt. Bedient man sich dieses Mittels in einer verhältnißmäßig so kleinen Sache, so wird es auch für weit größere Zwecke lohnen. Nicht einzig mit offener Gewalt, auch durch Täuschungen setzt man durch, was denen behagt, die es wünschen, aber dem Allgemeinen zum Schaden ausschlägt. Die lithografirten Korrespondenzen sind eine Waffe in den Kämpfen des öffentlichen Lebens.

Das Mittel, dieselben Berichte im Manuskript zu vervielfältigen, ward übrigens auch öfter auf gewöhnliche Berichterstatterei angewendet, wo die Büreaus nicht ausreichen. Werden z. B. öffentliche Versammlungen gehalten, von deren Verhandlungen ausführliche Nachrichten wünschenswerth erscheinen, so genügt für viele Zeitungen ein Berichterstatter. Aus dem Gelde, welches eine Zeitung allein aufwendet, wären die Reisekosten nicht herauszuschlagen. Der Berichtende bedient sich daher des Pauspapieres, um sogleich Dasselbe an mehrere Zeitungen abgehen zu lassen, indem er höchstens den Kopf und den Schwanz seines Berichts für jede Zeitung ein wenig verändert. Er schreibt auf einer Unterlage von 6 bis 10 mal übereinandergelegtem mit blauem Oelpapiere durchschossenem Seidenpapier, und falls er mehr Zeitungen zu bedienen hat, so fertigt ein Schreiber auf dieselbe Weise die noch erforderliche Zahl von Durchschriften. Auch da also ist es eine einzige Auffassung, welche vervielfältigt wird.

Die meisten deutschen Zeitungen haben sich die lithografirten Korrespondenzen angeeignet. Diejenigen Leser, welche mehrere Zeitungen lesen, werden nun eingesehen haben, woher es kommt, daß so oft ein und derselbe Aufsatz oder eine gewisse Nachricht mit denselben Worten gleichzeitig in verschiedenen Zeitungen unter vorgesetztem Korrespondenzzeichen sich vorfindet: alle diese Zeitungen schöpfen eben aus der nämlichen lithografirten Korrespondenz, und wenn die Uebereinstimmung sich nicht noch häufiger wahrnehmen läßt, so erklärt sich dies daher, daß der lithografirte Bogen weit mehr enthält, als eine Zeitung bedarf, und daß die eine Zeitung diese, die andere jene Stelle aus ihm entlehnt. Die augsburger Allgemeine und die Kölner Zeitung haben sich noch am wenigsten dieser neuen Weise hingegeben und sind, wenn gleich auch sie mehrere lithografirte Briefe benutzen, dennoch dem alten kostspieligen Systeme eigener

Berichterstattungen treu geblieben und schicken selbst auf den Schauplatz wichtiger Begebenheiten Mitarbeiter aus. Dies thun auch noch einige große Blätter, namentlich wiener*.

Die Wirkung der lithografirten Korrespondenzbüreaus, welche nicht blos von einem einzelnen vorübergehenden Hergang Nach=

* Der wiener Beurtheiler dieser meiner Schrift, — er unterschrieb Josef Neuwirth — der für die wiener Tagespresse eine Lanze brach und meine Anschauungen überholt fand, bemerkte zu dieser Darstellung des Einflusses der lithografirten Zeitungen: „Wir wissen nicht, wo der Verfasser dies gehört oder gesehen hat; allein wir wissen, daß er von dem Ding keine richtige Vorstellung hat und daß er es praktisch nicht einmal in Leipzig so erfahren haben kann. — Gut gemachte Zeitungen füllen nicht eine einzige Rubrik ausschließlich aus diesen Korrespondenzen und benützen sie kaum jemals ohne Kontrolle." Die wiener Herren sind mit den Zuständen weit weniger vertraut, als sie sich einbilden. Meinen Lesern will ich einen schlagenden Beweis vorführen. Ueber den Bazaine'schen Gerichtshandel haben (dies müssen jetzt noch alle Zeitungsleser wissen) sämmtliche größere deutsche Zeitungen lange Zeit lange Berichte ihnen vorgelegt, und mit Recht, denn der Fall erläuterte den Krieg von 1870. Woher hatten sie dieselben? Le Figaro gibt in seinem Blatte vom 15. December 1873. Nr. 347 unter dem Titel: La tribune des journalistes au Procés Bazaine auf 4 mächtigen Spalten umständliche Nachricht von den vor diesem Prozeß thätigen Agences de correspondances pour les journanx allemands 2c. und von den zugegen gewesenen Berichterstattern für Zeitungen. Wie viele deutsche Blätter hielten da einen solchen? zwei: die „Kölner Zeitung und La Presse de Vienne", letztere in Herrn Kohn vom Siècle. Alle andern druckten also die lithografirten Korrespondenzen nach, denn schwerlich werden sie sich die Mühe gegeben haben, die Berichte aus französischen Zeitungen übersetzen zu lassen. Herr Neuwirth nimmt die lithografirten Korrespondenzen vom Gesichtspunkte der — Arbeitstheilung in Schutz, schießt aber an der Scheibe vorüber, indem er versichert, sie hätten „keinen andern Zweck als die Mühe des Uebersetzens aus fremden Sprachen zu ersparen". Dann müßten ja in Deutschland keine deutsch geschriebenen erscheinen. Er verallgemeinert erst meine Sätze und ruft dann „sie sind falsch", als ob ich irgend wo gesagt hätte, daß unsere Zeitungen einzig und allein aus demjenigen bestünden, was ihnen die lithografirte Korrespondenz zubringt. Wie viele sind es aber denn, die ich will nicht fordern in allen Staaten des Auslands, nur in den Hauptstaaten ihren eigenen Berichterstatter besitzen? Leicht wird jeder Leser von dem wirklichen Stande sich überzeugen können, wenn er in einem Orte, wo viele Zeitungen ausliegen, diese einige Tage hintereinander vergleicht. Er wird dann auf kleine gleichlautende (mitunter etwas längere, mitunter etwas kürzere d. h. vom Herausgeber abgekürzte) Benachrichtigungen von Vorgängen stoßen, die nicht aus einer Zeitung in die andere übergegangen sein können.

richten verbreiten, sondern beständig Auskunft geben, ist nach unserm Dafürhalten jetzt eine höchst schädliche. Die Herausgeber der Zeitungen sind durch die Büreaus von der Nothwendigkeit befreit worden, sich mit den Verhältnissen der verschiedenen Länder, mit den Stellungen in ihnen, mit dem Sinn der sich begebenden Wandlungen vertraut zu machen und selber sich ein Urtheil über dies alles zu bilden. Sind sie, wie fast durchgängig der Fall ist, mit laufenden Arbeiten überbürdet oder sind sie bequem, so ist ihr ganzer Verlaß der tägliche lithografirte Briefbogen. Ihre Arbeit wird mechanischer. Sie büßen den Ueberblick und zugleich die Selbstständigkeit ein. Da sie nun auch die fremden Zeitungen nur selten, nur ausnahmsweise zu Rath ziehen und in auswärtigen Plätzen wenig eigne Berichterstatter mehr halten, so entgeht ihnen die Möglichkeit den Werth der Mittheilungen zu prüfen, welche das lithografirte Blatt ihnen gibt; so gerathen ihre Zeitungen für manche Theile des Inhalts in völlige Abhängigkeit von den Büreaus. Beispielsweise stammten fast die sämmtlichen Kunden aus der Levante und aus Südasien aus der erwähnten wiener lithografirten Korrespondenz oder aus den bekannten Büreaus in London und Paris. Die Hauptausgangsstätte für nordische Nachrichten war lange die in Kopenhagen erscheinende „Generalkorrespondenz“, welche als Manuskript der gesammten dänischen Provinzialpresse zuging. Glückt es nun aber gar einer gewisse Ziele verfolgenden Macht, diese eigentlichen Stellen der Nachrichtenverbreitung zu beeinflussen, dann gelangen ausschließlich getrübte Kunden in die Oeffentlichkeit, dann gelingt es Mißfälliges (in Deutschland wenigstens) todt zu schweigen. Die lithografirten Korrespondenzbüreaus können Quellen fortlaufender Fälschung werden und das öffentliche Urtheil, weil diesem sehr wichtige Kunden verborgen bleiben, in sehr bedenklicher Weise irre führen.

Das überaus Gefährliche liegt darin, daß diese lithografirten Korrespondenzen ganz und gar der öffentlichen Beurtheilung entzogen sind. Schon die Höhe ihres Preises verhindert, daß sie, so wie sie sind, in Privathände gelangen. An keinem öffentlichen Orte liegen sie aus. Durch den Buchhandel sind sie nicht zu beziehen. Man würde vergebens auf dem Postamt sie bestellen wollen. Wie viele Blätter auch z. B. vom ber-

liner Postamt zu beziehen sind: in seinem reichen Zeitungskataloge, der Ende 1873 nicht weniger als 5787 Blätter umfaßt, steht keine von diesen lithografirten Ausgeburten der Gegenwart. In öffentlichen Ankündigungen zeigen sie sich nicht an. Sie melden ihr Bestehen ausschließlich Zeitungen an und sind nur auf Bestellung am rechten Orte zu erlangen. Nach dem neuesten Gesetze für das deutsche Reich (siehe oben Seite 115) wird aber in diesem schwerlich noch eine derartige Korrespondenz an Privatpersonen abgegeben werden. Aus den Zeitungen, die sich ihrer bedienen, vermag selbst ein aufmerksamer Leser nicht, sie in solcher Weise kennen zu lernen, daß er sie vollkommen richtig würdigen und ihr Treiben ganz durchschauen könnte. Druckt doch keine Zeitung die lithografirten Briefe vollständig ab, wozu es an Raum gebricht, weiß der Zeitungsleser doch nicht mit völliger Bestimmtheit, welche von den in die Zeitung aufgenommenen Nachrichten und Betrachtungen grade aus ihr geflossen sind. Die einzigen, welche von ihnen Kenntniß besitzen, sind die Herausgeber der Zeitungen — wer aber eine Vorstellung hat von dem Arbeitsgedränge, in dem sich diese geplagten Männer befinden, von dem Mangel an Muße, der ihr leidiges Theil ist, der wird wahrhaftig von ihnen keine eingehende Beschäftigung mit diesen Briefen, kein zeitraubendes Vergleichen ihrer Mittheilungen mit den Angaben verschiedener anderer Blätter, keine scharfe Kritik fordern oder erwarten. Sie entschließen sich schnell, wie es ihr Geschäft gebietet, eine Angabe aufzunehmen und dem wartenden Setzer einen Streifen mit ihr einzuhändigen oder werfen den Brief in den viel verschlingenden Papierkorb.

Die freie Berichterstatterei unabhängiger Männer ist von der Wucht der Concentration beinahe erdrückt. Höchstens in den großen Residenzen kann sich noch ein selbstständiger Berichterstatter behaupten; in andern Plätzen ist das Geschäft, weil es aufgehört hat einträglich zu sein, schon erloschen oder im Erlöschen. Wenn selbst ein Ort wie Leipzig in dieser Hinsicht so augenfällig zurückgegangen ist gegenüber den 40ger Jahren, wie viel mehr ist dies anderwärts der Fall! Es ist aber von nicht geringer Tragweite, daß in der Presse fast nur die Ansicht, die sich in Berlin, Wien, Frankfurt, München und einigen wenigen Orten

festsetzt, Widerhall hat, während die Auffassung in so vielen andern Plätzen nur selten und spärlich noch zum Ausdruck gelangt. Seit der 1866 eingetretenen Wendung in den öffentlichen Verhältnissen Deutschlands haben auch die ehemalige freie Stadt Frankfurt und selbst die baierische Königsstadt an ihrer bisherigen Bedeutung große Einbuße erlitten. Wer politisch denken kann wird ermessen, welche Veränderung in den inneren Verhältnissen sich hieran knüpfen muß. —

Gegenwärtig ist also ein Zustand eingetreten, in welchem Urzeitungen erscheinen, die in ihrer wahren Beschaffenheit nicht in die Oeffentlichkeit dringen, sondern blos in die Geschäftszimmer der gedruckten Zeitungen, ein Zustand, in welchem die der Welt vorgelegten, in unsere Hände gelangenden Zeitungen zu einem großen Theile Abklatsch dieser Urzeitungen geworden sind.

Nicht die einzige verhängnißvolle Veränderung, welche sich während der beiden letzten Jahrzehnte im Zeitungswesen zugetragen hat, ist die so eben geschilderte. Noch andere haben sich begeben.

VIII.

So lange die Regierungen die Censur handhabten, märzten sie aus den Zeitungen das ihnen Mißfällige aus. Die Welt sollte nicht lesen, nicht erfahren, was ihnen gar zu widerwärtig war. Um ihre eigne, maßgebende Ansicht zu verkünden, genügte ein amtliches Blatt, das man in den herrschenden Kreisen für tonangebend hielt. Nachdem jedoch der reinigende Sturm des Jahres 1848 die Censur hinweggeblasen hatte, Redefreiheit vorhanden war und die Menschen unverhüllt ihre Ansicht laut werden ließen, wurden die Regierungen mit einem male zu ihrem Schrecken inne, wie ihre amtlichen Zeitungen gar keine Beachtung genossen und daß man ihren Versicherungen und Darstellungen keinen Glauben schenken mochte. Rathlos standen sie vor dem Wogen der öffentlichen Meinung. Was im Regierungsblatt aus-

einandergesetzt wurde, fand grade darum, weil es an solcher Stelle zu lesen war, kein rechtes Vertrauen. Anstrengungen, den Regierungszeitungen durch eine werthvolle wissenschaftliche Beilage Ansehen zu verschaffen, erhoben dieselben dennoch nicht zu der erwünschten Geltung. Welche Geldmittel auch daran gesetzt werden mochten, die Regierungszeitungen waren einmal nicht in Schwung zu bringen.

Da wurden denn zwei verschiedene Auswege ergriffen, die nacheinander bezeichnet werden sollen.

Kurze Zeit nachdem in Berlin die Ständeversammlung gesprengt, Held Wrangel, der andere Blücher, eingezogen war und die Freimaurerlogen geholfen hatten, wie von ihnen verheißen worden war, das sich aufbäumende Land zu bändigen, näherte sich dem neuen Minister von Manteuffel ein pariser Kind, der geistreiche, zwar auf einem breslauer Gymnasium geschulte, aber mit pariser Verhältnissen wohl vertraute Dr. Oelsner-Monmerqué und that ihm den Vorschlag: in Berlin ein Preßbüreau einzurichten, welches unvermerkt die Ministerialansicht in die verschiedenen unabhängigen Zeitungen hineinleite. Manteuffel begriff freudig die Tragweite dieses Gedankens und bot dem Oelsner die Ausführung an. Oelsner war wol dazu geneigt, allein an die Art gewöhnt, wie in Frankreich Schriftsteller gewürdigt werden. Lachend und über preußische Knickrigkeit spottend erzählte er mir, Manteuffel habe ihm ein Gehalt von 1500 Thalern geboten. Oelsner zog es vor, sich nach Frankreich zurückzuwenden, wo er schon nach einigen Jahren in der Blüthe seines Alters gestorben ist. Manteuffel indeß befand sich im Besitz seines Planes und ein geschickter Mann war auch zu erlangen, der bescheiden genug dachte, nach dem Maßstabe, den Preußen für Schriftsteller hat, sich bezahlen zu lassen. Der frühere Herausgeber des „Danziger Dampfbootes“, Dr. Ryno Quehl war dieser Mann, der die Einrichtung des „Centralpreßbüreaus“ in Berlin übernahm. Nachmals wurde er dafür mit dem Generalkonsulate in Kopenhagen belohnt; vor einem Jahrzehnt ist auch er verstorben. Ihm folgte in der Leitung Dr. Metzel und später, irre ich nicht, Dr. Jasmund. Das Preßbüreau zerfiel in zwei Abtheilungen, die eine für das Ministerium des Innern, welcher oblag, den Unterthanen das Urtheil an die Hand zu

geben, die andere für das Auswärtige, um der Politik Preußens Vorschub zu leisten. In das Ministerium des Innern wurde 1854 vom Minister Westfalen Geheime Regierungsrath Dr. Ludwig Hahn als Vortragender für Preßangelegenheiten berufen. Hahn richtete das Preßbüreau dieses Ministeriums ein, welches dessen jedesmalige Haltung zu empfehlen hatte. Aus den geheimen Fonds wurden schon vor längerer Zeit jährlich 36—50,000 Thaler an die neue Anstalt gesetzt. Als 1855 die preußische Regierung eine Bewilligung von 80,000 Thalern für höhere Polizei begehrte, erklärte ihr Kommissar am 19. März vor dem Abgeordnetenhause: „man könne nicht fordern, daß Preußen der Presse des Auslandes schutzlos gegenüberstehen solle, mehr als ein Drittel der abgeforderten Summe werde hierfür verwendet." Nachdem vor dem Kriege von 1866 das Abgeordnetenhaus die etatsmäßige Stelle eines Direktors des „litterarischen Büreaus" im preußischen Staatsministerium des Innern gestrichen hatte, wurden als Leiter für die inneren Preßsachen Geheime Oberregierungsrath Hahn u. a. eine Zeitlang dietarisch verwendet. Für das Auswärtige sorgten Metzel, Geheime Regierungsrath Zittelmann, Dr. Moritz Busch aus Leipzig, der gegen Ende des Jahres 1867 als Direktor des „Litterarischen Büreaus" angestellte Dr. Küttge. Später wurde an die Spitze dieser Abtheilung aus Hamburg der Professor Dr. Ludwig Aegidi mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes gerufen*.

Dr. Ryno Quehl hat das berliner Centralpreßbüreau auf eine wahrhaft ausgezeichnete Weise eingerichtet. Rasch warb er eine Schaar Hungerleider an, unbedeutende, unselbstständige Schriftsteller, deren Feder käuflich war. Um 15 bis 30 Thaler monatlicher Löhnung verpflichteten sie sich Aufsätze über die Tagesereignisse in einer bestimmten Richtung den ihnen zukommenden Weisungen gemäß in alle Zeitungen, deren Spalten sie sich öffnen konnten, zu schicken. Bereits im Frühjahr 1849 ließ sich wahr-

* Die ersten Nachrichten über das Preßbüreau kamen in die Oeffentlichkeit durch Jürgens in der von ihm anonym in Hildesheim herausgegebenen, von der preußischen Regierung sogleich verbotenen Schrift: „Die deutsche Politik Preußens und das Berliner Centralpreßbüreau" und durch mich (in der „Europa" 1855 Nr. 25).

nehmen, daß in einer Reihe der gelesensten Zeitungen gleichzeitig derselbe Gedanke auseinandergesetzt wurde. Ein aufmerksamer Leser vieler Blätter mußte über die auffallende Uebereinstimmung in unzähligen Berichten und Ausführungen stutzen und zu der Vermuthung kommen, dies könne nur so zugehen, daß für sie alle von einem Mittelpunkte her ein Stichwort ausgegeben sei. Doch wie viele Aufmerksame gibt es unter einer Million Leser? Dem Heereszuge des Prinzen von Preußen nach der Pfalz und nach Baden folgte ein Litteratenschwarm, Verkündiger seiner Siege und seines Ruhmes. Seit dieser Zeit hat die neue Preßstelle eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt. Am 9. März 1851 erließ Quehl ein Rundschreiben an „diejenigen Redakteure und Publizisten der konservativen Partei, mit denen er eine persönliche Verbindung gegenwärtig zu unterhalten nicht die Ehre hat", in welchem er unter ausdrücklicher Bezugnahme auf seine „amtliche Stellung zum Staatsministerium" verhieß, ihnen „von Zeit zu Zeit Mittheilungen über den wirklichen Stand der politischen Fragen zu machen" und sie „mit einem zu einer gedeihlichen Wirksamkeit unentbehrlichen Materiale zu unterstützen." Anfangs geschahen diese Zufertigungen unentgeltlich. Es ist wol anzunehmen, daß viele Zeitungen angetragenes „Material" gern werden entgegengenommen haben, ohne sich ängstlich darum zu kümmern, wie es zugeschnitten war. In Frankfurt am Main ward eine Preßfiliale errichtet und lange durch den Regierungsrath Zittelmann geleitet; unter dem Fortschrittsministerium wurde dieselbe aufgehoben, nachmals wieder hergestellt*.

Obgleich das Centralpreßbüreau selbstverständlich seine Fäden in der Verborgenheit spann — denn wüßte die Lesewelt, aus welcher Quelle dies oder jenes Urtheil herrührt, so ginge alle

* Ein amerikanisches Blatt „Der Anzeiger des Westens" brachte einen Brief aus Weimar, demzufolge in Frankfurt am Main 1864 außer Herrn Zittelmann für preußische Zwecke in der Presse arbeiteten Dr. Stricker für ein Gehalt von 8000 (soll wol heißen: 800 Thlr.), Schirges für ein Gehalt von 800 Thlr., Dr. Zirndorfer für ein Gehalt von 600 Thlr., der Stenograf R. Renntwig für ein Gehalt von 400 Thlr. und noch mehrere. Ich bezweifle die Richtigkeit des Angeführten, kann und mag für solche Angaben keine Verantwortung tragen, die Pflicht gegen meine Leser läßt aber nicht gut zu sie zu unterdrücken.

Wirkung verloren — läßt sich dennoch das Triebwerk mit ziemlicher Sicherheit erkennen. Das Centralpreßbüreau stand, wie in obigem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesenen Rundschreiben Quehl unumwunden bekennt, mit dem Ministerium in ununterbrochenem Verkehr, erhielt von ihm Auskunft und Winke, brachte in die Oeffentlichkeit, was dieses bekannt werden lassen wollte, behandelte alle Fragen in derjenigen Weise, welche der Politik des Ministeriums zusagte und bereitete durch Uebergänge die öffentliche Meinung auf die Wendungen vor, zu denen dasselbe die Verhältnisse hinzutreiben beabsichtigte. Um die Stellung anzudeuten, welche das Ministerium Preußens zu den Tagesfragen einzunehmen beabsichtigte, besorgte Dr. Hahn ferner, ich glaube seit 1863, eine gedruckte „Provinzialkorrespondenz" zur weiteren Verbreitung. Sie ging außer an Zeitungen auch an die Landesbehörden. Befreundeten Zeitungen wurde sie unentgeltlich in zwei Abdrücken zugestellt. Es war eine verständige Einrichtung, und da sie offen Farbe bekennt und ihr Ursprung unzweideutig ist, dürfte sie keineswegs mit lichtscheuem Treiben zusammengeworfen werden, wofern nur nicht statt des wirklich Leitenden ein vorgeschobener Herausgeber als verantwortlich auf dem Blatte genannt würde, dermalen (1873) ein Herr Liedtke, den im öffentlichen Leben niemand kennt, ein Kanzleibeamter. Aus einer Rede des Abgeordneten Lasker in der preußischen Ständeversammlung am 23. November 1866 ist abzunehmen, daß ein westfälischer Rittergutsbesitzer, der Polizeiverwalter ist, weil er diese Provinzialkorrespondenz zurückschickte, in 3 Thaler Strafe genommen, dann „in höherer Instanz" zwar von der Strafe freigesprochen, ihm jedoch aufgegeben worden ist, sie fortan zu halten. Eine „Provinzialkorrespondenz", die je nach Bedürfniß, wol von Woche zu Woche, den am Preßbüreau Beschäftigten, wie den e r g e b e n e n Zeitungen zuging, an feindselige Blätter jedoch gar nicht abgelassen wurde. Außerdem flossen aus dieser Quelle Betrachtungen über die Staatsvorgänge und öffentlichen Verhandlungen den Amtsblättern zu, die Amtsblätter aber müssen von allen Behörden und vielen Gewerbtreibenden gehalten werden. Das „Wochenblatt des National-Vereins" bemerkt hierzu (27. April 1865): „Diese Amtsblätter läßt man nun, um auch ihrem

politischen Theil den Schein eines obrigkeitlichen Erlasses aufzuprägen, in vielen Kreisen durch die Gensdarmen umhertragen; Landräthe befehlen den Schulzen bei Ordnungsstrafe, die politischen Artikel derselben der versammelten Gemeinde vorzulesen.“

Demnächst lag es dem Preßbüreau ob, den Ministern eine Ueberschau der aus den Blättern hörbaren öffentlichen Urtheile zu ermöglichen und dazu einen blos für sie bestimmten Auszug aus den Zeitungen anzufertigen. Diesen nannte man im Gegensatz zu den für die Oeffentlichkeit bestimmten Abfassungen die Geheimzeitung.

Zwei Arten von Arbeitern waren im Preßbüreau thätig. Die eine machten die in ihm Angestellten aus, welche mit den Staatsmännern verkehrten und sowol Erwägungen und Fassungen, geeignet die öffentliche Meinung zu beschleichen, gemäß den empfangenen Andeutungen aussannen, als den Saft der neuen Zeitungen aussogen. In lithografirten Briefen theilten sie dann ihre Nachrichten und Betrachtungen denjenigen Zeitungen, mit denen sie in Verbindung standen, sowie ihren Getreuen mit. Diese letzteren, die zweite Art, die Vertrauten, wurden von der ersten geleitet, indem selbe den Vertrauten theils Aufsätze, theils nur für sie selbst bestimmte Mittheilungen zukommen ließen, in denen die Gesichtspunkte angegeben wurden, von welchen aus die schwebenden Fragen vor dem Volke besprochen werden sollten. Demnächst gaben die diplomatischen Agenten im Auslande denjenigen Winke, welche in ihrer Nähe lebten. Diese Vertrauten standen anscheinend in keiner Dienstbarkeit, in keinem Amte. Ihre Aufgabe war, an so viele Zeitungen, als sie sich zugänglich zu machen im Stande waren, Berichte und Betrachtungen nach der Tagesparole zu schicken. Zwar bezogen sie nur ein winziges Gehalt auf Kündigung, dafür waren sie aber daneben auf den Honorargewinn für die gelieferten Briefe von den Zeitungen angewiesen und hatten die Aussicht, falls sie recht thätig und geschickt sich erwiesen, in die Stellen am Centralpreßbüreau einzurücken oder vermöge wirksamer Empfehlung von Berlin zu Herausgebern von Zeitungen befördert zu werden, selbst in Konsulate zu gelangen. Der Einfluß des Centralpreßbüreaus öffnete ihnen

Blätter, zu deren Mitarbeiterschaft sie allein sich schwer gebracht haben würden. Im Grunde Marionetten, hatten sie gleichwol vor andern eigenständigen Mitarbeitern deswegen einen großen Vorsprung, weil ihnen über Schwebendes Mittheilungen zuflossen, die Andern verborgen blieben. Sie vermochten in der That so manche Auskunft zu geben und erwiesen sich öfter als besonders wohlunterrichtete Gewährsmänner. Wenn sich bestätigte, was sie als geschehen meldeten, wenn eintraf, was sie als der Sachlage nach bevorstehend bezeichnet hatten, mußten sie wol der Herausgeber Zutrauen gewinnen. So geschah es, daß sie sich in vielen Zeitungen einnisteten und damit zugleich wirklich unabhängige Berichterstatter verdrängten, die sich mitunter, wie es nicht anders sein konnte, als schlechter unterrichtet herausstellten. Willig öffneten freisinnige Blätter ihre Spalten den Berichten aus dem Preßbüreau, weil diese gar nicht selten Aufschlüsse gewährten und überdies billig zu haben waren. Manchmal wußte der Zeitungsherausgeber gar nicht, daß sein Mitarbeiter eine geleitete Feder führte und mit seinen Einsendungen einen der Zeitung fremden Auftrag vollzog, sondern glaubte an dessen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit.

Wir wollen ein Kennzeichen angeben, wie man zuweilen den Vogel an den Federn errathen kann. Wenn ein Bericht nicht nur, wie es bis 1866 hieß: „preußenfreundlich" (jetzt heißt's „reichsfreundlich") gehalten ist — denn dies ist allemal erste Voraussetzung — sondern sein Verfasser sich tüchtig in die Brust wirft, vornehm thut, auf seine genaue Kenntniß als ein Eingeweihter pocht und dabei ein kleines Stücklein mageren Fleisches in einer weitläufigen dünnen Brühe auftischt, so geht man nicht fehl, wenn man in dem Patron einen Affiliirten des Centralpreßbüreaus wittert. Wirklich Eingeweihte werfen sich nicht in die Brust, machen kein langes verschwommenes Gerede, sondern sagen kurz und bündig entweder: „so ist es," oder: „wir zweifeln daran." Ihnen kommt es nicht darauf an, einen Brief zu schreiben, der für die Honorarberechnung viele Zeilen austrägt, im Gegentheile ist ihnen ihre Zeit zu kostbar für Wortschwall; sie haben auch nicht nöthig bei dem Herausgeber der Zeitung sich geltend zu machen, weil dieser ohnehin froh ist, von ihnen eine Zuschrift zu empfangen.

Sollte jemand daran einen Zweifel haben, daß es gelungen ist, in sehr vielen innerhalb des preußischen Staates erscheinenden Blättern den empfohlenen Berichterstattern Raum für ihre Briefe zu verschaffen? Auch an die Spitze von Zeitungen sind solche Vertraute geschoben worden, indem sie von der Regierung bei vorkommendem Abgang eines Herausgebers oder dem Wechsel des Besitzers vorgeschlagen wurden. In Düsseldorf und in Breslau und in Königsberg hat man wenigstens dies erzählt. Auf diese Art wurde in die preußische Presse eine größere Einheitlichkeit wenigstens für viele Bezüge gebracht, die noch vorhält. In gewissen auswärtigen Fragen sind ja Fortschrittspartei und Ministerialanhang derselben Meinung. Der Schutz der Staatsgewalt stand in Preußen zur Seite. Einst griff ein wiener Schriftsteller in der „Ostdeutschen Post" das Preßbüreau an und seinen Angriff abzudrucken ließ der Herausgeber der „Deutschen Volkshalle" in Köln, Dr. Eickerling sich beikommen: sofort wurde Eickerling unter die Anklage gestellt, Staatseinrichtungen dem Hasse und der Verachtung preisgegeben zu haben, und der Staatsanwalt legte bei diesem Anlaß am 27. März 1855 ein Schreiben des Ministerpräsidenten zu den Akten, aus dem hervorging, daß dieses Preßbüreau allerdings eine Regierungsanstalt ist. Ebenso hat in Breslau am 31. Januar 1865 Staatsanwalt Nessel in der gegen Dr. Stein und Groß erhobenen Anklage vor Gericht einen Angriff auf die Provinzialkorrespondenz als Angriff auf das Ministerium behandelt, weil dieselbe im Ministerium des Innern redigirt werde (Breslauer Zeitung 1865 Nr. 54 S. 291). In auswärtigen Zeitungen wurden die abhängigen Lohnschreiber gleichfalls untergebracht. Aus dem Preßbüreau stammende Aufsätze waren zu lesen in den Hamburger Nachrichten, der Hamburger Börsenhalle, Weserzeitung, Hannoverschen Zeitung, der Reichszeitung in Braunschweig*, dem Frank-

* Dies ist in Abrede gestellt worden, allein sie fuhr lange Zeit im nationalvereinlichen Fahrwasser und Thaddäus Lau, der zum preußischen Preßbüreau gehört haben soll, war sogar einmal ihr Herausgeber. Als freilich der treffliche Aßmann sie leitete, widerstand sie den preußischen Einflüssen. Im Jahre 1866 wurde von der preußischen Regierung ein Druck auf die braunschweigische ausgeübt und diese erließ solche Verwarnungen an die Zeitung, daß ihr Besitzer Heinrich Vieweg Maßregelungen entgegen sah und deshalb es vorzog die Zeitung am 31. Juli 1866 nicht mehr erscheinen zu lassen.

furter Journal, Intelligenzblatt der freien Stadt Frankfurt und vielen andern. Kurz vor 1866 wurde ein am Preßbüreau Angestellter an ein würtembergisches Blatt gebracht. Ließen sich namentlich auswärtige Blätter nicht völlig beherrschen, so wog es doch immerhin, daß in ihnen der berliner Auffassung wenigstens ein Ausdruck gegeben und dasjenige geschwächt werden konnte, was der Herbeiführung eines gleichen Gedankenganges im Wege stand. Auf Zeitungen, welche hartnäckig die Annahme eines empfohlenen Mitarbeiters ablehnten, konnte die Drohung wirken, ihnen den Einlaß in Preußen zu verwehren. Der augsburger Allgemeinen Zeitung wurde eine Weile die preußische Gränze versperrt und sie mußte sich, ihrem eigenen Geständnisse nach, zur Aufnahme „eben so überflüssiger als kostspieliger Korrespondenzen" herbeilassen. Nicht lange und ein Knappe des Preßbüreaus saß unter den Herausgebern oder beeinflußte sie: so muthmaße ich auf Grund von Aenderungen, die in meinen Einsendungen an diese Zeitung vorgenommen wurden. Freilich schützte es die Deutsche allgemeine Zeitung keineswegs vor dem Verbote, welches sie Ende 1864 traf, daß sie die Eröffnungen aus dem berliner Preßbüreau ihren Anhängern zu lesen gab; weil sie daneben sich unabhängig hielt, erschien sie als Sünderin.

Auch in nichtdeutsche Zeitungen wurden Aufsätze hinein gebracht, theils um Engländern und Franzosen diejenige Ansicht von den Zuständen und Hergängen in Deutschland beizubringen, welche den preußischen Vorhaben günstig war, theils um Uebersetzungen dieser Aufsätze in deutsche Blätter als Urtheile des Auslandes übergehen zu lassen. Der noch schwankende wie der über die Vorgänge nicht aufgeklärte Mann sollte vernehmen, daß das Ausland ebenso denke, wie Berlin und von dessen Widersachern eine üble Meinung fassen. Könnte man den Behauptungen nordamerikanischer Blätter trauen, so wären auch in die Vereinigten Staaten „preußische geheime Agenten" abgeschickt, welche Berichte über amerikanische Verhältnisse an deutsche Zeitungen einzuschicken hätten, z. B. an die Hamburger Nachrichten: vielleicht versteigt sich aber der Argwohn zu weit.

Die Vortheile, welche dieses ganze Verfahren der preußischen Staatsleitung gewährte, sind wahrlich nicht gering anzuschlagen.

Was ehedem durch ein oder einige Regierungsblätter einigen tausend Lesern bekannt geworden war, wurde nunmehr durch die Menge der Blätter, welche die amtlichen Berichterstatter nicht von sich wiesen, nach allen Seiten hin ausgetragen und konnte gleichwie eine Privatansicht rücksichtslos, bei weitem dreister und derber ausgesprochen werden. Eine Verantwortlichkeit für die Preßbearbeitung trug das Ministerium durchaus nicht. Erklärte doch noch am 1. Juni 1865 Herr von Bismarck im Abgeordnetenhause auf die Vorhaltung, daß er die Schleswig-Holsteiner drangsaliren lasse: „er habe keine Zeit, um in die Zeitungen zu schreiben; Das, was in den officiös genannten Zeitungen geschrieben werde, zu vertreten lehne er ab; er stehe für kein anderes Blatt als den Staatsanzeiger ein.“ Was der Regierung gut dünkte, auf die angegebene Weise in die Welt zu werfen, wurde von Unzähligen gelesen, die ein Regierungsblatt ungelesen aus der Hand gelegt haben würden. Die Variationen desselben Themas klangen gleich selbstständigen Hervorbringungen, während sie alle ein und denselben gemeinsamen Ursprung hatten. Ein melodischer Chorus tönte aus dem Zeitungswalde: wer da nicht wußte, daß ein versteckter Kapellmeister den Takt schlug, den überzeugten von der Wahrheit, Richtigkeit und Güte des Gehörten so viele gleichlautende Stimmen. Also wurden die Gegner übertäubt, wurden bestimmte Ansichten über die öffentlichen Verhältnisse, bestimmte Urtheile über die hervortretenden Persönlichkeiten durch möglichst viele Blätter in Umlauf gesetzt, hier der anders denkende Leser in seiner Ueberzeugung verwirrt, dort der Begeisterung ein Dämpfer aufgesetzt, an einer anderen Stelle geschürt, jede Wandlung und Windung der preußischen Politik belobigt und die Stimmung geschickt vorbereitet auf das, was den Absichten des berliner Kabinettes entsprach. Ein und dasselbe Bild spiegelte sich in einem Heere von Zeitungen wieder: da konnte man getrost die Ansicht der Preßstelle als Volksmeinung austragen. Das mußte schon ein verhärteter Widersacher sein, der zu widersprechen sich getraute! Und indem die Trompetenbläser und Heerpauker aus Leibeskräften spektakelten, stellte doch nichts die Regierung selber bloß. Gewiß war's ein außerordentlicher Vortheil, daß von all' dem Gelärme nicht die allermindeste Verantwortlichkeit auf sie

fiel: waren's ja doch alles Auslassungen unabhängiger Blätter! Sie mochte die wahren Zielpunkte ihrer Politik in der Presse verfolgen, während sie in offenen Staatshandlungen eine ganz andere Sprache führen mußte. Es war ihr möglich, die Karten zu mischen und ein Doppelspiel zu treiben.

Mit dem angesetzten Hebel des Centralpreßbüreaus konnte man wirklich öffentliche Meinung machen, Gimpel im Netze fangen, und nicht blos Gimpel, sondern auch gescheute Männer. Das Centralpreßbüreau hat Jahre lang in unverfänglicher Weise Propaganda für preußische Eroberungsplane getrieben. Seine Werkzeuge haben in der gesammten nord- und mitteldeutschen Presse die Oberhand erlangt, und so ist es in der That gelungen, eine breite Strömung für den anspruchsvollen Gedanken zu wege zu bringen, daß unter Aufhebung der Gleichberechtigung der deutschen Stämme der preußische Staat an die Spitze der mittleren und kleineren Staaten Deutschlands gehoben werden müsse.

Hauptmacher der öffentlichen Meinung in Norddeutschland war gegen das Jahr 1866 hin der Geschichtschreiber Dr. Duncker, der unter dem Titel eines geheimen Rathes die Stellung eines politischen Rathgebers des Kronprinzen von Preußen inne hatte; ein alter Burschenschafter, der sich im Parlamente für das Zustandebringen des preußischen Erbkaisers höchlich anstrengte und aus seiner Vergangenheit Verbindungen über einen weiten Theil Deutschlands mit hervorragenden Männern besitzt. Um seinem Ziele, Preußen zur Herrschaft über Deutschland zu bringen, näher zu rücken, arbeitete Duncker einstweilen dem eroberungssüchtigen Minister Grafen Bismarck in die Hand. „Herr Duncker vermittelt (so schilderte ein preußischer Abgeordneter seine Thätigkeit) die feineren Beziehungen mit der Presse; die gröbere Arbeit wird aus dem Ministerium des Innern durch Geheimrath Hahn oder aus dem Auswärtigen durch Herrn Zittelmann besorgt. Jene beiden geben ihren barbezahlten Handwerkern einfach Aufträge, Herr Duncker seift seine Agenten ein mit der Honigseife der höheren Gesichtspunkte und dem Pinsel der patriotischen Frase. In vertrauten Zuschriften werden die Redaktionen selbst par distance mit dem Federbart eingeseift, zu größeren Organen privatim freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Ausfälle ge-

gen die Kreuzzeitungspartei sind erlaubt, ja stellenweise Pflicht; von Zeit zu Zeit muß sich der Ministerpräsident vor den Augen der Welt von der Kreuzzeitungspartei abheben, wie ein helles Bild von dunklem Grunde. Man veranlaßt die bismarckisirenden Blätter sich gegenseitig zu citiren und zu loben. Heute z. B. wird der Kölner Zeitung geschrieben: „Der heutige Leitartikel der * Zeitung wird in der politischen Welt sehr bemerkt u. s. w." und hinterher folgt dann eine ausführliche Darstellung, an deren Verbreitung durch die berliner Blätter dem esprit-directeur gelegen; übermorgen kommt das rheinische Blatt in Berlin an, und im Laufe des Tages dirigirt sich der Agent auf das Redaktionsbüreau, hilft persönlich nach und die geschmeichelte Demokratie (Demokratie?) geht richtig auf die ministerielle Leimruthe. Unter dem Namen „journalistisches Doppel-Räucherpulver" sei dies Mittel hiermit eingetragen in die Pharmacopoea borussica."

Die Herzogthümer Schleswig-Holstein wurden, als es deren Aneignung galt, vorzugsweise ein Feld der Thätigkeit für die Preßknechte. In diesen Landen trieben sich nicht nur zahlreiche Agenten als Prediger der Unterwerfung unter Preußen herum sondern ein Rudel Skribaxe strengte sich auch aus Leibeskräften an, die Schleswig-Holsteiner um ihr Recht und ihre Selbstständigkeit zu bringen, falsche Nachrichten in die Welt auszustreuen und die braven Vaterlandsfreunde zu verlästern. Sie, die fremden Wühler, radotirten das einemal in den Blättern von Unterwühlung des Landes durch die Vereine der Landeseingeborenen, und versicherten ein andermal, alle besonnenen und gemäßigten Männer, alle wahren Politiker stimmten mit ihnen darin überein, daß diejenigen, welche noch an der Landessache festhalten, unzurechnungsfähig seien. Bald suchten sie die fernen Leser zu berücken, bald durch Ausstreuen falscher Nachrichten die einheimischen wackern Vertheidiger Schleswig-Holsteins zu entmuthigen und lähmen. Abwehr der Raubgier schwärzten sie als Partikularismus an und mit dem Worte „national" trieben sie ein schnödes Unwesen, kurz auf jede Weise waren sie beflissen, das Recht mit Füßen zu treten, das Rechtsbewußtsein zu verwirren. In den Schleswiger Nachrichten, der Flensburger Norddeutschen Zeitung,

dem Angelner Wochenblatt, den Elmshorner Nachrichten haben sie sich eingenistet. Mittelst dieser Blätter und mit Berichten an die Weserzeitung, die Hamburger Nachrichten, die Magdeburger, die Elberfelder, die Kölnische, die berliner National-Zeitung u. v. a. arbeiteten sie geschäftig an der Fälschung der öffentlichen Meinung und der Unterdrückung des Rechtes. Die zersplitterten Angaben und Betrachtungen wurden hernach in zusammenfassenden Darstellungen wirksamer gemacht, welche von den „Preußischen Jahrbüchern" in Berlin und den in Leipzig herauskommenden „Grenzboten"* vorgebracht wurden.

Wie sicher dieser Auswurf der deutschen Schriftsteller sich fühlen mußte, beweist die schamlos freche Sprache, die sie mitunter führten.

Sie nennen heißt sie brandmarken. Wir kennen ihre Namen nicht und so mag auf die wiener „Neue Freie Presse" die Verantwortung fallen, wenn sie (im November 1865) das Bestehen eines von dem preußischen Bevollmächtigten Freiherrn Zedlitz abhängigen preußischen Preßbüreaus in Schleswig-Holstein behauptet, dessen Schreibwerk ein Herr von Lavergne Peguilhen besorge, und als desselben vornehmste Gehülfen sie den livländischen Baron Ungern-Sternberg sowie den Dr. Moritz Busch namhaft macht. Diese Männer müssen solche ehrenrührige Beschuldigungen dadurch von sich abweisen, daß sie ihre Unschuld an dem ihnen Vorgeworfenen darthun**.

---

* Die Haltung der „Grenzboten" in der Schleswig-Holsteinschen Sache mußte Wunder nehmen, da Besitzer dieses Blattes der koburgische Hofrath Dr. Gustav Freytag war, der das Recht des Herzogs von Augustenburg vertrat, allein Mitbesitzer der Grenzboten war der bekannte Dr. Julian Schmidt und dieser ließ sich vertreten durch Dr. Moritz Busch, der längere Zeit die Grenzboten ganz besorgte. Ihn hatte Freytag Ende 1863 oder Anfang 1864 zum Vorsteher des Herzogl. Preßbüreaus in Kiel gemacht (vgl. oben S. 116). Indeß wurde Busch aus demselben gegen ein Abstandsgeld entlassen. Seitdem befehdete Busch auf's heftigste (so will man wissen) die Sache des Augustenburgers und kämpfte für Preußens Erobern. Indeß war Herr Busch stets Gothaner.

** Ist inzwischen nicht geschehen.

Wie endlich in jüngster Zeit — den ersten Monaten des Unheilsjahres 1866 — ein Schandtreiben brudermörderischen, selbstzerstörenden Krieg der Deutschen untereinander anzufachen sich bemühte, und wie argen Schaden die Kriegshetzerei anrichtete, ist in zu frischer Erinnerung, als daß es Worte bedürfte, den Unmuth der ächten Vaterlandsfreunde zu schärfen. —

Ein „Centralpreßbüreau" besaß lange Zeit nur Preußen. Diejenigen unter den übrigen deutschen Regierungen, welche auf die Presse Werth legten, kannten anfänglich das neue Getriebe nicht. In der Absicht zum nachhaltigen Ausdruck in der Presse zu gelangen, sannen sie vielmehr auf andere Behelfe. Sie kauften nämlich unter der Hand Zeitungen an, die ihnen das Wort reden mußten, oder veranlaßten heimlich die Gründung neuer Blätter mit großem Kostenaufwand. Diesen ihnen ganz oder theilweise gehörenden Blättern gewährten sie insgeheim fortdauernde Unterstützung mit Nachrichten und auch mit Geld. Wenigstens eine Weile hielt der Schein der Selbstständigkeit bei denselben auch vor. In derartigen anscheinend unabhängigen „Organen der öffentlichen Meinung" war freiere Bewegung für die Regierung zuläßig als in solchen, die das amtliche Gepräge an der Stirn trugen. Doch merkte man später den Zusammenhang und taufte hernach diese Gattung von Zeitungen zum Unterschied von den „officiellen" mit dem Namen „officiöse". Die preußische Regierung bediente sich dieses Mittels gleichfalls; so war z. B. „Die Zeit", so die „Norddeutsche allgemeine Zeitung" (beide in Berlin) ein officiöses Blatt, indeß der „Staatsanzeiger" auf Null herabsank. Der sächsische Minister Freiherr von Beust hat nach der preußischen Regierung wol die meisten Anstrengungen in Deutschland zur Beherrschung der Presse gemacht. Er selbst ist ein fleißiger und geschickter Zeitungsschreiber. Er kaufte 1849 vom Buchhändler Teubner das „Dresdner Journal" an, von dem die alte königliche Leipziger Zeitung verdunkelt wurde, verhandelte einmal über den Kauf der dresdner Konstitutionellen Zeitung und trug auch sonst Sorge Zeitungsschreiber zu beachten und war sowol eingedenk, daß rosige Färbung der Berichte aus Sachsen in auswärtigen Blättern die Lesewelt stets angenehmer berühre als irgend welche andere, wie

daß es die auf ihre erleuchtete Theologie stolzen Sachsen sehr bitter kränken würde, wenn sie Eingebungen der Bösartigkeit, die von einem mecklenburgischen Sachsen redeten, lesen. Ein Versuch, der kleinen Presse im Königreich Sachsen, den vielen Wochenblättern, die zugleich amtliche Anzeigen enthalten, von Dresden aus unentgeltliche Artikel zuzuschicken, damit sie nur recht Zuverlässiges und Nützliches den Landeseinwohnern zu lesen gäben, wurde auch gemacht, jedoch bald aufgegeben; zwar wurden die vielen, (70—80), Amtsblätter des Landes, wie man sich ausdrückte, „vinculirt" d. h. sie sollten keine gegen den Sinn der Regierung gehaltenen Aufsätze aufnehmen, in Wirklichkeit ließ jedoch die Regierung sie gehen, wie sie eben gingen, vermuthlich weil es ihr an schriftstellerischen Kräften gebrach und sie überhaupt nicht gern Schriftstellern viel zahlte. In Hannover diente, so lange es noch als Königreich dastand, neben der (neuen) Hannöverschen Zeitung die „Deutsche Nordseezeitung" als officiöses Blatt, in Baiern die „Bairische Zeitung". Sogar Mecklenburgs erleuchtetes Regiment hat ein solches im „Norddeutschen Korrespondenten" gefunden. In Wien war die „Oesterreichische konstitutionelle Zeitung" von Minister Bruck abhängig u. s. w. Die Vorliebe für „officiöse" Blätter, denen Zuwendung der amtlichen Bekanntmachungen einen Vortheil verschaffte, wurde so groß, daß man über ihnen die alten amtlichen Zeitungen, die doch nothwendigerweise sehr viele Abnehmer zählten, nicht recht nutzbar machte, sogar zu Gunsten jener vernachlässigte. Die „officiösen" Blätter schütteten das Füllhorn der Regierungsweisheit aus.

Zwei Mittel französischen Ursprungs fanden ferner Anwendung: die Verwarnung von Zeitungen, die in Mißliebigkeit beharrten, und die Mittheilung von Aufsätzen (Communiqués) an verschiedene Blätter, die ihrer Aufnahme sich nicht füglich entziehen konnten, sowie die Anzeige gewisser Artikel, um deren Nichtaufnahme ersucht wurde. „Le Temps" äußerte neulich, daß „die auf unsern Schutz bedachten Eröffnungen der administrativen Vorsehung, auf unsrer Hut zu sein hinsichtlich gewisser Schriftstücke, für uns stets mit strengen Befehlen gleichbedeutend sind." In Deutschland sind Blättern ebenfalls derartige Einladungen zur Nichtaufnahme zugekommen.

Mehrere Staaten richteten sich in der Folge ebenfalls Preßbüreaus ein*. In Hannover hieß das Preßbureau „Königliches litterarisches Kabinet". Das Staatshandbuch Hannovers nannte als „mit Bearbeitung der Preßangelegenheiten beauftragt" den Regierungsrath Meding, der, irre ich nicht, die Schule des berliner Preßbüreaus durchgemacht hatte und schließlich auch als „Gregor Samarow" zum schwarzweißen Banner zurückgekehrt ist. Dieser Preßwart besorgte seit Anfang des Sommers 1865 auch lithografirte, theils in Auszügen aus Zeitungen, theils in neuen Mittheilungen bestehende Tagesberichte, welche den höhern Beamten zugeschickt wurden. In Baiern entschloß man sich sehr spät einzugreifen. Bis Ende 1866 war die Regierung in München der Presse gegenüber sehr wenig regsam und recht sehr geheimthuerisch. Erst unter dem Minister des Innern Freiherrn Pechmann erhielt der „Preßreferent" Graf Taufkirchen Auftrag Schriftstellern auf ihre Anfrage Auskunft zu ertheilen und hinsichtlich verbreiteter falscher Nachrichten ihnen das Richtige anzugeben. Sie konnten täglich Erkundigungen über thatsächliche Verhältnisse einziehen. Minister Fürst Hohenlohe richtete 1868 im Ministerium des Innern Beamten und Schriftstellern zugängliche Zimmer ein, in denen viele Zeitungen auflagen und Freiherr Völderndorf vom Ministerium des Aeußern sowie Freiherr Feilitzsch vom Ministerium des Innern anwesend waren, um den Schriftstellern (ohne Unterschied ihrer Farbe) Nachrichten und Aufklärungen behufs beliebiger Benutzung zukommen zu lassen. Diese gewiß löbliche Einrichtung kostete aber bald züviel (?) und wurde deshalb um die Jahreswende 1869/70, wie man sich ausdrückte, umgestaltet d. h. aufgelöst.

* Belgien soll kein Preßbüreau haben, indeß ist die Regierung Leopolds seit ihrem Beginne jederzeit bestrebt gewesen, die Hand in der Presse zu haben, und schlau genug, um dies zu vermögen. Sie ist soweit gegangen, daß sie ein demokratisches Blatt gründete. Damit gelangte sie nicht nur zur Kenntniß Derjenigen, welche sich an demokratischen Blättern betheiligten, sondern stumpfte auch durch die berechnete Haltung dieses unter der demokratischen Fahne einhergehenden Blattes die demokratische Richtung zeitweilig ab und brachte die Entschiedeneren in den Ruf des Zuweitgehens.

Auch der wallachische Ministerrath Cusa's beschloß die Einrichtung einer „Preßdirektion". Sie diente nachher gewiß denen, welche diesen vortrefflichen Fürsten, dem das Land so viel zu verdanken hat, stürzten.

Am spätesten lenkte die österreichische Regierung in die neue Bahn ein. Sie glaubte in der Zeit der Minister Schwarzenberg und Bach Hinlängliches geleistet zu haben, wenn sie die einheimische Presse knebelte.

Zwar wurde die österreichische Regierung bald die Thätigkeit des berliner Preßbüreaus inne, die ihr recht ungelegen fiel, allein in der Kaiserstadt hatte man sich allzulange gewöhnt, mit geringschätzigem Uebermuth auf die Presse herabzublicken, da waltete auch allzumächtig des altgewohnten Schlendrians Bequemlichkeit, als daß man sonderliche Lust gespürt hätte, sich zu Anstrengungen aufzuraffen. Nahm man doch mit wiener Leichtigkeit die Ereignisse und Entwickelungen hin. Lange Zeit verstrich, ehe es zu ernsten Gegenbestrebungen kam. Mit bloßen Unterdrückungsmaßregeln und gelegentlich mit einer Berichtigung oder Mittheilung, die man einer befreundeten Zeitung zugehen ließ, dachte man anfangs genug gethan zu haben. Der früher genannte sehr geschickte Dr. Weil wurde allerdings in die Staatskanzlei gezogen. Er und der ultramontane Mayer schrieben über Oesterreichisches in die augsburger Allgemeine und einige andere Zeitungen, und ein paar (schreibe: „im Ganzen ein paar") Schriftsteller wurden in Dienst genommen, die von Frankfurt und Leipzig aus im österreichischen Sinne an der Presse mitwirken sollten. Das war alles, das wollte in der That nicht viel besagen. Die Zeitungen widerhallten dessenungeachtet von Klagen über österreichische Beeinflussung der Presse und daher rührende Fälschung des öffentlichen Urtheils: aber in den allerseltensten Fällen trafen diese Beschuldigungen die Wahrheit. Wie hätte denn mit den geringfügigen Kräften, über die Oesterreichs Staatsmänner in der außerösterreichischen Presse zu gebieten hatten, irgend etwas Erkleckliches ausgerichtet werden können? Der ganze Nutzen bestand darin, daß diese paar österreichischen Schriftsteller ab und zu Berichtigungen, Widerlegung von böslich Entstelltem und Angabe der wahren Absichten des wiener Ministeriums in eine oder die andere Zeitung brachten; von einer nachdrücklichen Einwirkung auf die Presse konnte bei so wenigen Aufsätzen keine Rede sein. Es waren die dienstbaren Geister des berliner Centralpreßbüreaus und die eingefleischten Gothaner, die jeden ihnen wider-

wärtigen Aufsatz vor der Lesewelt als Einflüsterung des wiener Kabinets verdächtigten und dadurch jedes gegnerische Wort um den Eindruck brachten, den etwa Gründe oder Versicherungen ausgeübt hätten.

Mancher Leser wird uns, da wir hier wider eingerostete Vorurtheile angehen, den Glauben versagen. Deshalb lassen wir uns etwas umständlicher über diesen Punkt aus, damit man sich überzeuge, daß bei weitem das Allermeiste, was über die österreichische Thätigkeit verbreitet worden ist, zusammengelogen wurde. Die Wahrheit ist Folgendes: Eine kleine Anzahl großdeutschgesinnter Männer schlug seit dem Auseinandergehen des Parlaments sich in Mitteldeutschland — dem eigentlichen Kampffelde — auf eigne Faust gegen die Parteigänger des hegemonistischen Gedankens, ununterstützt von Oesterreich und den übrigen deutschen Staaten, eher noch von diesen unterdrückt. Denn sie erlaubten sich eine eigne Meinung zu haben und wollten nicht für Knechtschaft wirken. Anstatt daß sie gefördert worden wären, geschah ihnen, wie gesagt, weil sie außerhalb des Schlepptaues sich hielten, mitunter sogar Abbruch. Sie waren es, welche während eines Jahrzehntes unter fortwährenden Opfern, mit ihren eignen Mitteln einen ungleichen Kampf unterhielten, durch den sie allerdings das vollständige Durchdringen der hegemonistischen Idee in der öffentlichen Meinung einstweilen abwendeten, sich jedoch allmälig erschöpften. Sie mußten zusehends an Boden verlieren. Außer Stande Vortheile zu vergeben, vermochten sie auch keine Gehülfen heranzuziehen. Wer mit ihnen focht, mußte auf Honorar verzichten, mußte Verluste ertragen, nicht nur uneigennützig arbeiten, sondern auch noch Opfer bringen. Ihre Zahl konnte sich nicht mehren, nur abnehmen. Da ihre Personen nicht unbekannt blieben, traf sie die Wuth der Gegenpartei auf jedem neutralen Gebiete, um ihnen solche Vortheile zu entziehen, die ihnen sonst im Gebiete ihrer nicht-politischen Thätigkeit zugefallen wären. Die Mittel, über die sie zu verfügen hatten, wurden ihnen, wo es sich thun ließ, abgeschnitten, geschäftig wurden sie mit Unglimpf überschüttet, damit auch ihr Ansehn zu Grunde gerichtet werde, ihr Ausspruch also nicht mehr gelte wie bisher, nicht mehr gehört werde. Von Verläumdungen bleibt

ja leider allemal etwas hängen! Aus der Regierungspresse der Mittelstaaten oder Oesterreichs ertönte nichts, gar nichts, welches für sie die Wage im Gleichmaß gehalten hätte. Wenn ein freisinniger Zeitungsschreiber lahm gelegt worden war, freuten sich vielmehr die über Mittel verfügenden Stellen in ihrer Thorheit. Die Regierungsweisheit träumte damals mit blühender Reaktion glücklich durchzukommen! Die Verblendung war arg. Das preußische Spiel lag seit **1849** offen. Jedoch die vorgeblichen Staatsmänner an mittelstaatlichen Höfen besaßen kein Einsehen in die Lage und den Gang der Dinge, in die vorhandenen Kräfte und die Wirkungen angewendeter Mittel. Ihr Sinn stand einzig und allein nach Aufrechthaltung des Alten und Veralteten, Verfolgung aller Neuerer ohne Unterschied, und ihr ganzes Rechnen erstreckte sich von heute auf morgen, nicht weiter. Solche Beschränktheit des Blickes pries man damals ja grade als die wahre Eigenschaft eines Staatsmannes. Nichts zeigt wol deutlicher die Jämmerlichkeit in den waltenden Kreisen jener Jahrzehnte als diese Auffassung. Weder Streben nach Großem, noch Vorausblick in die im Zuge befindliche Entwickelung, sondern Geschick in kleinen Ränken und Gewandtheit im Besorgen untergeordneter Geschäfte, welche das Erforderniß für abhängige Verwaltungsbeamte ist, galt als staatsmännisch! Der entschlossene Bismarck machte allerdings eine Ausnahme.

Oesterreich griff nicht einmal solchen Schriftstellern unter die Arme, die nicht links standen — es baute ja auf seine diplomatischen Agenten, die Erbschaft aus der Metternichschen Schule! Um jeden Zweifel zu nehmen, wollen wir unter den Beispielen, die uns zu Gebote stehen, eines vorlegen, weil es sich bei ihm um einen Schriftsteller handelt, welcher (**1860**) gestorben ist. Dies war der dem rechten Centrum angehörende pensionirte lutherische Pfarrer von Stadtoldendorf, Dr. theologiae Jürgens. Ihm kostete sein öffentliches Wirken eine von ihm erwünschte Bibliothekarstelle in einem Kleinstaate, die ihm zugesichert gewesen war, bevor der Kampf so heiß wurde, die, als sie wirklich offen wurde, ein von der Gegenpartei Empfohlener empfing; seine Parlamentsgeschichte, viele von seinen publicistischen Schriften ließ er in Ermangelung von Verlegern auf eigne Kosten drucken, wo-

10*

bei er von seinem kleinen Vermögen mehrere tausend Thaler bar zusetzte. Von seinen Büchern schwiegen die Gegner oder brandmarkten sie als unwahr, als falsch, was sie nicht sind, und die Wiener Zeitung wies sogar eine unanstößige, lobende Anzeige des vortrefflichen dritten Bandes seiner Parlamentsgeschichte zurück! Den hinfälligen Jürgens bekümmerte zuletzt das Zusammenschmelzen seiner Einnahmen; daß er bis ein paar Monate vor seinem Ableben, wo ich zum letztenmale mit ihm zusammen war, von Oesterreich keinen Kreuzer bekommen hat, weiß ich bestimmt; er müßte, wenn je auf seinem Todbette noch einen Ersatz für seine Opfer empfangen haben. Ich könnte auch Männer nennen, die weiter rechts standen als Jürgens und ebenso wie er auf sich selbst angewiesen blieben; andere also von den in der vordersten Reihe Stehenden, die weiter links sich hielten, haben von der österreichischen Regierung ganz gewiß nichts erhalten*. Was diese in Wien that, um die Presse zu ihrem Werkzeug zu machen, blieb auswärts unbekannt; daß sie aber den in der außerösterreichischen Presse ihr zur Seite stehenden Schriftstellern nichts, oder wenn es allenfalls einmal ausnahmsweise aus den Erübrigungen, welche ein österreichisches diplomatisches Amt grade in Kasse hatte, geschah, ein Lumpengeld von ein paar hundert Gulden oder noch viel weniger zufließen ließ, halten wir für eine nicht in Abrede zu stellende Thatsache. In einem solchen seltenen Ausnahmsfalle mußte der Begünstigte recht koscher sein. Wie ganz anders verfuhr die preußische Regierung! Sie wendete große Geldsummen an, um sich überall in der Presse festzusetzen und die thätigen Federn zu gewinnen. Ging es an, so erkaufte sie Mitwirkung für ihr Preßbüreau selbst von einem vormaligen Herausgeber eines großdeutschen Blattes, sogar wenn dieser eine neue Religion

* Braucht noch, damit man uns Glauben schenke und die eingesogenen Vorurtheile abthue, erinnert zu werden an die sprüchwörtliche Undankbarkeit Oesterreichs? Ist es nöthig darauf hinzuweisen, daß die gewaltige Kraft Lothar Bucher's ununterstützt blieb, obschon jedermann, der die Verhältnisse kennt, begreifen mußte, daß Bucher auf dem Boden, auf welchem er sich befand, sich auf die Länge unmöglich behaupten konnte? [Bismarck ließ es sich, wie er sich selbst geäußert haben soll, viele Mühe kosten, ihn auf seine Seite zu ziehen; er gewann ihn und jetzt ist Bucher einer seiner vornehmsten Rathgeber. Was wiegt allein ein solcher Kopf!]

zu stiften beabsichtigte! In Wien wollte man an der Spitze von Deutschland stehen oder richtiger gesagt (insofern die Lage blos nach ihrer äußerlichen Seite aufgefaßt wird) nach wie vor stehen bleiben: welche Voraussetzungen dies aber nothwendigerweise in sich schloß, machte sich dort von den entscheidenden Männern, wie es scheint, keiner recht klar. Der Ort, auf den das Volk der Deutschen hinblicken sollte als auf den maßgebenden und entscheidenden, mußte der Brennpunkt seines geistigen Lebens sein, die bedeutendsten Männer aus allen Stämmen in sich vereinigen und auf der Höhe seiner Entwicklung als Führer des Fortschritts auf allen Gebieten sich zeigen. Sehr wohl erkannten die preußischen Staatsmänner dieses Erforderniß, als sie Berlin zur „Stadt der Intelligenz" zu erheben trachteten. In Wien wähnte man mit dem Oesterreichertum auszulangen und gab ihm höchstens einen ultramontanen Zusatz. Das Uebrige ließ man gehen und so ist es denn gekommen, wie es kommen mußte. — Die außerösterreichischen Großdeutschen kämpften, wie sehr auch verdächtigt, in vollster Unabhängigkeit. Sie besaßen nicht das Geld große Zeitungen anzukaufen oder zu gründen. Die freie d. h. einzig wirksame großdeutsche Presse bestand folglich nur aus kleinen Blättern. Deutsche im Auslande lassen sich aus Deutschland nur große Blätter kommen. Ihre Anschauung deutscher Verhältnisse und Vorgänge gestaltete sich demnach unter den Eindrücken, welche die großen, preußisch-gefärbten Zeitungen machten.

Als das Jahr 1859 anbrach, waren diese unabhängigen großdeutschen Schriftsteller schon eine Weile auf der ganzen Linie geschlagen, und dermaßen gelichtet oder entkräftet, daß sie wenig mehr in Betracht kamen. Die Wirkung ihrer Niederlage trat bald ein. Auf dem eisenacher Tage ging eine Anzahl Demokratenführer in's gothanische Lager über, daran verzweifelnd, daß bei ihren Lebzeiten in Oesterreich eine Umwandlung zum Besseren erfolgen werde. Bald stand ein großer Theil der mittel- und norddeutschen Demokratie auf der Seite des Nationalvereins und Süddeutschland wurde fortan zum Kampffelde. Jetzt, in der Zeit des italienischen Krieges, wurde zugleich die Wirkung des Centralpreßbüreaus für Oesterreich äußerst empfindlich. Um diese Zeit war an die Spitze des Ministe-

riums im Grafen Rechberg ein Mann getreten, der den Einfluß der Presse richtiger als seine Vorgänger würdigte. Seitdem erst hat das wiener Kabinet eine stärkere Einwirkung in der außerösterreichischen Presse zu üben gesucht, doch es nicht richtig angegriffen, auch lange nicht nachdrücklich genug. Gesinnungslose Liebedienerei galt wie früher in oberen Stellen. Es unterblieb der nothwendige Wechsel in der hohen Beamtenschaft. Als „officiöses" Blatt wurde die „Donauzeitung" unter Leitung Giehne's gegründet; man ließ dieselbe aber, weil sie keinen rechten Eingang fand, wieder fallen. Der „Botschafter" entstand darauf und zwar in Beziehungen zum Ministerium Schmerling; mit dem Falle dieses Ministeriums ging er ein. Fröbel, sein Herausgeber, gehörte später zu den Ueberläufern in's preußische Lager. In Frankfurt am Main wurde die Zeitung „Deutschland" unterstützt. Ein leipziger Verleger erhielt nach vielen Bemühungen zur Begründung des „Leipziger Journals", in welchem der österreichische Standpunkt zum Wort kommen sollte, eine Geldunterstützung, ohne daß ihm Bedingungen vorgeschrieben worden wären: aber für eine zweimal täglich erscheinende Zeitung waren 2000 Thlr. zur Einrichtung und 2000 Thlr. auf das erste Jahr (1860) doch nur ein Dideldumdei! Zwei in österreichischen Diensten stehende Schriftsteller (von denen indeß der eine kein Preßagent war) übernahmen die Führung dieses Blattes, nach Rechts das Steuer richtend. Bei dieser Haltung war dies neue Blatt von vorn herein unrettbar verloren. Wie nun im folgenden Jahre der Verleger, als ihm der Athem schon ausging, die freisinnige großdeutsche Richtung einschlug, ließ man in Wien ihn ganz fallen. An Stelle des Leipziger Journals erschien der „Adler", von dem es anfänglich hieß, er solle ein freies Blatt sein; allein daß der Herausgeber sich mit gebundenen Händen bewegte, wurde sofort klar. Dennoch muß wol der Flug des „Adlers" noch immer zu kühn gewesen sein, denn auch von diesem Blatte zog sich die österreichische Hülfe Ende 1864 zurück und es hörte auf. Oesterreichs Abgeneigtheit in der außerösterreichischen Presse den freiheitlichen Zug zu unterstützen, seine Bereitwilligkeit mit den reaktionären Kräften der Länder in Bund zu treten, machte deutlicher als alle in Wien vor der

Welt abgegebenen Erklärungen offenbar, was freiheitlich gesinnte Deutsche von Oesterreich zu erwarten hatten.

Unläugbar hat das österreichische Kabinet seit 1860 Anstrengungen zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes in der Presse gemacht. Versäumtes ist indeß schwer nachzuholen. Was geringe Bemühungen, unbedeutende Opfer vor 1859 behauptet hätten, eroberten nun ansehnliche Leistungen nicht zurück, am wenigsten, wenn Verständniß der Zeit d. h. des freiheitlichen Bedürfnisses der Nation mangelte und mit faulem Bestehenden gemeine Sache gemacht wurde, blos deshalb, weil es bestand, während man von solchem sich hätte abwenden müssen, weil es faul und folglich auf die Dauer unhaltbar war. Der Bevölkerung anderer Staaten anmuthen, daß sie die Octroyirungswirthschaft daheim stütze, mochte in Wien als ein staatsmännischer Gedanke erscheinen; uns dünkt es verkehrt. — Eine Zeit lang war nun in der Presse eine nachdrückliche Bewegung zu spüren, die so einheitlich war, daß sie eine kräftige und in manchem Bezuge geschickte Leitung von Wien aus zur Voraussetzung haben mußte, allein sie war zugleich so stark österreichisch und zugleich so wenig freiheitlich, daß sie die beabsichtigte Wirkung großentheils verfehlte. Ohnehin war der Aufwand, der an die Gewinnung der öffentlichen Meinung, an die Gegenwehr gegen die preußischen Bestrebungen gesetzt wurde, noch viel, viel zu gering.

Die alte lithografirte „österreichische Korrespondenz" ließ man fallen und setzte sich dagegen mit dem pester Scharf in's Benehmen, der für Subvention — angeblich bekam er 10,000 Gulden — in Wien an Stelle jener „österreichischen Korrespondenz" eintrat und bei wichtigen Tagesfragen betrachtende Aufsätze mitgetheilt erhielt. Das Scharfsche lithografische Büreau stellte jedoch nicht zufrieden, fand auch, weil man von seinen Leistungen geringe Meinung hatte, in der Presse keinen rechten Eingang. In Wien wurde also beschlossen, es durch ein stärkeres Organ zu ersetzen. Statt seiner ließ Ende 1862 die österreichische Regierung eine lithografirte Generalkorrespondenz aus Oesterreich in Wien herstellen, welche seit dieser Zeit in ihrem Dienste arbeitete. Ein Dr. Otto von Müller war anfangs deren Leiter; nachher Dr. G. E. Haas. Sie lieferte außer Zeitungsschau und

Bücherrundschau, Verhandlungsberichte vom Reichstag und von den Landtagen, vermischte Nachrichten sowie allgemeine Betrachtungen und beschäftigte sich nicht blos mit Oesterreich, sondern dehnte sich auch aus über alle wichtigeren Vorgänge des Auslandes, indem sie von Paris und von London, von Rom und Madrid, von Petersburg u. a. Briefe mittheilte. Der Empfänger erhielt sie nach seinem Belieben täglich einmal oder zweimal, wofür er monatlich nur 12 oder 13 Thlr. zu entrichten hatte. Sie betonte in ihren ersten Nummern ihren konservativen Standpunkt stark; schon die Forderung eines Parlaments war in ihren Augen demokratische Ketzerei! Die erheblichen Nachrichten jedoch, welche ihr aus dem Ministerium zuflossen, bewirkten, daß sie sich rasch einbürgerte. Sie bekam wegen ihres gewichtigen Inhalts in vielen deutschen Zeitungen Eingang und es wurde im Verfolg eine Ausgabe für ganz Europa in französischer Sprache besorgt.

In Oesterreich beschäftigten sich, wie es den Anschein hatte, zwei Aemter mit der Politik und Presse: das Ministerium des Auswärtigen und das sogenannte Staatsministerium, wie in Oesterreich diejenige Stelle genannt wird, die in andern Staaten Ministerium des Innern und Ministerium des Unterrichts heißt. Eine Zeit lang, bis in's Jahr 1865, besorgte im auswärtigen Amte der Hofrath Freiherr Dr. Max von Gagern, ein in politischen Angelegenheiten gewiegter und zugleich ehrlicher Mann, die Presse und ließ den wiener Blättern Nachrichten zufließen. Die wiener Zeitungsschreiber rühmten seine grade Offenheit, seine entgegenkommende Bereitwilligkeit und die Art, wie er mit ihnen verkehrte. Als Schmerling gestürzt war, wurde am 11. Juli 1865 das Preßbüreau des Staatsministeriums an das auswärtige Amt übertragen, so daß also grade in der entscheidenden Zeit die amtliche Preßthätigkeit Oesterreichs ganz vom Grafen Mensdorff abhing. Damals wurde als Vorstand des österreichischen Preßbüreaus der Ministerialrath Fidler genannt, bald aber löste diesen der Legationsrath von Grüner ab*, der nach kurzer Zeit in seine frühere

* Ein (im Oktober 1865) in mehrere Zeitungen übergegangener, sicher auf amtliche Quelle zurückzuführender Bericht lautet: „Der nur interimistischer aber nichts desto weniger äußerst thätige Leiter des Preßbüreaus Hofrath Hr. v. Grüner hat einen Vortrag an den Kaiser entworfen, welcher zum Behufe

Stellung als Generalconsul in Leipzig zurücktrat. Im März 1866 erfolgte eine neue Einrichtung, indem die Sorge für die Zeitungen zu einer selbstständigen Abtheilung des Staatsministeriums gemacht wurde, welcher der Ministerialrath von Hell vorgesetzt ward. Mit ihm arbeiteten der Ministerialsekretär von Falke und die Hofräthe Weiß von Starkenfels und Lakenbacher; im Ministerium des Aeußeren blieb aber eine Berichterstattung über die Presse, welche von dem Hofrath Freiherrn de Pont ausging. Nach 66 wurde Falke Leiter. 1873 wird Hofrath von Erb als solcher genannt. Die österreichischen Blätter haben von allen diesen Vorgängen und Veränderungen offen Nachricht gegeben. — Wir staunen über den häufigen Wechsel in Wien und wundern uns über den Wahn, daß solch' schwerwiegendes und schwieriges Amt sich durch einen gewöhnlichen Diplomaten hinreichend versorgen lasse.

Und wie dringend war in Wien selbst scharfe Wachsamkeit. Bei den meisten großen Zeitungen saßen nämlich Schriftsteller aus

---

reichhaltiger und einheitlicher Instruktion der inspirirten Journale und Korrespondenzen Mittheilungen wichtiger Nachrichten aus allen Ministerien an das Preßbüreau beantragt. Vom Ministerconseil ist dieser Vortrag bereits gebilligt und man erwartet für denselben auch mit Zuversicht die Sanktion des Kaisers. Auf diese Art wird die inspirirte Journalistik wieder rehabilitirt werden, nachdem sie lange Zeit in verdientem Mißkredit gestanden (!!!), unter dem Schmerling'schen Regime, weil sie sich häufig Entstellung der Thatsachen zu Schulden kommen ließ (!) und wegen der Differenzen im Schoße des Ministeriums selbst oft ganz widersprechende Nachrichten brachte, und in der neuesten Aera ob ihrer Unvertrautheit mit der Tagesgeschichte." Das ist ein dem gefallenen Schmerling gegebener Fußtritt, um Hrn. von Grüner zu verherrlichen. Schmerling ist aber ein zu ehrlicher Mann, als daß er zur „Entstellung von Thatsachen" Auftrag gegeben haben sollte.

Dieser Bericht enthält übrigens gleichzeitig ein höchst beachtenswerthes Urtheil des wiener Preßbüreaus über sich selbst. Wenn es sich, wie aus diesem Geständnisse gefolgert werden muß, unter der Waltung eines ehrlichen Mannes wie Schmerling „Entstellung der Thatsachen" zu Schulden kommen ließ, was stand von ihm zu gewärtigen, wofern eine anders geartete Diplomatenseele es richten sollte? Und wenn solches vom österreichischen Preßbüreau gilt, was muß man da gar von dem preußischen halten?! Ist doch in Berlin die Sofistik zu Hause. Nur Uebles kann aus dem Grundirrtum entspringen, daß die Regierung, anstatt eine befreundete Presse zu unterstützen, die Presse von sich abhängig macht.

Preußen im Arbeitszimmer, leiteten mit. Wie bequem boten sich Männern des berliner Preßbüreaus Anknüpfungen!

Was also gewahren wir in dem Allen, welches wir uns soeben vergegenwärtigten? Die Urzeitungen bereits in der Gewalt der Regierungen! Bedarf es noch einer Bemerkung, daß die Ministerien ihren Einfluß auch auf die schon vorhandenen lithografischen Büreaus erstreckten? Wie sie Vorschub leisten und mit Kunden vom diplomatischen Schachspiel ausstatten konnten, so vermochten sie auch Steine in den Weg zu werfen. Die Besitzer solcher Büreaus, die ja lediglich darauf ausgingen, Geld zu machen, ergriffen oft mit Freuden die nach ihnen ausgestreckte Hand, krochen vielleicht sogar zur Ehre der Abhängigkeit hin. Nach den Rücksichten des Geschäfts müssen die Korrespondenzbüreaus parteilos sein: die Neuigkeit allein macht ihr Leben aus. Fluthet indeß eine starke Strömung, so geräth alles in deren Zug. Dann wird die Mittheilung gefärbt, absichtlich wie unwillkürlich und statt schlichter Neuigkeiten gehen Parteiberichte in die Welt aus.

Paris gab ein Muster für Bevormundung der „freien Presse“ und für künstliche Bereitung der öffentlichen Meinung. Havas-Büllier, lange orleanistisch, wurde imperialistisch. Dafür bekam es in Paris ein Monopol für lithografirte Korrespondenz. Bedenke man, was dies bedeutet! Ein einziges lithografisches Büreau verarbeitete während Napoleon's Herrschaft in Paris täglich die auswärtige Presse für Frankreich. Aus dem was einging, ward das Mißliebige ausgemärzt. Es ist selbstverständlich, daß die Mitarbeiter Anstößiges vermieden. Was sie lieferten, kam in eine überwachende Hand und Havas heißt ein ängstlicher Mann. Er wird, wenn ihm etwas bedenklich vorkam, höheren Orts angefragt haben. Im Grunde wurde (seit 1857?) im Ministerium des Innern in Paris entschieden, was Frankreich vom Auslande erfahren sollte. Der deutsche Theil befand sich glücklicherweise in guten Händen, indeß wurden doch oft Nachrichten aus Deutschland der Kölner Zeitung entnommen, deren unpatriotische Anbequemung an den Willen der Regierungen Frankreichs und Italiens längst (1866) ein öffentliches Geheimniß ist. Allen französischen Zeitungen gingen aus diesem Büreau übersetzte Auszüge aus den fremden

Blättern zu und keine französische Zeitung entnahm ihre auswärtigen Nachrichten unmittelbar den Zeitungen der betreffenden Länder. Aus dieser gemeinschaftlichen Quelle schöpften sie alle und Frankreich erfuhr nicht, was der oberste Wille verborgen hielt oder was zufälligerweise nicht in den fünfzig deutschen Blättern enthalten war, aus denen das Havas'sche Geschäft arbeitete.

In die Umstrickung der vorhandenen Mächte geriethen sonach auch manche Anstalten zur Versorgung der Zeitungen mit Angaben und Betrachtungen. Was verschwiegen werden sollte, wurde ihnen angedeutet, ihr Urtheil ihnen diktirt. Fragt jemand, woher wir das wissen? so antworten wir: dies ist daher zu schließen, daß mitunter äußerst wichtige und bedeutsame Mittheilungen an irgend welcher versteckten Stelle zu finden sind, die übrigens beinahe in der gesammten Presse unberücksichtigt gelassen werden. Zeichnete sich unter den lithografischen Zeitungsschmieden die londoner von Schlesinger und Kaufmann rühmlich aus, so ist jedenfalls der Umstand, daß sie in vollkommener Unabhängigkeit arbeitete, als e i n Erklärungsgrund ihrer Tüchtigkeit in Betracht zu ziehen.

Es waltet in unserm Zeitungswesen nach dem Auseinandergesetzten eine R e g i e r u n g s t h ä t i g k e i t da, wo man sie gar nicht ahnt, wo sie nicht hingehört, und zwar in einem sehr weiten Umfange. Allerdings besteht heute noch eine breite von Regierungsbefehlen unabhängige Presse; eine nicht geringe Zahl von Blättern bekämpft fort und fort die von den Regierungen befolgten Grundsätze, doch daß selbst diese den m i t t e l b a r e n Einflüssen sich nicht g a n z zu entziehen vermögen, liegt in der jetzt vorhandenen Beschaffenheit der Vorbedingungen für die Füllung eines Blattes gegeben. Manchen offenkundigen Handlungen der Regierung widerstreben solche unabhängige Blätter, wo aber auf verdeckten Wegen Anstöße derselben zu ihnen herandringen, und welche umlaufenden Kunden aus den amtlichen Brutstätten herrühren, wissen die Herausgeber nicht immer und daher ereignet es sich, daß sie neue Nachrichten in derjenigen Fassung und Färbung verbreiten, welche selbigen zu geben an dem bestimmenden Orte beliebt wurde. Die Macht des ersten Eindrucks, der sich immer schwer verwischen läßt, kommt mithin den öffentlichen Gewalten zu gute.

Unverblümte Wahrheit schlägt wol zuletzt offenkundige Lügen aus dem Felde, doch gibt es eine Art zu lügen, welche überaus gefährlich und eindringlich ist, und diese gerade ist in unserer Zeit in Schwung gekommen. Man lügt nämlich nicht völlig, sondern sagt nur die halbe Wahrheit und vermengt diese mit Falschem. Das Körnchen Wahrheit hilft dann der Entstellung fort und es gehört schon ein aufmerksamer und scharfer Geist dazu, um Wahrheit und Dichtung von einander zu sondern.

Für unsere Behauptung, daß bei den aus amtlichen Quellen fließenden Kunden doch nicht so ganz und gar das reine Bestreben, die Wahrheit der Vorgänge vor der Welt zu entschleiern, der ursprüngliche Antrieb sein kann, bedienen wir uns auch noch des Zeugnisses — eines Ministers. Der königlich sächsische Staatsminister Freiherr von Beust, der, wie wir schon bemerkten, angelegentlich mit der Presse sich beschäftigte, erachtete nämlich nöthig, hinsichtlich der Verhandlungen am Bundestage in einer sogleich veröffentlichten Antwort vom 25. December 1864 an die preußische Regierung entgegen dem Vorwurfe, daß er sich beeilt habe die sächsische Erklärung vom 1. December zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, seinerseits zu klagen, wie die sächsische Regierung „schon seit längerer Zeit" zu beobachten gehabt habe, „daß Veranstaltungen stattfinden, um neben dem officiellen Resumé, beziehentlich vor demselben, die unabhängigen Blätter mit andeutungsweisen Notizen zu versehen, welche nicht allein unvollständig, sondern auch oft entstellend ausfallen. Die diesseitige Regierung — fährt er fort — hatte vor nicht langer Zeit sogar die Erfahrung zu machen, einen Antrag, den sie, ohne ihn irgend einer Regierung mitzutheilen, angemeldet hatte, noch bevor er in die Bundesversammlung eingebracht werden konnte, durch berliner Blätter auf eine Weise analysirt zu sehen, die eben so viel Mangel an Wohlwollen als Vorhandensein genauer Kenntniß bekundete. Wahrnehmungen dieser Art haben die diesseitige Regierung bestimmt, schon seit einiger Zeit ihre Abstimmungen in wichtigen Fragen unmittelbar nach der betreffenden Sitzung im Dresdner Journal zu veröffentlichen, um wenigstens der unausbleiblichen öffentlichen Beurtheilung eine wahrheitsgetreue Unterlage geboten zu wissen." Regierungen, die über ein Blatt verfügen können, sind

im Stande, sich hörbar zu machen, wenn sie verletzt werden: in welcher Lage aber befinden sich Privatleute, denen Unbill oder Unglimpf widerfährt? Was liegt der Lesewelt daran, Kenntniß zu nehmen, ob Dieser oder Jener Recht oder Unrecht gethan, ob er wirklich grade so, wie in den Berichten vorgegeben wird, gehandelt hat oder anders? Dergleichen erscheint als persönliche Frage, als reine Privatsache, um welche die Blätter sich nicht kümmern: zuletzt aber erwächst aus den wiederholten entstellenden Berichten in der allgemeinen Meinung ein bestimmtes Urtheil über die in den öffentlichen Angelegenheiten thätigen Männer, welches ihrem Ansehen verderblich, die Gränzen ihres Wirkens enger zieht.

Zwei Auslassungen aus entgegenstehenden Lagern mögen schließlich die Richtigkeit des von uns Behaupteten bekräftigen, sowol in Ansehung des Chorus von Berichterstattern, die sich tagtäglich von dem Preßbüreau ihre Losung einholen, als hinsichtlich der erfolgten Beeinflussung unabhängiger Zeitungen. Die in Berlin erscheinenden „Militärischen Blätter" enthalten im März 1866 folgende Stelle: „Die deutschen (!) Zeitungen sind nur ausnahmsweise in der Lage — in Berlin ist es vielleicht die „„Kreuzzeitung"" allein — um selbstständige Verbindungen zu haben, welche zu der Höhe der Ereignisse heranreichen; die andern sprechen von der Tagespolitik wie der Blinde von der Farbe oder nähren sich von dem, was ihren Korrespondenten durch die zweite, dritte Hand amtlich insinuirt wird. Indessen — —„„das Beste, was man weiß, darf man den Herren doch nicht sagen"" und dasjenige, was durch derartig inspirirte Korrespondenten verbreitet wird, ist genau dasjenige, was verbreitet werden soll, aber doch nicht immer dasjenige, was wirklich vorgeht." In denselben Tagen des Zerfalls der Nationalvereinler mit Bismarck ergoß das „Wochenblatt des National-Vereins" die Schale seines Zornes über die „Eunuchen des Hofes und der Presse" und bemerkte: „Der Bismarck'sche Kniff, welcher seit einigen Tagen vorzugsweise im öffentlichen Schwang geht, besteht darin, Preußen als den bedrohten Theil darzustellen, der von Oesterreich bei den Haaren aus seiner Harmlosigkeit und Friedensliebe herausgerissen wird. Indem die ministerielle Presse diese dreiste Lüge aus vollen Lungen in die Welt hinausschreit, thut sie, was

ihres Amtes ist und wofür sie bezahlt wird; wenn aber auch unabhängige Blätter in diesen Ton laut oder leise einstimmen, so machen sie sich einer Schwäche schuldig, die man ebensogut Niederträchtigkeit nennen könnte. Durch verschämte Unterstützung der Bismarck'schen Politik von liberaler Seite wird überhaupt bis auf den heutigen Tag Unglaubliches geleistet und die öffentliche Meinung, man möchte sagen planmäßig, verfälscht und verfälscht. So machen sich — und nicht in Preußen allein — manche liberale Blätter ein angelegentliches Geschäft daraus, mit den Bismarck'schen Zeitungen um die Wette ihren Spott über die Gerüchte französischer und englischer Warnungen, die nach Berlin gerichtet sein sollen, und über den Gedanken einer Einmischung des Auslandes überhaupt zu ergießen. Als ob es irgend einem vernünftigen Zweifel unterläge, daß das Ausland in dem Augenblicke, wo es wirklich eine Störung des europäischen Friedens fürchten zu müssen glaubt, sein Wort darein sprechen wird."

Einer Regierung das Recht zu bestreiten, ihre Ansicht nachdrücklich in der Presse vertreten zu lassen, sind wir weit entfernt. Die Presse ist ein Regierungsmittel geworden. Wir verdenken es keinem Ministerium, wir finden es vielmehr in der Ordnung, wenn dasselbe danach trachtet, gleich den Parteien zum Worte zu kommen und Gehör sich zu verschaffen. Jedoch aufmerksam zu machen ist auf das Ueble, das in der Versteckung des Ursprungs der Aufsätze liegt, in der Heimlichkeit des amtlichen Gepräges, in dem verdeckten Spiele, in der Täuschung, die daraus hervorgeht, daß vorgezeichnete Auslassungen sich als freie Betrachtungen einführen und die Ansicht der Regierung dem Volke als öffentliche Meinung untergeschoben und ein falscher trügerischer Schein erweckt wird. Was vorgeht ist ein Maulwurftreiben, um es zu einer geheimen Leitung der deutschen Presse zu bringen und in der Hauptsache ist dies dem berliner Preßbüreau so ziemlich gelungen. Es ward in der Zeitungspresse nahezu tonangebend. Wahrlich, ein schweres Unheil für das Volk ist es, daß von einer Bande käuflicher Schriftsteller das öffentliche Urtheil bearbeitet und so häufig irregeleitet wird.

Jedwede Abweichung von der graden Straße schlägt in allen Verhältnissen zu nachtheiligen Folgen aus, die nicht beabsichtigt wurden, aber sich einstellen. Wir läugnen es nicht, daß gewandte und begabte Schriftsteller unter denen sich befinden, die den Nacken beugten und in Abhängigkeit arbeiten; das Geschick vieler Ausführungen würde uns zur Anerkennung ihres Talentes zwingen. Allein ihre gesammte Thätigkeit ist schlechterdings unverträglich mit dem Wesen der Schriftstellerei, ist deren Auswuchs. Denn für jede Entwicklungsrichtung besteht nicht nur eine Vollendung, sondern auch eine Entartung. Die Rechtskunde kann zur Rabulistik, die Filosofie zur Sofistik ausschlagen. Was den ächten Schriftsteller ausmacht, haben wir bereits betont. Nicht der ist es, der viel schreibt oder der geschickt und geschmeidig Gedanken handhabt, sondern derjenige, der schreibt, weil er sich in seinem Innern zum Schreiben gedrängt fühlt, der sich mit dem zu bearbeitenden Stoffe gewissenhaft vertraut gemacht, der schreibt, so wie es sein Gegenstand fordert, und nicht anders sich ausläßt, als wie ihm um's Herz ist. Schriftstellern nicht aus Beruf, sondern nach Vorschrift, ist Verderb. Ein solcher Schriftsteller entwürdigt sich aus einem Leiter zu einem Werkzeuge, aus einem öffentlichen Wortführer zu einem Knechte. Er muß Schönfärber und Schwarzfärber werden, entstellen, vertuschen und verschweigen, Falschmünzerei mit Worten und Begriffen treiben. Aus Dienstbeflissenheit oder um Gunst zu erhaschen wird wol auch so mancher, wo er einer guten Sache das Wort redet, übereifrig und thut weit mehr, als Recht wäre. Darüber verkommt er endlich selber. Die Strafe dafür bleibt nicht aus, daß ihm sein Gewissen um ein paar Judasschillinge feil war. Denn er sieht sich bald genöthigt, diweil ihm die Stärke gebricht, welche die Sprache der Wahrheit allein besitzt, nach Kunstmitteln zu haschen, die ihren Mangel verdecken sollen. Blendender Aufputz, glänzender Auftrag, kurz das Gemachte soll ihm aushelfen. In der Unwahrheit lebend muß er Redensarten drechseln, falsche Lichter aufsetzen, pusten und blähen. Allmälig gewöhnt er sich an eine gewundene und geschminkte Ausdrucksweise. Schließlich sinkt er herab zum bloßen Zungendrescher. Züchtet die gewerbsmäßige Arbeit in den gewöhnlichen Korrespondenzbüreaus ge-

dankenarme, stumpfe Skribenten, die matt und geistlos die Feder führen, so brütet jenes versteckte, halbamtliche Getriebe ein Geschlecht von Retoren und Sofisten aus, die das Volk entsittlichen, welches von der Kost sich nährt, die sie ihm darreichen.

Der tsinesische Weise Kung-fu-tse predigte auf das nachdrücklichste Milde, aber er bezeichnete zugleich fünf Sünden als unverzeihliche, die unnachsichtlich gestraft werden müßten! Nach dem Ausspruch dieses großen Mannes, den mindestens dreihundert Millionen Menschen verehren, wird eine derartige schwere Sünde begangen, sobald jemand unter dem Mantel der Wahrheitsliebe Verläumdungen ausstreuet, welche dem Volke schaden, oder sobald jemand über Dasselbe weiß oder schwarz, dafür oder dawider, je nach dem es ihm vortheilhaft dünkt, redet. Gibt es zweifelsohne unter den amtlichen Zeitungsschreibern auch Ehrenmänner, so wird doch sicherlich auf ihre Mehrzahl diese schwere Verdammung des großen Weisen fallen. Wenn viele unter ihnen heute noch nicht begreifen, was für schlimme Sünder sie sind, wird es ihnen einstens tagen. —

Wir haben noch (was vielen unserer jüngeren Leser bereits fremdartig klingen wird) in frischer Erinnerung die Tage, in denen die Staatsgewalten kaum anders die Zeitungspresse berücksichtigten, als mit Füßen auf sie tretend, da man es gewohnt war und sich darob nicht mehr ärgerte, aus dem Munde der Beamten eitel Schmähungen gegen die „Zeitungsskribler" zu vernehmen. Wie die Zeiten sich geändert! Die Regierungen wollen fortwährend (wiewol unbemerkt) an der Presse Theil haben. Eine Staatsschriftstellerei ist großgewachsen, von der frühere Jahre nichts wußten. Zeitungsschreiber, sogenannte Korrespondenten, sind in ihrem Geschäft zu halben Beamten umgewandelt worden und Beamte machen sich selbst zu regelmäßigen Zeitungsschreibern. Sogenannte „Spitzen der Behörden" schaffen sich sogar ein Blättlein zu ihrem Leiborgane, führen in der einen Stunde den Vorsitz in einer Staatsbehörde und denken in der nächsten Stunde an den leitenden Aufsatz, den die bevorstehende Nummer ihres Blattes bringen soll. In dieser Wendung erblicken wir einen Fortschritt. Der Nachtheil liegt nur, wie schon hervorgehoben wurde, in der Heimlichkeit.

IX.

Eine gewaltige Entdeckung, welche die Welt der deutschen Gelehrsamkeit verdankt, obgleich der Bundestag in einer schwer erklärlichen Unwissenheit Belohnung für sie einem Ausländer zuerkannte, die neue Telegrafie verändert sichtlich das alte Zeitungswesen.

Anfänglich befand sich die elektromagnetische Leitung ausschließlich im Besitze der Regierung. Die Kenntniß eines Telegramms gab einen Vorsprung, Uebergewicht. In Deutschland war es die mit großer Rührigkeit geleitete Kölner Zeitung, welche zuerst Telegramme brachte. Die von Paris nach Brüssel gekommenen Telegramme ließ sie sich, so lange es noch keinen Draht zwischen Köln und Brüssel gab, auf der Stelle brieflich melden und diese rasche Benachrichtigung von den französischen Ereignissen verschaffte ihr zuerst außerhalb der Rheinlande eine hervorragende Bedeutung, die sie trotz ihrer sonstigen verwerflichen Haltung mit Glück zu behaupten gewußt hat. Ende Februar **1849** war ein telegrafischer Draht von Berlin über Köthen, Halle, Eisenach nach Frankfurt am Main gezogen und die preußische Thronrede war vielleicht die erste politische Neuigkeit, die in Frankfurt auf telegrafischem Wege bekannt ward. In Berlin aber erfuhr man am 12. März fälschlich durch eine offenbar geflissentlich erlogene telegrafische Depesche, der König von Preußen sei in Frankfurt zum Kaiser von Deutschland ausgerufen worden (Leipziger Zeitung **1849** Nr. **73** vom **14.** März). Im Jahre **1847** wurde dem Volke der Telegraf zwischen Bremen und Vegesack, am **1.** Oktober **1849** der Telegraf zwischen Berlin und Achen eröffnet, ein Jahr darauf, **1850**, wurde die im Juli dieses Jahres hergestellte telegrafische Verbindung zwischen Dresden und Leipzig für den allgemeinen Verkehr freigegeben. Aber sehr theuer waren anfangs Telegramme: das Bestellen einer Nachricht bis zu **50** Sylben kostete anfänglich in Sachsen **1**$^1/_{10}$ Thaler. Das erste längere Telegramm brachte in Deutschland die königliche Leipziger Zeitung **1850** oder **1851**, eine Thronrede des Königs von Sachsen, zum allgemeinen Erstaunen. Doch ging es sehr einfach damit zu. Bevor

die Rede vor den Ständen gehalten wurde, hatte nämlich der Minister ihre Abschrift dem Leiter dieser Zeitung Professor Marbach eingehändigt und Marbach trug sie in seiner Tasche bis zu dem Augenblicke, bis zu welchem er etwaigen telegrafischen Gegenbefehl abwarten sollte. Als der Zeiger der Uhr auf ½1 stand, wußte er, der König hat diese Rede wirklich gehalten, und die Abschrift durfte in die Hände der Setzer.

Handel und Börse hatten mächtige Antriebe die Kenntniß der neuesten Preise von den Hauptmärkten sich mit des Blitzes Schnelligkeit zu verschaffen. Auf große Unkosten konnte es nicht ankommen, wo bedeutende Werthe in Frage standen. Für das Bedürfniß der kaufmännischen Welt wurde daher eher gesorgt als für die Zeitungen, die zwar das ganze Volk vorstellten und allen nützten, jedoch nicht gleiche Geldmittel an ihre Aufgabe setzen konnten! Reuter errichtete **1850** für die Kaufleute ein ihnen Telegramme lieferndes Geschäft in Achen. Noch zog sich der leitende Draht erst von Berlin bis Achen und von Paris nach Brüssel. Reuter mußte, so lange noch Achen und Brüssel ohne telegrafische Berührung waren, auf eine Aushülfe für die Zwischenstrecke sinnen. Dazu diente ihm Taubenpost. Von jeder in Brüssel eingetroffenen Depesche, die er brauchte, wurden daselbst Abschriften, und zwar um der Sicherheit willen drei Abschriften genommen, welche drei Tauben nach Achen, zu ihrem Neste brachten. Einer Angabe zufolge soll es eigentlich der Buchhändler H. Bender, ein Kurhesse, gewesen sein, der das Reuter'sche Telegrammengeschäft gestaltet hat. Im Jahre **1851** verlegte Reuter den Sitz seines Geschäftes nach Berlin und ließ nun, nachdem er anfangs mit seinen Neuigkeitsblitzen nur Börsen versorgt hatte, auch an Zeitungen Telegramme ab und zwar einer jeden in ihrer Landessprache; an Privatleute verkaufte er keine Telegramme. In demselben Jahre brachte der unterseeische Kabel zwischen Calais und Dover die Telegrafennetze Frankreichs und Englands in Zusammenhang. Da wurde Reuter's Sitz London, welches seiner Lage ungeachtet der Mittelpunkt der Telegrafie geblieben ist. Die Reuter'sche telegrafische Agence oder Office wurde sofort eine Anzeigestelle für den Weltverkehr, ein weltbürgerliches Geschäft, eine Großmacht. Alle bedeutenderen Zeitungen hingen

an ihr. Reuter's erster größerer Erfolg war die Mittheilung von Kaiser Napoleon's Rede am Neujahrstage 1859. Während des Krieges von 1859 unterhielt er Berichterstatter im Lager des französischen, des piemontesischen und des österreichischen Heeres. Auch in Nordamerika, auch in Indien (in Kalkutta) hatte er Mittheiler und die Nachricht von der Ermordung des Präsidenten der Vereinigten Staaten Lincoln vermochte er in London einige Stunden früher bekannt zu machen, als sie dem dortigen amerikanischen Gesandten zuging. Indessen wollte man im Verlauf der Zeit an dem Reuter'schen Dienst ein parteiisches Verfahren spüren; deshalb hat neben ihm 1863 Scharf (als die österreichische Generalkorrespondenz sein Geschäft lithografischer Berichterstattung in Wien ersetzte) in London einen zweiten Telegrammenverschleiß unternommen.

In Paris bemächtigte sich das längst bestehende Korrespondenzbüreau Havas auch des Telegrammenvertriebes. Um in Paris das Aufkommen eines gleichen Geschäftes zu verhindern, verzichtete es auf Gewinn in der Hauptstadt und entschloß sich, den pariser Zeitungen seine Telegramme ohne eine bestimmte Geldforderung zu liefern. Es berechnete nämlich nur die Selbstkosten und vertheilte die Spesen über alle beziehenden pariser Blätter, konnte folglich in Paris an Billigkeit nicht überboten werden. Dennoch that sich ihm gegenüber eine zweite Agentur telegrafischer Nachrichten auf, die Agence continentale. Wir erinnern daran, daß Havas-Büllier seine Selbstständigkeit dahingegeben und von der Regierungsgewalt sich abhängig gemacht hatte. Sein Geschäft war zum Werkzeug der Regierung herabgesunken. Die Telegramme, die aus seiner Schmiede von Paris an die gebildete Welt kamen, waren nach deren Anordnungen ausgewählt und gefaßt. Sowie aber eine zweite Telegrammenausgabe in Paris stattfand, bot sich den Auswärtigen die Gelegenheit, die pariser Telegramme zu vergleichen und an Nichtübereinstimmungen konnten sie inne werden, welches Spiel getrieben wurde, welche Glaubwürdigkeit die Austheiler verdienten — Grund genug für den französischen Minister Persigny, die Agence continentale im September 1862 zu verbieten. Havas-Büllier ward somit der fatalen Kontrolle ledig und mochte den höheren Eingebungen wieder rücksichtsloser dienen. Sollte jemand Zweifel an der Abhän-

gigkeit des Havas'schen Geschäftes hegen, so wird ihm dieser schwinden, nachdem er vernommen hat, daß von demselben jeden Morgen, noch bevor der Moniteur in Paris erschienen war, dessen wesentlichster Inhalt den deutschen Zeitungen zutelegrafirt wurde. Es ist sehr wichtig, dies Verhältniß zu wissen, da die allermeisten Nachrichten über Spanien und Italien zuerst durch die französischen Telegramme uns zukamen.

In Italien war die Nachrichtenschmiede die Agentie Stefani zu Turin. Sie lieferte zu einem auffallend niedrigen Preise (200 Lire jährlich!) sowol lithografirte Korrespondenzen als Telegramme. Ihr stand im Jahre 1862 der frühere Herausgeber der turiner Zeitung, Rechtsanwalt Brenna vor. Sie befindet sich in vollständiger Abhängigkeit von dem italienischen Ministerium, folgt unterthänig allen Weisungen desselben, schweigt, worüber sie schweigen soll und streut mit unvergleichlicher Schamlosigkeit Lügen in die Welt aus. Die pariser Zeitungen drucken sie nach und aus diesem Kanale fließen ihre Lügen weiter in die deutsche Presse. Privatbriefe lauten häufig ganz anders, aber — hinken nach! Ein Beispiel wollen wir nicht schuldig bleiben: Im August 1862 ließ die Stadt Catania dem Garibaldi durch eine Absendung wissen: er werde mit Jubel aufgenommen werden; Agentie Stefani verkündete dagegen Europa: Catania habe ihm sagen lassen, er habe in ihrer Stadt auf keinen Anhang zu rechnen. Als Herr Wiesner, der bei diesem Geschäft thätig gewesen war, unbequem fiel, trug sie die schwärzesten Verläumdungen gegen ihn in die Welt; was nutzte es ihm, daß sie alle sich nach Wochen als Lug und Trug herausstellten? Wie viele lasen da noch seine Erklärung? So angeschwollen ist die Frechheit, daß Agentie Stefani sich herausgenommen hat, von Verhandlungen des italienischen Parlaments nicht, was gesagt worden war, sondern schnurstracks dessen Gegentheil zu verbreiten!

In Paris besorgte anfangs auch Löwenfels, in London Schlesinger, in Brüssel Wappers Telegramme. In Wien bestand im Zusammenhange mit dem dortigen Ministerium die „österreichische Korrespondenz", welcher nachgerühmt wurde, daß sie weniger auf die Menge als auf die Güte ihrer Telegramme be-

dacht sei, allein diese ließ es sich nicht recht angelegen sein, in den Blättern Eingang zu finden.

In Nordamerika haben sich (1860?) sämmtliche Neu-Yorker Zeitungen zusammengethan und unter der Benennung „die alliirte Presse" eine gemeinsame telegrafische Anstalt errichtet, die sie alle auf gemeinschaftliche Kosten mit den Sitzungsberichten aus Washington und mit andern Kunden versieht. Durch dies Verfahren sind sie Herren der Einrichtung geblieben.

In Deutschland gründete das beherrschende und maßgebende Telegrammengeschäft Dr. Wolff in Berlin, ein ehemaliger Gehülfe des berliner Preßbüreaus, Besitzer der Bank-, Börsen- und Handelszeitung, sowie der Nationalzeitung. Wolff hatte schon 1849 ein lithografirtes Büreau geschaffen, theilte anfänglich, 1849, nur die Börsenkurse mit, begleitete sie aber bald mit kurzen Nachrichten von Staatsvorgängen, welche auf den Geldmarkt einwirken konnten oder sollten. Diese sogenannten Börsentelegramme erwiesen sich nachher manchesmal als unwahr, aber man legte ihnen gleichwol großen Werth bei. Der Uebergang war gemacht. Wolff lieferte seit 1855 (irren wir nicht) politische Telegramme. Wolff, ein Arbeiter von der den Juden eigenen Betriebsamkeit, höchst tüchtiger, gewandter Geschäftsmann, stets persönlich auf dem Platze, besorgte alle äußeren Verhältnisse seines Geschäfts mit der höchsten Umsicht und bediente die Zeitungen wie Bankbesitzer in formeller Beziehung so, daß jeder gerechte Wunsch von ihm befriedigt wurde. Er trug sorglich Rücksicht auf die Stunde der Ausgabe eines Blattes und zog bei der Auswahl der zuzutelegrafirenden Nachrichten dessen besondere Beschaffenheit wohl in Betracht. Entweder verkaufte er nämlich seinen sämmtlichen Vorrath oder blos einen Auszug aus ihm. Er bewies sich entgegenkommend und gefällig, verfuhr in Parteisachen vorsichtig und schonte Geldaufwand, wo nöthig, keineswegs. Um die aus England kommenden Nachrichten, deren Beförderung wegen des Kanals manchen Störungen ausgesetzt ist, sicher zu erhalten, ließ er dieselben sich gleichzeitig auf zwei verschiedenen Wegen zutelegrafiren. Auch schickte er oft an seine Abnehmer die Mittheilungen, damit sie ja nicht verloren gingen, gleichzeitig durch den Draht und autografirt unter Kreuzband

ab. Wolff begnügte sich mit geringem Nutzen und war überdies im Stande billig zu liefern, weil er dasselbe vielfach, nach mehreren Seiten, benutzen konnte. In Berlin kam er, wie behauptet wird, mit seinen Telegrammen allen von Privatleuten aufgegebenen Depeschen zuvor, weil letztere so lange liegen blieben, bis die seinigen besorgt waren. Jene verspätigten sich also neben den Wolff'schen. Die Norddeutsche Allgemeine suchte auch einmal den Nachweis zu führen, daß das Wolff'sche Geschäft den Börsenleuten dienstbar sei. Um die Telegrafirungskosten zu vermindern, errichtete Wolff auch in Frankfurt am Main das von ihm abhängige Wagner'sche telegrafische Büreau. In Berlin eröffnete Wolff ein Privatabonnement auf seine Nachrichten. Die Ministerien, der Hof und einige Bankgeschäfte erhalten sie von ihm täglich zugeschickt, erfahren sie mithin eher, als sie durch die Zeitungen bekannt werden. Im Mai 1865 verkaufte Wolff um drittehalbhunderttausend Thaler sein Telegrafenbüreau an eine Gesellschaft von Geldleuten mit der Bedingung, daß er als technischer Generaldirektor die Leitung des Unternehmens einstweilen fortführe. Die Commanditgesellschaft, welche es übernahm, bestand aus dem Bankier C. D. von Oppenfeld, welcher den Vorsitz des Verwaltungsrathes ergriff, den Kaufleuten T. Wimmel, Wentzel, von Magnus, Bleichröder, Zwicker und dem Justizrath Valentin, nahm die Bezeichnung „Continentale Telegrafenkompagnie Wimmel und A. Wentzel" an, bestimmte das Aktienkapital auf 2 Millionen Thaler, wovon für's erste ein Drittel eingezahlt wurde, und stellte als ihren Zweck hin, die Uebernahme von Agenturen für ausländische Telegrafengesellschaften, den Ankauf, die Pachtung und die Errichtung von Telegrafenlinien, sowie die Erwerbung von Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Telegrafie. Sie steuert dergestalt auf Monopolisirung. Im ersten Jahre warf sie 10% ab. Ihre Theilhaber zielten wahrscheinlich noch mehr auf einen anderen weit erheblicheren Vortheil: etwas früher benachrichtigt zu werden von einlaufenden Börsennachrichten als das übrige Börsenvolk, denn alsdann vermögen sie Geld aus der Tasche der Andern zu langen — was man „glücklich spekuliren" nennt.

In Wien hat die österreichische Regierung in den 50ger Jahren ein Korrespondenzbüreau geschaffen, welches den österreichischen Zeitungen täglich eine kleine Blumenlese aus den bei ihr eingelaufenen Telegrammen mittheilte. Auf diese Weise sorgte sie für das rasche Bekanntwerden der neuesten Nachrichten und übte zugleich eine Aufsicht über sie aus. Dieser sichtenden Regierungsanstalt gegenüber unternahm es die Scharf'sche Korrespondenz Anfangs 1863 die österreichischen Zeitungen mit Telegrammen zu bedienen und lieferte ihnen ein weit größere Menge. Den Regierungskreisen war die Scharfsche Telegrammenausschüttung sehr mißfällig und es wurde laut behauptet, daß die Scharfschen Telegramme oft von höchst zweifelhaftem Werthe seien.

Geschäfte von außerordentlicher Größe sind geneigt, anstatt durch Wetteifer sich gegenseitig Schwierigkeiten zu schaffen und ihre Vortheile sich zu kürzen, in Verständigung mit einander zu treten. So haben denn Wolff, Reuter und Havas sich die Hände gereicht und bildeten hernach bei fortdauernder Selbstständigkeit im eigenen Bereiche ein großes verbundenes Geschäft, das Europa mit Telegrammen versorgte*. Vor der Welt arbeiteten sie nebeneinander, aber es bestand unter ihnen ein geheimes Abkommen. Jeder hatte *sein* Land, in welchem ihm das andere Geschäft nicht in den Weg kommen durfte. Wolff sollte so wenig nach Frankreich liefern als Havas nach Deutschland. Allerdings *geschah* es, allein nur vor der Welt geschah es, wegen der Welt, damit sie an die Unabhängigkeit der Geschäfte glaube: jede derartige Mittheilung setzte in den vorkommenden Fällen gegenseitige Uebereinstimmung voraus. Lieferte zum Beispiel Reuter Telegramme nach Deutschland, so berechnete er sich darü-

* Zur Zeit des italienischen Krieges, 1859 war dies noch nicht der Fall. Damals bezog Dresden seine Telegramme von Wolff; da lieferte Havas einem dortigen Spekulanten die *französischen* und zwar einige Stunden vor Eintreffen der Wolff'schen Nachrichten; jener Spekulant eröffnete auf sie ein Abonnement zu 1/6 Thaler das Stück, fand dabei freilich seine Rechnung nicht. Dem Wolff'schen Geschäft war jedoch dieses Eintreten von Havas auf seinem Markte leidig. Anstatt mit einander zu wetteifern war es vortheilhafter für die verschiedenen Telegrammengeschäfte sich untereinander zu verständigen.

der hinterher mit Wolff, weil sie eigentlich diesem zukämen. Wie in Frankreich die beiden großen Geschäfte Havas und Büllier sich schon geeinigt haben, beide zusammen in einem Hause arbeiten, Büllier im ersten Stockwerk der Straße Jean Jacques Rousseau 3, Havas im zweiten Stockwerk, und ihre Thätigkeit in manchen Stücken gemeinsam, in andern auf getrennte Rechnung geht, so haben auch die drei großen räumlich getrennten Telegrammenwerkstätten eine ähnliche Verbindung eingeleitet, die voraussichtlich nur die Vorstufe zu einer innigeren Verschlingung ist. Neben ihnen vermögen nur noch Regierungen auf den Markt zu kommen.

Eine neue Macht war gebildet. Noch im Jahre 1866, Ende Septembers, Anfang Oktobers hielten die vier Anstalten Reuter, Havas, Wolff und das Wiener Korrespondenzbüreau eine Zusammenkunft in Berlin ab, in welcher sie das europäische Festland in Ansehung der Telegrafie unter sich vertheilten und jedem ein Bereich für seine Wirksamkeit zuwiesen. In Italien brachte die Agence Stefani die gesammte Zeitungstelegrafie an sich und verband sich sodann mit dem Geschäfte Havas. Somit kamen nun alle telegrafischen Nachrichten aus Italien von dieser einen Quelle und von jener französischen Stelle nach Italien alle telegrafischen Meldungen aus den übrigen europäischen Staaten. In Frankfurt am Main hatte inzwischen Reul ein selbstständiges Telegrammengeschäft aufgethan und dazu die gewerbepolizeiliche Erlaubniß erhalten. Es beruhte hauptsächlich auf der Verbindung mit Neu-York, die es in den Stand setzte, manche Kunde früher als Wolff zu bringen. Es unterbrach dergestalt die Alleinherrschaft der verbundenen Geschäfte. Allein man duldete es nicht lange. Nachdem Frankfurt eine preußische Stadt geworden war, verlangte der preußische Landrath von Madai die Unterdrückung dieses Geschäftes und es wurde wirklich am 6. September 1867 geschlossen, wobei alle vorgefundenen Briefschaften mit Beschlag belegt wurden.

Ein Telegrammengeschäft anzufangen setzt noch ganz andere Mittel voraus, als die Herausgabe einer Zeitung. Sonst niemand als eine große Geldkraft ist im Stande, den erforderlichen Aufwand zu tragen. Denn es gehört dazu eine weite Verzweigung in „Stationen"; eigne Berichterstatter muß es in den Re-

gierungssitzen, in den wichtigsten Hafenplätzen und für alle großen Börsen bestellt haben, die ihm das Neueste zutelegrafiren, das es in der nächsten Stunde nach allen Richtungen weiter austrägt. Belangreiches, was jedermann am Orte sieht oder erfahren kann, vermag das Telegrammengeschäft nur dadurch sofort, worauf es doch hauptsächlich ankommt, zu erhalten, daß daselbst jemand vorhanden ist, der auf der Stelle die betreffende Nachricht ihm gibt. Somit ist es in die Nothwendigkeit versetzt in allen Hauptorten nicht nur eine beständige Achtsamkeit zu bezahlen, sondern auch das Berichten ohne jedweden Verzug. Mit dem winzigen Berichterstatterlohn, den Zeitungen gewähren, lassen sich die Gehülfen eines Telegrammengeschäfts, die in der Ankunftszeit wichtiger Posten stets zur Stelle sein müssen, gewiß nicht abfinden. Fließt auch manches unentgeltlich zu, so muß doch für alles Telegrafengebühr entrichtet werden, um es in Empfang zu nehmen. So mögen sich wol die Kosten im Vergleich mit Zeitungen in ähnliches Verhältniß stellen wie Postporto für Briefe zu den Gebüren für Telegramme. Mit einem solchen Geschäft in Verkehr stehende Zeitungen pflegen die ihnen zugehenden Kunden von Erheblichkeit ihm telegrafisch anzuzeigen, bevor ihr Blatt ausgegeben wird. Außerdem muß eine Unmasse Zeitungen gehalten und rasch gelesen werden, um auch aus ihnen einzelne Kunden zu entnehmen. Mehrere sich ablösende Schriftsteller und Politiker müssen mit dieser Aufgabe betraut sein. Eine Hauptquelle seiner Neuigkeiten sind ferner jedenfalls die Kabinette. Zuflüsterungen aus dem Ministerium werden, das braucht wol nicht ausdrücklich gesagt zu werden, ohne Abhängigkeit nimmer erkauft. Verstehen sich Regierungen dazu, wie geschieht, und zwar dem Anschein nach in sehr ausgedehntem Maße, eine Menge Mittheilungen dem Telegrafengeschäft zu machen, so gehört ziemliche Gutmüthigkeit dazu, um zu glauben, daß sie dies lediglich aus Gefälligkeit thun. Sie geben ihm gleichgültige Mittheilungen, um den Geschäftsverkehr zu unterhalten, damit dafür vorkommendenfalls auch dasjenige, woran ihnen gelegen ist, durch die Telegrafie verbreitet werde. Sie gewähren auch wol (wie wenigstens behauptet wurde) von den ihnen zufallenden Telegrafirungsgebüren einen Nachlaß, wodurch das Geschäft abhängig wird.

Das Eindringen der Telegramme in den Zeitungen begab sich in den ersten 50ger Jahren. Den Herausgebern, denen die lithografirten Korrespondenzen doch immer noch eine Auswahl frei ließen, war es anfangs widerwärtig, stets genau dasselbe in ihrer Zeitung abdrucken zu müssen, was alle übrigen ebenfalls so brachten; allein sie mußten sich darein ergeben, weil die Lesewelt nach Telegrammen fragte; am Ende der 50ger Jahre war ihr Widerwille gebrochen und Telegramme sind nun ein unentbehrlicher Bestandtheil jeder nur einigermaßen bedeutenden Zeitung.

Selbstständig sich Telegramme zu verschaffen, waren doch nur einige wenige Zeitungen im Stande, weil bei dem hohen Gebührensatz, den man in Deutschland lange hatte, die Kosten gar zu beträchtlich ausfielen. In ausgedehnter Weise haben meines Wissens nur die Hamburger Nachrichten, die Kölner Zeitung, die Frankfurter und einige wiener Zeitungen sich eigne Telegramme verschafft. Ihre auswärtigen Berichterstatter sind zugleich dazu bestellt, Wichtiges ihnen zu telegrafiren; dabei muß manches Unbedeutende in Kauf genommen werden. Diese Zeitungen lassen es sich viel kosten. Den Hamburger Nachrichten sollen die eigenen Telegramme im Jahre 20—30000 hamburger Mark zu stehen kommen. Die wiener Blätter werden mit Nachrichten aus Oesterreich durch den elektrischen Draht reich versorgt. Doch jetzt (1873) schafft auch manche Zeitung mittleren Ranges sich einige eigene Telegramme an. Den Regierungsblättern kommen natürlich die Telegramme zu, welche das Ministerium empfängt. Die Allgemeine Zeitung erhält zwar auch eigene Telegramme, legt jedoch auf Telegramme (und wie sie derzeit beschaffen sind mit vollem Recht) nur beschränkten Werth. Was indeß ein einzelnes Blatt zu erlangen vermag, bleibt immer im Mißverhältniß zu der Nachrichtenmenge, die eine große Agence darbietet.

Zum Bezug von dieser war folglich die Menge der Zeitungen genöthigt. Die allermeisten Zeitungen befanden sich in der Lage, Telegramme bringen zu müssen, und sahen sich außer Stande auf ihre eigenen Kräfte gestützt mit den Telegrammfabriken zu wetteifern. Erscheinen an einem und demselben Orte mehrere Zeitungen, so müssen sie alle aus ihnen beziehen. Es

kommt auch vor, daß eine Zeitung, die später ausgegeben wird als die andere, dieser die von ihr gebrachten Telegramme nachdruckt, was jedenfalls nahe an Diebstahl streift; es kommt endlich vor, daß die eine Zeitung ihre schwächere Nebenbuhlerin am selben Orte dadurch zu unterdrücken strebt, daß sie dieser die gewöhnlichen Quellen der Telegramme abschneidet. Ein Streit der Kölnischen Zeitung mit den Kölnischen Blättern machte dies im Jahre 1865 offenkundig. Der Besitzer der Kölnischen Zeitung Du Mont bemerkte nämlich, daß die Kölnischen Blätter die Telegramme aus seiner Zeitung nachdruckten, und benachrichtigte davon, indem er ein in Köln empfangenes Telegramm im Abdruck veränderte. Statt Cobden's nämlich ließ er Bright sterben, und am Sterbelager nicht Bright, sondern Cobden stehen. So handgreiflich die Täuschung für jeden Unterrichteten war, so druckten die Kölnischen Blätter dies Telegramm dennoch nach, weil eben die Besorgung in der Hand Ununterrichteter liegt. Nun besaß die Kölnische Zeitung den erwünschten Beweis und schlug mit ihm Lärm. Jetzt aber erhob sich die Leitung der Kölnischen Blätter mit der schweren Gegenanklage: daß ihr von der Leitung der Kölnischen Zeitung der Bezug telegrafischer Depeschen a b g e s c h n i t t e n worden sei. Was die Kölnischen Blätter darüber erzählten, war Folgendes: Sie hatten vom Wagnerschen Bureau die Telegramme gekauft. Im März 1865 erklärte ihnen dieser Vermittler, er dürfe ihnen keine Nachrichten mehr liefern, da er gegen das Wolff'sche Bureau dahin verpflichtet sei, in dessen Geschäftsbereich nicht einzugreifen. Hierauf wendeten sich die Kölnischen Blätter nach Berlin an Wolff und schickten die gewöhnliche Zahlung ein. Allein sie wollten nun die Wahrnehmung gemacht haben, daß ihnen nur wenig und auch nicht gleichzeitig mit der Kölnischen Zeitung geliefert worden sei, und sie erhielten überhaupt nur kurze Zeit Telegramme. Am 16. April erklärte ihnen Wolff, daß ihm Du Mont „nicht gestatte kombinirte Adressen an mehrere Adressaten in Köln zu schicken" und einige Tage später empfingen sie kein Telegramm mehr; Wolff schickte ihnen dagegen das eingezahlte Geld zurück. Die Kölnischen Blätter behaupten nun weiter, sie hätten darauf in Berlin für eigene Telegramme zu sorgen gesucht, aber die Telegrafiranstalten hätten diese immer erst

nach den Wolff'schen befördert und so seien ihre Nachrichten zu spät gekommen. Da sei ihnen denn nichts übrig geblieben, als zum Plündern der Kölnischen Zeitung zu greifen.

Ganz so einfach liegt die Sache denn doch nicht. Denn da der Kosten wegen die Sätze in abgekürzter Form telegrafirt werden, so müssen sie gewöhnlich vor dem Abdruck erst einer die telegrafirten Wörter verbindenden und ausführenden Gestaltung unterliegen, wobei es wol auch vorkommt, daß sie im Arbeitszimmer der Zeitung mit allerhand weiteren Einfügungen belastet werden.

Der Telegrammentheil fällt schwer auf den Haushalt einer Zeitung. Da die Kosten des Telegrammengeschäfts groß sind, steht der Preis für sie hoch. Das halbamtliche wiener Korrespondenzbüreau verlangte monatlich 100 bis 120 Gulden. Wolff berechnete seine Telegramme nach der Stückzahl, jedes zu 1⅓ Thlr.; früher ließ er eine Auswahl des Wichtigsten, das Stück zu 2 Thlrn. ab. Bedenke man, wie wenige Zeilen ein Telegramm austrägt! Wo man sonst, nach der hergebrachten Bezahlung der Schriftsteller mit Groschen gerechnet hätte, mußte man die Rechnung mit ebenso vielen Thalern beschweren. Dieser große Aufwand für die Zeitungen steigert sich noch durch die unerlaßliche Ausgabe für das Telegrafiren an die Zeitung. Der im Jahre 1850 gebildete Telegrafenverein der deutschen Staaten erhob für ein 10 Meilen befördertes Telegramm von höchstens 25 Wörtern einen Gulden Konventionsmünze und steigerte die Gebühr für 26 bis 50 Wörter auf das Doppelte, für 56 bis 100 Wörter auf das Dreifache, also auf 2 Thaler, außerdem stieg sie mit der zunehmenden Entfernung bis zum achtfachen Betrage! Den süddeutschen Zeitungen wäre mithin der Bezug aus Berlin überaus kostspielig geworden; ihnen war eine Telegrammenstelle in Frankfurt am Main gelegener; von daher entnehmen sie die Nachrichten; es scheint das erwähnte Wagner'sche Bureau daselbst als Ablagerungsplatz von Wolff für einen Theil seiner Kunden errichtet worden zu sein. Inzwischen sind die Preise erst zu 12, dann im Herbst 1863 zu 10 Sgr. für das einfache Telegramm von 20 Wörtern festgesetzt worden und die Zonenzahl ist ebenfalls vermindert worden, so daß innerhalb Deutschlands des einfachen

Telegramms höchster Betrag 1$^{1}/_{15}$ Thlr. war, der später auf 5 Silbergroschen für eine Entfernung von 11 bis 18 geografischen Meilen und im höchsten Falle auf 15, oder nach oder von den österreich-ungarischen Kronländern auf 20 Silbergroschen erniedrigt worden ist. Auch soll ausnahmsweise Rabatt gewährt worden sein. Vor diesen Preisermäßigungen mochten einer sich vollständig versorgenden Zeitung die Telegramme eines Jahres auf 1000 Thlr. zu stehen kommen. Um den großen Aufwand des Zutelegrafirens wenigstens zu vermindern, haben sich am selben Orte erscheinende Zeitungen, unbeschadet ihrer sonstigen Gegnerschaft, unter einander und mit Wolff dahin verständigt, daß er ihnen zusammen seine Nachricht telegrafiren läßt. Die Abschrift für jede Zeitung ist ja rasch genommen, und die Ausgabe für das Telegrafiren sinkt für jedes Blatt auf die Hälfte oder das Drittel ihres sonstigen Betrages.

Diese Kostspieligkeit der Telegramme bot eine neue Handhabe die freie Presse mit Banden zu umstricken. Eine Regierungszeitung konnte der entgegenstehenden Zeitung desselben Ortes, aus freundnachbarlicher Kollegialität als die reichere, diese Ausgabe, die sie selbst ja doch einmal machen mußte, ganz ersparen und ihr die eigenen Telegramme unentgeltlich zur Verfügung stellen. Geschah dies, — es ist geschehen — so zähmte man wenn auch grade keinen Löwen, doch einen Bock in Löwenhaut. Dann spektakelte das wackere Oppositionsblatt fort und fort bei Unbedeutendem, sobald ihm aber eine verfängliche und einschneidende Mittheilung zukam, war sein Herausgeber dann doch auch so artig sich vorher des Herrn Ministers gefälligen Rath zu erbitten. Die Leser des Blattes schworen nach wie vor Stein und Bein auf seine Gradheit und Treue, weil sie nur kannten, was ihnen vor die Augen gekommen, und keine Ahnung hatten, was unterdrückt worden war.

Ohnedies gehören fast durchgehends die elektrischen Batterien und der Luftweg von einem Ende zum andern den Gewalten der Staaten. Die Zeit, in welcher in Deutschland die meisten Leitungen hergestellt wurden, war die Zeit der rothen Reaktion. Die Verbesserung des deutschen Staatswesens war eben gescheitert, das gesammte Volk noch auf's tiefste entmuthigt, die Regierungen griffen überall zu. So kam die deutsche Telegrafie in ihren Besitz

und der deutsche Telegrafenverein ist gleich dem Postverein eine Sache der Regierungen. Der Wille der Staatslenker kann hier maßgebend gebieten. Zwar sind Posten ebenfalls Staatsanstalten, allein der aufgegebene Brief ist stets verschlossen: das aufgegebene Telegramm muß seinen Inhalt offen zur Schau tragen. Hier ist also, was man sonst so stark verabscheut, eine Censur ermöglicht. Dort muß man doch zum Brieferbrechen schreiten*, welches übrigens heute leichter und ohne Gefahr den Brief zu verletzen ausgeführt werden kann während der langen Fahrt auf der Eisenbahn mittelst bloßen Wasserdampfes, da die jetzige Verschlußart der Briefhüllen durch Leim keine Sicherung gibt. Aufgegebene Telegramme sieht man nicht als anvertrautes Geheimniß an. Censur wurde in der That von Preußen hinsichtlich der Telegramme geübt. Wir wollen keineswegs läugnen, daß andere Staaten auch nicht anders verfuhren, aber Beweise hat bisher nur Preußen gegeben, daß es in wichtigen Vorkommenheiten das ihm Widrige nicht befördern läßt, nämlich sowol während seiner Besetzung Schleswig-Holsteins 1864—65 als bei Gelegenheit des kölner Abgeordnetentages 1865, der an die Stadt Frankfurt gerichteten Drohnoten.** Zu einer Fessel des geistigen Verkehrs zu werden droht dergestalt die Staatstelegrafie. Sehr richtig bemerkte Petermann im „Dresdener Communalblatt" (1865 Nr. 74), die „Verkehrsanstalten sollen, wie die öffentlichen Straßen, ein neutraler Boden, nicht eine Parteikriegsmaschine sein."

Erwäge man, was es bedeutet, daß die Versorgung der deutschen Zeitungen mit Telegrammen von einer Stelle am Sitze der preußischen Staatstelegrafie erfolgt.

Voll von Bewunderung preisen wir es als einen großartigen

---

* Es liegt außerhalb der Gränzen dieser Schrift auf einen merkwürdigen Proceß gegen den Volksstaat und dessen Mitarbeiter, welche den Beweis antraten und schließlich freigesprochen wurden, einzugehen.

** Mir selbst verweigerte im Mai 1866 in Frankfurt am Main das preußische Telegrafenamt die Beförderung einer Nachricht an ein dresdner Blatt. Es mußte folglich Anweisung haben, und zwar vor dem Ausbruche des Krieges, diejenigen Kunden abzuweisen, welche den preußischen Vorhaben ungünstig lauteten. Wie viel Telegramme mußten durch die preußischen Telegrafenlinien geleitet werden: da konnten sie beanstandet, zurückgehalten werden.

Fortschritt unserer Zeit, daß der Wißbegierige jetzt an jedem Zeitungsorte erfährt, was sich am nämlichen Tage an allen übrigen Hauptorten Europas zugetragen hat, und daß Begebenheiten in Paris und London schon nach ein paar Stunden in Berlin und Leipzig bekannt sind. Diese gewaltige Errungenschaft, welche die Kraft des menschlichen Geistes verstärkt, darf uns indeß nicht für die Schattenseiten blind machen, die dermalen noch in ihrem Gefolge sind. Und in diesen ganzen Betrachtungen haben wir es ja vorzugsweise mit Schattenseiten zu thun. Wenige haben bis jetzt begriffen, daß Telegramme mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. Zuvörderst nämlich beeinträchtigt den Nutzen des Telegrammes seine dürftige Beschaffenheit. Weil das Telegrafiren theuer ist, faßt man die Nachricht so knapp als möglich, überspringt also Zwischenworte, übergeht Nebensächliches. Zu dem ausdrücklich Telegrafirten muß das nach des Absenders Meinung leicht zu Ergänzende hinzugedacht werden. Der Empfänger füllt die unvollständige Kunde aus. Soweit es sich dabei um den Ausdruck handelt, mag dies meist gleichgültig sein, obschon auch mitunter die Kürze zu Mißverständnissen verleitet *, ja zuweilen ein Telegramm gradezu unverständlich lautet. Allein es blitzen den Zeitungen gar nicht selten abgerissene Nachrichten zu, die mit den vorangegangenen Kunden durchaus nicht in Einklang zu bringen, in ihrer Plötzlichkeit überraschen und wie sie ohne Auseinandersetzung, ohne Erläuterung gegeben sind, manchmal halb unverständlich erscheinen, gemeinlich aber verwirren und falsche Vorstellungen erwecken. Halbfertiges, Halbwahres kommt gar nicht selten in der Form der Thatsächlichkeit. Eine bloße Angabe der Sache ohne nähere Ausführung, mehr eine bloße Ueberschrift als einen Bericht liefert in der Regel das Telegramm. Nun läuft dasselbe aber um Tage den umständlichen Benachrichtigungen zuvor. Ist jedoch einmal der gewöhnliche Leser vom Aus-

* Als z. B. der Prinz von Wales in Petersburg sich aufhielt, meldete Reuter irrtümlich seinen Tod. Sein schmeichlerischer Berichterstatter in Petersburg hatte nämlich telegrafirt, des Prinzen Geschicklichkeit (princes skill) im Reiten während der Jagd wurde „bewundert" und da der Empfänger das Telegrafiren einer solchen erbärmlichen Nachricht nicht voraussetzte, las er: prince (i)s kill(ed) d. h. der Prinz ist getödtet im Reiten.

fall einer Angelegenheit unterrichtet, so erlischt in der Regel sein Antheil an ihrem Verlauf und das Wie des Hergangs kümmert ihn nicht weiter. Die vollendete Thatsache allein drückt sich seinem Geiste ein. Er gewinnt demzufolge kein rechtes Verständniß der betreffenden Dinge, ja, was noch schlimmer ist, er wird oftmals zu falscher Beurtheilung verleitet. Denn leider verläuft sehr vieles durchaus nicht in gehöriger Ordnung. List und Verschlagenheit erhascht nicht selten entgegen redlichen Absichten und rechtschaffenem Gebahren einen augenblicklichen Erfolg, den sie rasch festzumachen sucht, während umgekehrt das Bessere, welches den Umtrieben einen Augenblick unterlag, aus dem allgemeinen Unwillen der Unbetheiligten über die Art des Hergangs neue Kraft zu gewinnen trachten muß. Der Eindruck des Telegramms steht nun der Wiedererhebung des Unterliegenden aus einem naheliegenden Grunde im Wege. Indem es nämlich die öffentliche Meinung über den Hergang ununterrichtet läßt und sie lediglich ganz allein unter die Wirkung des augenfälligen Erfolgs stellt, bestimmt es diese zu Gunsten des Siegenden und mehrt des Siegers Stärke, weil alle Welt glaubt, die betreffende Frage sei zu einem richtigen Abschluß gediehen. Dann sinkt das Recht, steigt die Gewalt. Stets hat das Telegramm die bestimmende Wirkung des ersten Eindrucks für sich. Nicht immer vermögen nachhinkende Auseinandersetzungen diese abzuschwächen. Ehe sie gelesen werden können, ist schon das allgemeine Urtheil nach einer gewissen Seite hin eingenommen und dem Betrachten ein bestimmter Weg gewiesen. Sie werden, wenn sie überhaupt noch Beachtung finden, mit ungläubigem Gemüth gehört. Der eigentliche Bericht wird durch das vorlaufende Telegramm zu der Bedeutungslosigkeit eines Nachtrags herabgedrückt, der Sinn der Lesewelt für das aufmerksame Verfolgen und Auffassen der sich vollziehenden Entwickelung gar sehr abgestumpft und dem oberflächlichen Auffassen der Zeitgeschichte Vorschub geleistet.

Welch' außerordentlicher Einfluß liegt also in den Telegrammenbüreaus! Ihre kurze Angabe liest, behält jeder, denn wer wollte nicht das Neueste erfahren? Anderes überschlägt man wol. Sie besitzen das Mittel, die öffentliche Meinung zu richten, bevor diese noch zu einer Kenntniß der Sache gelangt ist. Sie vermö-

gen einen Druck auf den gesammten Gedankenverkehr des Volkes auszuüben. Ergreifen sie Partei — und daß sie Partei ergriffen haben, ist nicht zu bezweifeln — wieviel Unheil vermögen sie alsdann anzustiften! Noch beanspruchen freilich diese telegrafischen Agencen über den Parteien zu stehen, und die geschäftliche Rücksicht, bezogen zu werden von Blättern aller Farben, legt ihnen Zügel an, allein diese Schranke des Eigenwillens und der Parteisucht ist doch gering, weil sie sich nicht mit Nebenbuhlern in den Markt theilen. Wir gaben schon einige schreiende Beispiele und fügen nur noch hinzu, daß Wolff's Telegrammenbüreau in Berlin, welches nahezu in allen deutschen Zeitungen täglich spricht, einmal der hegemonistischen oder preußischen Partei günstig, der großdeutschen ungünstig war *, sodann daß es in alle Welt die Quintessenz der Erzeugnisse des preußischen Centralpreßbüreaus hinaustelegrafirte, dessen unmaßgebliche Ansichten sonach wie Orakelsprüche überall ankommen. Sein Zusammenhang mit den Gewalthabern in Preußen ist nur für oberflächliche Betrachter verschleiert, und aus den anscheinenden Privatunternehmungen heraus wirkt zuletzt doch die Staatsgewalt. An einem Tage zum Beispiel brachte das Wolff'sche Geschäft drei das Urtheil richtende

* Alle von Paris kommenden oder über Paris gehenden Telegramme waren bonapartistisch gefärbt wie die berliner preußisch. Ein Beispiel dieser Art gab während des Satzes der ersten Auflage dieser Schrift das Wolff'sche Telegramm bezüglich der in Leipzig am 9. Mai 1866 stattgefundenen Volksversammlung, welche die im Sinne der Kleindeutschen lautenden Beschlüsse von Rath und Stadtverordneten Leipzigs auf meinen Antrag mit weit wuchtender Uebermacht der Stimmen als unpatriotisch und unheilvoll schalt. Einberufen war diese Volksversammlung außer von mir und 2 andern Politikern, die keine Vereine leiteten, von 2 vormaligen Vorstehern des (lassalleschen) Arbeitervereins, vom Vorsteher des (antilassalleschen) Arbeiterbildungsvereins, und 2 Vorstehern des ausschließlich aus Bürgern und Beamten bestehenden patriotischen Vereines. Der Versammlungssaal, in dem 5—6000 Menschen Platz haben sollen, vermochte die andrängende Menge nicht zu fassen; vielleicht Tausende konnten nicht in den überfüllten Raum herein. Ganz Leipzig war vertreten, erschienen waren Einwohner aller Stände, reiche Handelsherren und Beamte so gut wie Bürger und Handarbeiter. Mein Gegenredner war der Stadtverordnetenvorsteher Dr. Joseph. Wolff's Telegramm bezeichnete dagegen die Versammlung, um die Wirkung herabzudrücken, als eine Arbeiterversammlung der lassalleschen Richtung.

Stellen aus der preußischen Provinzialkorrespondenz im Umfang von 34 Druckzeilen. Ihre Aussprüche fliegen demnach zuerst durch die Welt, alle freien Betrachtungen folgen erst hinterdrein. Der Zeitungsherausgeber, welcher von seinem Mitarbeiter Berichte empfängt, kann deren Werth einigermaßen nach dessen Glaubwürdigkeit bemessen; nur äußerst selten wird er im Stande sein sich über die Verläßlichkeit des Telegramms ein Urtheil zu bilden. Er druckt es ab, würde es doch vielleicht in den Papierkorb geworfen haben, wenn es als gewöhnlicher Brief an ihn gekommen wäre und er wüßte, von wem es ausging. So aber bleibt ihm nichts übrig, als die den Zeitungsnachrichten voranlaufende Angabe auf Treu und Glauben hinzunehmen.

Und das ist ein anderer, nicht geringer Uebelstand, daß in den Telegrammenschmieden nicht allemal gewissenhafte Behutsamkeit waltet. Einmal mögen wol nicht immer so bedeutende Männer, als dieses wichtige Geschäft erfordert, in Dienst gezogen sein; fehlt es doch überhaupt in den höheren Thätigkeiten an tüchtigen Kräften. Sodann gebricht es, weil alles an der Eile hängt, an Muße zum Ueberlegen. Endlich bedarf man viel Stoff: woher ihn nehmen? Da wird denn mancher werthlose Zeitungsaufsatz zum Gegenstande eines Telegramms erhoben, das alsdann vermöge seiner gedrungenen Fassung bei weitem bestimmter spricht als der Verfasser des benutzten Aufsatzes, der vielleicht bedingungsweise und mit Einschränkungen sich ausdrückte; da wird voreilig Falsches aufgenommen, das Gerücht als Thatsache in die Welt hinausgesendet und möglicherweise geflissentlichen Entstellungen Vorschub geleistet.

Einst wurde alles, was „gedruckt zu lesen" war, als wahr hingenommen, bevor das Sprüchwort aufkam: „er lügt wie gedruckt." So meint auch heute noch die Menge der Leser, ein Telegramm müsse eine höhere Bedeutung besitzen, als ein gewöhnlicher Zeitungsbericht. Noch haben die Telegramme einen Köhlerglauben für sich. Abstumpfen gegen sie muß sich die verständige Lesewelt, und erst lernen, sie mit Mißtrauen zu beschauen.

X.

Unsere Zeitungen sind gegen einige Jahrzehnte rückwärts in ihrem Formate größer geworden und zählen viel mehr Seiten. Sie breiten sich über alles Mögliche aus, und worüber sie früher kaum nackte Angaben machten, ergehen sie sich jetzt in langen Betrachtungen. Mit den Eisenbahnen hat ihr Verbreitungskreis erheblich zugenommen. Alle Welt hat auch begriffen, daß die Zeitungen eine ungemeine Wichtigkeit besitzen, klar Blickende wissen auch, daß der Herausgeber eines großen Blattes viel mehr zu bedeuten hat, als der Oberst eines Regiments Soldaten. Und trotz all der erheblichen Fortschritte ist ihr Lebensnerv beschädigt!

Denn der innere Beruf des Schriftstellers, sein Wahrheitsdrang, seine Vaterlandsliebe, das Streben seinen Mitmenschen zu nutzen, zur fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts beizutragen, das was auch auf diesem besonderen Felde der Schriftstellerei die Seele ausmacht: das alles tritt gegenwärtig in den Hintergrund vor der Geldmacht und der Staatsgewalt, die sich in das Zeitungswesen theilen. Die Zeitungen sind den Händen der Schriftsteller entwunden. Ein ihrem Wesen fernstehendes Element hat sich dazwischen geschoben und ihrer bemeistert. Was Litteratur sein müßte, ist zum bloßen Geschäfte verkehrt und der Einzelne, der auf sich stehen sollte, ist nullificirt; ihm ist nur die Wahl gegeben, fremdem Antriebe gehorsam zu folgen oder auf den Hebel der periodischen Presse zu verzichten. Denn ein Ausnahmsverhältniß ist es, wenn er in ihr ganz seinem Genius sich hingeben darf. Auch auf diesem Gebiete weicht die Selbstständigkeit des einzelnen Menschen zurück vor der erdrückenden, alles aufzehrenden Uebermacht, die der große Besitz und die Hoheit des Staates ausübt.

Wir haben zu zeigen gesucht, wiewol in kurzem Abriß nur, was uns wiederholt im leibhaften Beispiel vor Augen gestanden hat, wie unter den Verhältnissen, die sich ausgebildet haben, der Schriftsteller erniedrigt, abgestumpft und verdorben wird, und haben darauf hingewiesen, wie unter den obwaltenden Umständen bei weitem mehr, als ächte Schriftstellerei, deren Entartung jetzt

in der periodischen Presse vorwaltet. In der Zeitungsarbeit werden unzählige Schriftsteller heruntergedrückt zu bloßen Dienern, Handlangern und Markthelfern. Nicht diejenigen Kräfte, die in den Blättern herrschen sollten, beherrschen sie wirklich: beherrscht werden die Zeitungen vielmehr von außer ihnen liegenden fremdartigen Belangen, welche das in den Zeitungen sich äußernde Schriftstellertum in ihre Dienstbarkeit gerissen haben. Das kann unmöglich zum Heile ausschlagen, weil es wider die Natur der Dinge läuft.

Die Tagespresse ist die Beherrscherin der öffentlichen Meinung. Sie macht dieselbe. Wie vielgestaltig, wie zwiespaltig, wie unstett das Zeitungswesen sich uns zeige, wie sehr es einer Anhäufung verschiebbaren Sandes gleiche, deren Umrisse der Wind täglich abändert, es beeinflußt dennoch fortwährend die Menschen und richtet ihre Meinungen, erfüllt sie mit gewissen Vorstellungen und erregt dadurch bestimmte Strömungen. Etwas Festes ist in den Zeitungen nicht: was sie heute begehren, mögen sie oft morgen nicht mehr und sie haben heute vergessen, aus dem Auge verloren, was sie gestern gesagt und gewollt hatten. Dessenungeachtet wird der Niederschlag oder Rückstand aus dem Inhalte ihrer Gesammtheit zu einer gewaltig treibenden Macht.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal alles zusammen, was wir über Zeitungsbesitzer, Herausgeber und Mitarbeiter, über Telegrammenoffices, Korrespondenzbüreaus und amtliche Preßanstalten wissen, so vermögen wir nur ein Körnlein Wahrheit in jener Rede zu finden, derzufolge eine freie Presse die größte Sicherung der öffentlichen Wohlfahrt sein soll. Denn frei ist ja unsere Presse nach den Gesetzen und wie ist sie gleichwol gelähmt und gebunden! So lange der Censor strich, wußte der Schriftsteller so ziemlich, was erlaubt war und was als unzulässig angesehen wurde. Seit die Censur abgeschafft ist, unterliegt er den Straferkenntnissen abhängiger Gerichtshöfe, deren Auffassung sich vielfältig in Widerspruch mit den allgemein im Volk verbreiteten Ansichten sowie mit dem Maßstabe der Schriftsteller befindet. Ein in Preußen wegen seiner politischen Haltung abgesetzter Direktor eines Oberlandesgerichts, der also gewiß gut wußte, was Rechtens ist, Temme, war in den Jahren 1851, 52 Herausgeber

der „Oderzeitung" in Breslau. Sie wurde einmal über das andere weggenommen, vor's Gericht gezogen. Temme berichtete nachmals: „nicht die größte Behutsamkeit, nicht die äußerste Enthaltsamkeit schützte dagegen. Fand man keinen politischen Vorwand, so war ein anderer da. Ich mochte mir Mühe geben, wie ich wollte, es gelang mir nicht die Konfiskationen, Prozesse und Verurtheilungen von der Zeitung abzuwenden." Wollte Temme nicht zusehen, daß sie zu Grunde ging und ihr Eigentümer in großen Vermögensverlust gerieth, so blieb ihm nichts übrig, als sich von der Oderzeitung ganz zurückzuziehen. Der angeklagte Schriftsteller ist in den allermeisten Fällen der Verurtheilung gewiß; bei irgend häklichen Sachen getraue ich mir nicht mehr, bestimmt zu sagen, ob eine Aeußerung vor Bestrafung sicher ist oder nicht, während in den Zeiten der Censur die Gränzlinien erkennbar waren. Ich habe eine Reihe von Jahren unter Censoren über politische Hergänge geschrieben und nur einigemale wurde mir von ihnen gestrichen. Heute weiß ich nur, daß, falls ich vor einem sächsischen Gerichte angeklagt werden sollte, eine Verurtheilung bevorstehen wird, und wiederholt von Schriftstellern zu Rathe gezogen, ob eine mir vorgelegte Auslassung statthaft sei, habe ich bekennen müssen, daß ich darüber kein Urtel mehr besäße. So lange nicht Geschworne über Preßvergehen entscheiden, besteht keine Sicherheit für den Schriftsteller, es sei denn, daß er blos völlig unverfängliche Gegenstände behandle. Dann aber Verfolgungen zu entgehen, ist kein Verdienst und keine Kunst. Zum Glück sind Anklagen seltener geworden. Diese Seite ist indeß von der Staatslage gegeben und deren Verbesserung, sobald das Volk zur reiferen Einsicht über seine Verhältnisse gelangen wird, läßt sich erwarten. Viel tiefer greift aber die in den anderweiten Zuständen beruhende Bedingtheit ein. Schaffe man immerhin Kautionen und vorläufige Beschlagnahmen und was sonst ab, es dürfte an den Verhältnissen nicht sonderlich viel ändern.

Das Zeitungswesen verfällt zusehends der Abhängigkeit. Eine neue Tyrannei ist im Werden.

Als einen Mund der öffentlichen Meinung betrachtet sich jedwede nicht amtliche Zeitung und nennt sich ein selbstständiges Organ des Volkswillens: doch wie viel in ihr ist bloßer Ab-

klatsch dessen, was in einigen, dem Lichte der Oeffentlichkeit entzogenen Bereitungsstätten zusammengebraut worden ist! Ein Kleid nach dem andern kann man ihr abziehen, ehe man auf die Haut ihres Leibes kommt. Schäle man ab, was erkauft ist, was dem Telegrammenbüreau angehört, was das Korrespondenzbüreau ausgab oder die lithografirten Briefe lieferten, was endlich die am Draht gezogenen Hampelmänner hineingeschrieben haben, und thue man auch das hinweg, was auf alle diese Mittheilungen sich zurückführen läßt, obwol es erst einem anderen Blatte entlehnt wurde, was für Geld in die Oeffentlichkeit gebracht wurde und was Nachdruck ist, so wird in der Regel von dem die Staatssachen behandelnden Umfange und dem für gewerbliche Verhältnisse bestimmten Raume der Zeitung ein magerer Theil der *eigenen* Zuthat übrig bleiben: hie und da eine unabhängige Betrachtung, ab und zu eine neue Kunde. Abgesehen von einer geringen Anzahl großer Zeitungen fällt der Schwerpunkt in die Nachrichten vom Orte des Erscheinens und der eigenen Provinz oder des eigenen Ländchens. Dies ist der Beitrag der meisten zu unserem Wissen. Es gibt sogar kleine Ortsblätter, deren Bodenständigkeit nur Schein, deren Abhängigkeit maskirt ist.

Sicherlich haben alle diese neuen Behelfe den Herausgebern ihr anstrengendes und beschwerliches Geschäft, für das sie gewöhnlich erbärmlich bezahlt werden, schlechter als Handlungsreisende, in hohem Grade erleichtert: hätten die Herausgeber nur nicht selbst dabei an Bedeutung und Gewicht eingebüßt! Wie schadet nicht allein dies Eine, daß sie gegenwärtig nicht mehr nöthig haben, sich über die schwebenden Fragen ein gründliches, festes, sicheres Urtheil anzueignen. Der Tag mit seiner Arbeit hetzt sie ab; bereitwillig greifen sie nach den fertig zubereiteten Betrachtungen, die ihnen aus den bewußten Kanälen zufließen. Doppelt ehrenwerth sind Herausgeber, die sich noch auf der Höhe ihres Berufes erhalten.

Solchergestalt ist es dermalen um die Unabhängigkeit unserer Tagespresse bestellt. Die Geldmacht setzt ein mechanisches Besorgen an die Stelle des geistigen Schaffens, die Staatsmacht zwingt den Geist in Bahnen, welche die Willkür vorzeichnet: das eigentliche Schaffende und Belebende, die schriftstellerische Kraft, ist

zurückgeschoben, untergeordnet oder verdrängt. Ein schlaues Trugsystem hat sich festgesetzt.

Die Beschaffenheit der Unterlagen, aus denen die für das Volk käuflichen Zeitungen zusammengestellt werden, macht ebensowol klar, warum wichtige Belange des öffentlichen Lebens und wesentliche Bezüge gar nicht oder doch bei weitem nicht in dem gebürenden Maße zur Besprechung gelangen, und warum statt dessen ein werthloser Ballast in ihren Spalten angehäuft wird. Gezeigt wird in ihnen der Welt, was gezeigt werden soll. Schwer nur läßt so Manches sich in den Zeitungen zur Aufnahme bringen. Versuche es nur z. B. in dem zeitungsreichen Leipzig ein außerhalb der regierenden Kreise Stehender, gegen Rath und Stadtverordnete in den Tageblättern anzukämpfen! Die halbe Stadt mißbilligte entrüstet das Verwüsten eines Theils ihrer alten Promenade, die in Rücksicht der verwendbaren Mittel ein Muster schöner Anlage und nur in letzter Zeit verwahrlost war: in der Presse wurden gleichwol spärlich Stimmen der Einrede laut. Befürwortende Aufsätze bekam man selbst in Zeitungen zu lesen, deren Herausgeber das Zerstören des Alten verwarfen. Anderorts steht es ähnlich. Aus Salzburg schreibt man z. B. (augsburger Allgemeine Zeitung vom 28. Februar 1866), daß „gewissen Zuständen gegenüber die Presse mundtodt geworden ist.“ Liest man nicht alle Augenblicke von Reisen und Aufwartungen gänzlich unbedeutender Diplomaten? Muß man nicht breitspurige Betrachtungen über gleichgültige Depeschen bis zum Eckel genießen? Werden uns nicht tagtäglich eine Menge Aufsätze zum Lesen gereicht, die für das Volk nicht den mindesten Werth, nur für gewisse sich wichtig machende Kreise Bedeutung haben? Das hat seinen Grund in den Ursprüngen unserer Zeitungsnachrichten. Mücken werden geseiht, Elefanten verschluckt! Wollte jemand nach unsern Zeitungen urtheilen, so müßte er wahrhaftig glauben, das eitle und hohle diplomatische Getriebe sei die Seele des Ganzen, auf diesem ruhe alles, es gestalte die Zukunft. Die Masse der Leser wird durch solchen Dunst allerdings von demjenigen abgezogen, worauf es eigentlich ankommt, aber die Zeitungen sind freilich eben darum auch oft so langweilig und geisttödtend. Der steigenden Aufklärung werden dergestalt Schranken gesetzt. Die wahre, wirkliche Meinung so-

wol der unteren breiten Masse, als der gebildeteren Schicht unseres Volkes gelangt gar wenig, nur spärlich zum Ausdruck. Die großen Zeitungen werden von Gewalten, die sich ihrer als Werkzeuge bedienen, gestimmt und gegen ihren Chorus vermag die gegnerische Presse, meist kleine Blätter, nicht aufzukommen, wenigstens nicht durchzuschlagen. Vieles Erhebliches bringen jene gar nicht zur Kenntniß. Durch ihre entstellenden Mittheilungen und das Verschweigen des Widersprechenden werden der Lesewelt Einbildungen beigebracht, welche sich dermaßen festsetzen, daß sie vor Augen Liegendes nicht mehr richtig sieht und aus ihnen, gleichwie aus sicheren Unterlagen, die nothwendig sich ergebenden Folgerungen zieht. Sie wähnt selber zu urtheilen und befindet sich doch an der Leimruthe, wird ohne es zu merken gegängelt. Gemeinlich werden die entgegengebrachten Urtheile, welche zu den vorgefaßten Ansichten passen, ohne eignes Nachdenken wiederholt. Eine wohleingerichtete Bearbeitung (eine organisirte Agitation) bewältigt den Volksgeist und macht, schafft absichtlich und künstlich das, was man hernach „öffentliche Meinung" heißt.

Wie der gegenwärtige Zustand unserer periodischen Presse auf das Volkswohl und den Nationalgeist einwirkt, dürfte jedem Denkenden klar sein. Sie übt unbestreitbar unzählige wohlthätige Wirkungen aus, aber sie hat jetzt noch zugleich eine dämonische Kraft. Wir alle lesen Tag für Tag eine, Manche lesen mehrere Zeitungen. Die tägliche Kost, welche uns die Zeitungen darreichen, macht einen großen Theil unserer geistigen Nahrung aus. Für Unzählige ist sie beinahe die einzige! Die Frage, ob gute oder ob schlechte Blätter tiefer, allgemeiner eingreifen? sei den Lesern vorgelegt. „Ein schlechter Geist der Zeitungen, sagt Robert Mohl, verdirbt allmälich große Klassen des Volkes sittlich und staatlich, steckt an und erzieht das Publikum zu negativ und positiv falscher Auffassung von Dingen und Menschen. Nur allzu viele Menschen sind selbst urtheilslos und lassen sich daher durch eine keck auftretende und täglich wiederholte Ansicht bestimmen, namentlich wenn dieselbe mit der Autorität des Druckes auftritt. Ueberhaupt verdirbt auch eine schriftliche schlechte Gesellschaft den Ton und die Gesinnung." Moritz Müller in Pforzheim bemerkt, wer den Fortschritt wirklich wolle, dürfe die Presse nicht als Ne-

bensache betrachten; es sei nicht zu dulden, daß dieser oder jener im Geheimen Thatsachen entstelle oder erfinde und tausenden von Einwohnern einer Stadt Lügen in's Ohr flüstere und ihnen Dummheiten erzähle. Beide haben Recht. Glück und Größe der Völker hängt an der geistigen Erhebung, zu der sie sich empor zu schwingen vermögen. Da es nicht jedem gegeben ist, mit selbstthätiger Anstrengung und eigner Forschung die rechten Zielpunkte zu ergründen, so ist das Erforderniß des Aufschwungs die allgemeine Geneigtheit, dem Streben derjenigen Nachdruck zu verleihen, die sich zu einem höhern Standpunkt gehoben haben und ihrem Rathe zu folgen. Soll in einem kurzen Satze die Lehre der Geschichte ausgesprochen werden, so lautet er: Blühen oder Welken der Völker hängt davon ab, ob in ihrer Mitte die vorzüglichsten Männer die bestimmenden waren, oder aber schlechte und mittelmäßige. Gleiches erzeugend wirkt Jegliches weiter.

Alle Erhebung besteht in einem Widerspruche gegen die Alltagswelt, weil sie voraussetzt, daß man sich den umstrickenden Eindrücken des Augenblicks entwinde und sich nicht von dem unmittelbaren Nutzen verlocken lasse, sondern das Vergängliche als ein solches erfasse und sich demgemäß stets richte nach dem Dauerhaften, Wesentlichen, Wahren, daß man unverrückt im Sinne behalte das gleichsam über den einzelnen Dingen Schwebende und sie nach sich Ziehende. Und die Aufgabe der Zeitungen ist es, die Vermittelung zwischen den in solchem Geiste zu Führern Berufenen und der Menge des Volkes zu übernehmen, ihr die erforderlichen Aufklärungen und das Verständniß zu verschaffen, kraft dessen sie selbstständig urtheilt, so daß sie der verwirrende Strudel der Vorgänge nicht betäubt, sie vielmehr geneigt wird, den aufwärtsführenden Weg zu wandeln. Ist dem also?

Von dem täglichen Lesen der Zeitung werden alle beherrscht, die nicht daneben zusammenhängend gute Bücher lesen. Ein hintereinander-gelesenes, ernstes gediegenes Buch läßt die Ueberschau über ein Wissensgebiet oder eine starke Ueberzeugung zurück. Schweren Hammerschlägen, unter denen, wo sie hintreffen, alles nicht ganz Feste nachgiebig zusammengedrängt wird, gleicht guter Bücher Wirkung. Zeitungsblätter welken rasch, aber düngen den Boden. Sie gleichen den immer wieder niederfallenden Wasser-

tropfen, die schnell zerfließen, letztlich aber doch das harte Gestein aushöhlen. Sie gestalten die Meinung der Menschen, die wechselnde. Nun aber was geschieht? Die Zeitungen machen grade die in dem Alltagsleben bestimmenden Auffassungen geläufig und stempeln den Erfolg zum Götzen. Indem sie die Nützlichkeit nach den gemeinen und oberflächlichen Vorstellungen voranstellen, prägen sie das leichte sich Anbequemen an die Umstände ein und mit der Fügsamkeit zugleich preisen sie das Markten mit Grundsätzen und die kleinen Auskunftsmittel, die den nächsten Gewinn erwerben. Mit solcher Gesinnung tränken sie das Volk. Der kaufmännische Geist durchdringt es dann, der staatsmännische entweicht, und bei dem überhandnehmenden Versinken in ausschließliche „Weltlichkeit werden diejenigen zu Predigern in der Wüste, welche noch das Herz haben, eine höhere Richtung zu weisen.

Der Beruf der Zeitungen ist bekanntlich ein doppelter: von neuen Vorgängen und Erscheinungen zu benachrichtigen und indem sie deren Auffassung klären, der Menge das richtige Urtheil und den rechten Willen an die Hand zu geben. Täusche man sich doch ja nicht über unseren Bildungsstand! Allerdings gibt es nicht wenige selbstdenkende Männer, aber verglichen mit dem ganzen Volke ist ihre Anzahl klein. Zwischen den unteren Leuten und den sogenannten Gebildeten besteht kein so großer Unterschied im Kerne, als letzteren gewöhnlich dünkt. Etwas Geld in der Tasche und der Besitz einer Anzahl landläufiger Redensarten, äußerer Schliff und gute Formen des gesellschaftlichen Verkehrs reichen hin, um jemand als „Gebildeten" gelten zu lassen: gründliche Kenntnisse und eignes Urtheil sind eine gute Zugabe, keineswegs unumgänglich erforderlich. Der Wille der Allermeisten richtet sich wol auf das Gute, jedoch ihre Urtheilslosigkeit, ihre Unselbstständigkeit, ihre Denkfaulheit ist zugleich groß. Geheimerath Neigebaur pflegte zu erzählen, daß wenn er in Berlin im Theater die Gesellschaft, mit der er grade zusammen war, gefragt habe, wie ihr das Stück, das Spiel gefallen, ihm wiederholt die Antwort geworden sei: „wir wollen doch erst hören, was morgen Rellstab darüber sagen wird", Rellstab, der einst geltende Theaterrezensent der Vossischen Zeitung. Für Kunstleistungen gibt schon ein geläutertes Gefühl einen Maßstab, Staats-

sachen gegenüber bedarf es jedoch schlechterdings mannichfacher Kenntnisse und vielen Ueberlegens. Die Zeitungen ersparen nun ihren Lesern des Nachdenkens Beschwer, sie denken vor. Eine Zeitungsfabrik ist ein Orakel, welche das Urtheil fix und fertig bringt. Fast jeder, könnte gesagt werden, redet nach seinem Leibblatt. Aus ihm schöpft er seinen Tagesbedarf für die Unterhaltung. Selten nur kritisirt Einer, was es gesagt hat, und setzt sich mit ihm in Widerspruch. In den Gesprächen klingen die Töne wieder, welche die Zeitungen angeschlagen haben und so entsteht eine öffentliche Meinung, von welcher der Haufe der Gebildeten wähnt, er habe sie aus sich heraus erzeugt und auf die Zeitungen übertragen, während in Wahrheit er ihnen anfangs nur nachgeplappert hatte.

Daß diese in falsche Wege gerathe, dazu trägt die große Leichtgläubigkeit der Lesewelt bei. Es sind nicht grade viele, welche eine Zeitung studiren. Das Gewöhnlichere ist flüchtiges Ueberblicken oder Lesen mit getheilter Aufmerksamkeit, vielleicht während Andere ringsum sich unterhalten, vielleicht der Lesende selber zu ihrem Gespräche ab und zu ein Wort mit hinzugibt, oder beim Morgenkaffee, während die Familie schwatzt. Stehen gar Aktenstücke in ihr, so werden diese ganz überschlagen und man macht sich mit ihrem Inhalt aus den ihnen beigegebenen Besprechungen bekannt, die sehr häufig, vom Standpunkte der Zeitung aus, ihn in falschem Lichte zeigen und über das Ungelegene hinwegschlüpfen. Entstellungen und Verdächtigungen finden demnach leichtlich Eingang. Mit sehr wesentlichen Vorgängen und Umständen bleiben diejenigen unbekannt, welche nicht Zeitungen entgegengesetzten Strebens gleichzeitig lesen. So kann es geschehen, daß die größere Menge zu demjenigen hingetrieben wird, das beschließt und thut, was sie im Grunde gar nicht will, was sie zurückstoßen würde, wenn ihr der wahre Verhalt klar wäre. So wird eine parteiische Auffassung eingeimpft. Ansichten, die sich einmal festgesetzt haben, sind schwer zu entwurzeln. So ist es gekommen, daß sehr viele rechtschaffene und ehrenhafte Männer eifrige Verfechter der Herrschaftsgelüste Preußens und erbitterte Anschuldiger Oesterreichs geworden sind.

Kann nur erst eine gewisse Strömung erregt und im Zuge erhalten werden, so gibt sich das Weitere leicht. Der gemeine

Mann, gleichviel ob ein Vornehmer oder Niederer, pflegt zu denken: wo viele sind, da befindet sich die richtige Einsicht, da ist dasjenige, dem sie nachgehen, das Rechte, da kann man sich getrost anschließen. Die Masse thut's. Ihrem Strome muß man folgen.

Und also entstand die öffentliche Meinung der Gegenwart als das Erzeugniß wohleingerichteter, umfänglicher und andauernder Bestrebungen, sie hervorzubringen. Die Macher stehen hinter den Kulissen. —

Wollte doch ein Kundiger (was meine Kraft übersteigt) unsere gesammte Presse einer strengen Musterung unterziehen, die Zeitungen nach ihrer inneren Beschaffenheit eintheilend, damit man erführe nicht nur, welche Blätter „officiös" sind, sondern auch, welche in ihren Spalten Mittheilungen officiösen Ursprungs enthalten und welche mit den Nachrichten der lithografirten Presse ihre Leser bedienen und in welchem Theile jede Zeitung ein eigenes Leben in der That führt! Was bereits im Eingange dieser Betrachtungen ausgesprochen wurde, sei hier wiederholt: daß diese unsere Angaben ebensowol lückenhaft als muthmaßlich mit manchem Irrtümlichen behaftet sind. Gewiß, hätte ein besser Unterrichteter den Schleier abgezogen, so wäre mir, dem Uneingeweihten, nimmer in den Sinn gekommen, diese Blätter niederzuschreiben; um so weniger hätte ich Lust dazu gehabt, weil in ein Wespennest gestochen werden muß und ich längst nach so mancher Erfahrung recht gut weiß, daß des Volkes Stimme keinen in Schutz nimmt, der für die öffentliche Wohlfahrt und allgemeine Belange sich bloßstellt. Da ich sah, daß man die Preßzustände nur einseitig kennt, erschien mir wichtig, daß man sie besser kenne. Anonym gegen Anonymität aufzutreten, wäre unziemlich; es war, wenn ich die Feder ergriff, Ehrensache, persönlich herauszutreten. Die Verhältnisse, die hier berührt wurden, sind durchaus nicht gleichgültig. Viele tausend Blätter erscheinen in Deutschland*. Viele

* Es gibt (oder gab wenigstens eine Reihe von Jahren) auch eine bloße Familienzeitung der weit in England, Ungarn, Genua, Naumburg, Münster zerstreuten Familie Goesen. Bei der Mutter fanden sich nach längeren Zwischenräumen sämmtliche Familienmitglieder regelmäßig zusammen und nach ihrem Tode beschlossen sie, damit das zusammenhaltende Band sich nicht löse, allmonatlich ein Fami-

tausend Schriftsteller leben von der Feder. An den meisten öffentlichen Vorgängen hat die Presse Antheil. So muß ich denn dem mich aussetzen, daß ich bei diesem Unterfangen mich auch in Irrtümer verstricke und Urtheile ausspreche, die sich vielleicht bei näherer Prüfung aus mir abgehenden Vorlagen als irrig oder schief herausstellen werden. Gelegenheit zum Berichtigen ist nun geboten und meinerseits gebe ich unbedenklich alles Fehlerhafte preis. Mit diesem Vorbehalte nur veröffentliche ich meine Auslassungen. Einzelnes mag immerhin fallen: das Ganze wird seine Wahrheit behalten. Findet aber jemand in dem Auseinandergesetzten Uebertreibung, so sei einem solchen zuvörderst eingeräumt, daß heute noch nicht das gesammte Zeitungswesen durchgehends entartet ist, doch sei darauf hingewiesen, daß die alten Zeitungsverhältnisse in einem Uebergange zu den neuen, hier gewiß in der Hauptsache richtig gezeichneten, sich befinden. Die neue Weise ist im Fortschreiten; von den alten Formen steht heute noch vieles, aber dieses ist im Untergange.

Alles Lebenskräftige besitzt Wirkungsmacht nach entgegengesetzten Seiten; durch seine Entwicklung wird bedingt, ob zum Segen, ob zum Unheil es ausschlägt. Fast scheint die Geschichte die Erfahrung zu enthalten, daß alle großen, mächtigen Kräfte und Mittel, welche die Menschheit neu gewinnt, zu allererst ihre möglichen nachtheiligen Wirkungen in ausgedehntem Umfange äußern. Sie werfen anfangs starke Schatten. Ihre nachtheilige Wirkungsmacht muß sich erst erschöpft haben, ehe der Mensch den rechten Gebrauch von ihnen zu machen erlernt und sie als Hebel zu seinem schnelleren Fortschreiten anzuwenden versteht. Mit der periodischen Presse, die im Grunde für das Leben der Menschheit noch eine sehr junge Erscheinung ist, dürfte es sich nicht anders verhalten. Sie soll eine Aeußerung des freien Geistes sein. Sie ist

lienjournal, welches, was einer dem andern geschrieben hatte, allen Verwandten mittheile, für einander zu veranstalten. Ein — Zeichen der Zeit und ein Beweis, wie der Sinn sich wendet, ist, daß in unsern Tagen sogar Schüler Zeitungen für ihre Mitschüler machen. Mir liegt eine solche von einem 14- oder 15jährigen Schüler („Leipziger Journal", ein oder zwei geschriebene Quartblätter, gar nicht ungeschickt gemacht) vor. Wo wäre vor einigen Jahrzehnten an eine solche Erscheinung zu denken gewesen!

eine Waffe, mit welcher die Vernunft alles niederschmettern kann. Indeß, die vorhandenen Gewalten haben sie sogleich ergriffen und bemühen sich, seitdem sie inne geworden sind, wie nichts gegen sie mit Verboten, d. h. Verneinungen auszurichten ist, ihre Wirkung zu verkehren und für sich den Nutzen, den sie schaffen kann, auszubeuten. Die verblassende Kirche, des Mittelalters entgeistete Macht, hatte geraume Zeit nur Verfolgung der Presse zur Losung und hat bis jetzt erst spärlichen Gebrauch von ihr gemacht, ohne der Verfolgung zu entsagen. Der Staat, dessen Gebäude das Werk der letztvergangenen Jahrhunderte ist, hat, seitdem er morsch und hinfällig wird, nachdem ihm die Einsicht dämmerte, daß er am Einstürzen sei und ein Neubau ihn ersetzen werde, nicht auf nutzlose Verbote, auf bloße Abwehr sich beschränkt, sondern ist bald eingegangen auf diese neue Form des Wirkens, um mittelst der Presse eine öffentliche Meinung zu schaffen, vermöge deren sein Bau noch eine Weile aushalte. Die Geburt der Neuzeit endlich, die Finanz, hat mit jugendlichem Unternehmungseifer zugegriffen und betreibt ihre Zwecke mit der Presse, die sie sich unterwürfig macht. Wundern darf es uns demnach nicht, wenn zuerst die schlimmen Seiten der Presse zu Tage kommen, wenn uns die ungeheure Gewalt der Presse beängstigt, indem wir sie solcher Führung anheimgegeben sehen.

Siegen aber über das Wesen der Schriftstellerei wird schließlich weder das Eine, noch das Andere. Niedergehalten wird dieses eine Spanne Zeit: aber die Natur der Sache wird endlich doch den Ausschlag geben und dann die periodische Presse ihren vollen Segen ausströmen. Die zum Besserwerden hinführende Entwicklung hat zur Voraussetzung, daß begriffen worden ist, woher das Schlimme rührt, daß man dann das Schädliche, welches sich angesetzt hat, abstreift und den Mißbrauch erschwert. Richtig kennen lernen, befangende Irrtümer aufdecken führt hin zu des Verderblichen Entfernung.

Sei zum Schluß noch eine Muthmaßung über die Zukunft des Zeitungswesens vergönnt. Zwei Veränderungen stehen ihm bevor.

Zu der einen Wandlung ist jetzt erst ein schwacher Ansatz

genommen, auch die andere ist noch in ihren Anfängen. Die erste ist das Aufkommen mehrsprachiger internationaler Zeitungen. Vorläufer waren die „illustrirten Zeitungen" in London, Paris und Leipzig, die ihre Aufsätze und ihre Zeichnungen sich gegenseitig zur Verfügung stellten, so daß jede nur zu einem Drittel neu zu sein nothwendig hatte. Wird ein fremder Holzschnitt benutzt, so übersetzt oder bearbeitet ein Gehülfe der Zeitung den zu ihm geschriebenen Aufsatz. In Amsterdam, Kopenhagen, Petersburg, Florenz, Madrid erschienen ebenfalls „illustrirte Zeitungen", welche beinahe ihren ganzen Inhalt den drei Genannten entnehmen sollen. Schon sind mehrsprachige Blätter im Werke. Ein solches geht von Frankreich aus und ein Franzose lebt (1866) schon seit einiger Zeit in Dresden, der für den deutschen Theil sorgen soll. Von deutscher Seite ist mir bisher (1866) nur das deutsch, französisch und englisch zugleich erscheinende Blatt des sächsischen stenografischen Instituts in Dresden „Die Warte, The Sentinel, Le Phare" bekannt, welches Dr. Zeibig schon in's zweite Jahr mit gewohnter Tüchtigkeit besorgt, und eine mit Bildern geschmückte Musterzeitung für Weiber, der seit 1855 in Berlin erscheinende „Bazar", welcher nach und nach zugleich in einer französischen Ausgabe (La Mode illustrée), einer englischen (The english womans domestic magazine) und einer spanischen (La Moda elegante illustrada) herauskommt und großen Absatzes in allen vier Ländern sich erfreut. Hier bilden freilich die Bilder, überall die nämlichen, die Hauptsache. Größere Unternehmungen dieser Art werden sicher folgen, doch wird diese Entwicklung sehr langsam vor sich gehen, während die andere, die auf der Telegrafie fußt, rasch eine Umwälzung im Zeitungswesen herbeiführen dürfte.

In einiger Zeit werden, wenn sich inzwischen nicht vieles ändert, die Telegrammanstalten die Presse beherrschen. Vergegenwärtigen wir uns die gemachten Erfahrungen. Zuerst wurde äußerst Weniges telegrafirt. Nur der Kaufmann oder eine Regierung setzte die Kosten daran. Bald nahmen die Telegramme an Zahl und Umfang zu. Jetzt (1866) bringen die Blätter mitunter schon Telegramme von 30—40 Zeilen; in Nordamerika

und England haben sie bereits lange Reden wirklich auf Grund von Telegrammen gebracht. Die im Februar 1873 in London gehaltene Thronrede, 858 Wörter, wurde nach Birmingham, Manchester und Liverpool in $7^1/_2$ Minuten, nach Glasgow in 13 Minuten, nach Dublin in $2^1/_2$ Stunde telegrafirt. Das Blatt des New-York Herald vom 2. Mai 1873 soll mit Zutelegrafirtem 15 Spalten gefüllt haben: vier Berichte über die Eröffnung der wiener Weltausstellung empfing es als Telegramme; dafür wurden auch 198,400 Abdrücke verkauft. John Bright's am 22. Oktober 1873 in Birmingham gehaltene Rede und ein Bericht des Vorgangs wurde an fast sämmtliche größere englische Zeitungen telegrafirt; eine Zeitung soll am Morgen des 23ten gegen 12,000 telegrafirte Wörter vorgelegt haben. Im Jahre 1874 hat die englische Telegrafenverwaltung den Zeitungen einen ganzen Draht für die Nacht, in welcher aus der Stadt nicht viel aufgegeben wird, (von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens) zum beliebigen Gebrauch gegen eine mäßige Entschädigung (500 Pfund) im Jahre zur Verfügung gestellt. Ein Draht befördert in 12 Stunden ungefähr 15000 Wörter. Ende Januar 1874 standen 15 Drähte in London auf diese Weise zur Verfügung 12 englischen Zeitungen. Die Besitzer der Times mietheten darauf auch in Paris um 100,000 Franken einen Draht von 9 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, der in dem Zimmer des Herausgebers endet.

Bei uns Deutschen geht es langsamer. Die Kölner Zeitung hat indeß angefangen, darin nachzueifern. Anfang 1865 wurde auch in andere Zeitungen des Königs von Preußen Eröffnungsrede an seine Stände in ein paar hundert Zeilen telegrafirt. Schon telegrafirt man Nachrichten, wie an die Breslauer Zeitung aus Berlin vom 13. Januar 1865: „Die Fraktionen der Fortschrittspartei hielten gestern eine gesellige Zusammenkunft ohne Berathung.“ Kann man mit Unbedeutenderem die elektrische Batterie beschäftigen? [Am 7. August 1873 las man in den Zeitungen das Telegramm: „Gastein. S. Maj. der Kaiser hat das erste Bad genommen und eine Morgenpromenade auf dem Kaiserwege gemacht.“] Wie lange wird es währen, und unsere Telegrammanstalten werden weit über ihren gegenwärtigen Zuschnitt hinaus-

gehen, werden umständliche Berichte sowie ganze Aufsätze verbreiten. Ein und derselbe „Leiter" wird dann durch das Drahtnetz fliegen und gleichzeitig an allen Hauptorten gedruckt erscheinen, überall in der gebildeten Welt gelesen werden. Die Macht, welche alsdann diese Hauptbereitungsstätten des Zeitungsstoffes beeinflußt, wird Herrscherin über die öffentliche Meinung Deutschlands und Europas sein.

XI.

1873.*

„Uebertreibung" — so wird das Urtheil nicht weniger Leser über das hier entrollte Bild der deutschen Tagespresse lauten und zwar nicht blos derjenigen, welche einen Antrieb haben den eingetretenen Zustand zu verhüllen, sondern auch solcher, welche bisher nicht inne geworden sind, wie sehr sie von einem Zuge, dessen bewegende Anstöße ihrem Blicke entzogen sind, fortgerissen und geschoben worden sind, vielmehr meinten, vermöge ihrer Selbstbestimmung gehandelt zu haben. Die beherrschende Macht der Tagespresse über den Sinn der Menschen stellt man sich ohnehin gewöhnlich zu gering vor. Die erste Auflage dieser Schrift war kaum heraus, als sich Ereignisse zutrugen, welche sie in der augenfälligsten Weise an den Tag brachten. Dies will ich, weil es höchst lehrreich ist, klar legen, wiewol ich dabei wider meinen Wunsch politischen Erörterungen nahe zu treten genöthigt bin. In politischen Fragen kommt sie ja aber grade am schnellsten zum Vorschein.

Unglaublich würde lauten, was die letzten Jahre zeigten, hätten wir es nicht erlebt.

Die Preußen und auch Viele außerhalb Preußens glaubten 1866 steif und fest, daß Oesterreich daran sei, über Preußen herzufallen, um ihm Schlesien zu rauben, — weil **so** in vielen Blättern zu lesen war. Das wiener Preßbüreau bemerkte am 24. März, daß die Quelle der „von vielen Blättern kolportirten" Nachrichten über österreichische Rüstungen „keine andere als das berliner Preßbüreau" sei. Dies war freilich nicht ganz richtig, denn auch die auf Oesterreichs Seite stehende „Leipziger Abendpost" enthielt solche Nachrichten und wer konnte wissen, daß ihr Herausgeber emsig alle aus den preußisch gefärbten Blättern aufnahm und neue dazu sich aus den Nägeln sog, in der Absicht, Preußen vom

* Diese Arbeit wurde noch Ende 1873 abgeschlossen; aber nachträglich bis zu ihrem wirklichen Abdrucke ergänzt.

Beginn eines Krieges abzuschrecken (so wenig kannte er die tapfern Preußen!)? Ein schlagendes Beispiel, wie weit blinder Parteieifer fortreißen kann, und zugleich ein Beweis, wie schädlich die Entfernung von der Wahrheit einwirkt, da es nun nahe lag, in den Angaben dieses Blattes eine Bestätigung der Mittheilungen über Oesterreichs Vorbereitungen zu einem Angriffskriege zu erblicken, obschon doch in Wirklichkeit keine solchen getroffen wurden. Es wurde von Vielen sogar die Lächerlichkeit geglaubt, daß man im kleinen Königreiche Sachsen sich anschicke, gen Berlin aufzubrechen — während als um Sachsens Gränzen die preußischen Heeresmassen sich zusammenballten, in Dresden man rathlos saß und sowie sie über Sachsen herfielen, ein Theil der sächsischen Regierung, das Land dem Feinde preisgebend, nach Böhmen mit kaum halb soviel Mannschaft flüchtete, als Sachsen ein paar Jahre später pour le roi de Prusse kämpfen ließ. Merkwürdiger noch ist, daß der einmal gefaßte Wahn, weil ihn die Blätter fortwährend unterhielten, hartnäckig festgehalten wurde, trotzdem die Ereignisse handgreiflich ausgewiesen hatten, daß die Preussen bei ihrem Einbruch in Böhmen, welches von österreichischen Truppen wimmeln sollte, nur auf eine schwache Heeresabtheilung stießen, die sie rasch aufrollten, und daß damals in Böhmen eben erst zu Aushebungen geschritten wurde, welche die Ankunft der Preußen unterbrach, daß das österreichische Heer sich erst in Mähren sammelte und weder in genügender Stärke noch mit hinlänglicher Ausrüstung den Preußen entgegenzog. Diese Thatsachen machten gar keinen Eindruck. Als einige Zeit darnach ein gelehrter Freund aus Preußen mich besuchte und ich bei Tische einige gelegentliche Aeußerungen über die jüngste Vergangenheit fallen ließ, zeigte er sich erstaunt, daß Preußen sich nicht im Falle der Abwehr befunden haben, nicht zum Kriege gezwungen gewesen sein solle, und als ich darauf an einige, wie ich vermeinte, allbekannte Begebenheiten erinnerte, verdeckte der feine Mann seine Ungläubigkeit mit den Worten: „Das höre ich zum erstenmale“. In solchem Grade war es also der Presse gelungen Massen von Thatsachen der Kenntniß ihrer Leser zu entziehen, die wahre Beschaffenheit der Hergänge zu verschleiern und das Volk in Täuschungen zu wiegen, daß selbst einem in einer großen Stadt

lebenden 48ger Demokraten und einem Mann von ungewöhnlichem Scharfsinn wie dem eben Erwähnten Dinge, die sich gewissermaßen vor den Augen begeben hatten, verborgen blieben*.

Beinahe noch stärker offenbarte sich nach Moltke's großen Siegen die ungeheure Gewalt der Zeitungen, das Urtheil der allermeisten Menschen gefangen zu nehmen und ihre gesunde Vernunft zu verwirren, indem sie Worten, die an sich deutlich und sprechend einen unbestrittenen Sinn haben, veränderte, selbst entgegengesetzte Bedeutung unterzuschieben vermochten.

Preußens Sucht nach Eroberungen in Deutschland war schon längst mit dem Vorwande einer „deutschen Mission Preussens" beschönigt und verdeckt. Die Mehrzahl der Zeitungen jubelte nun über die durch Preußen glücklich hergestellte „Einheit Deutschlands." Einheit?! Das leidenschaftliche, aber unklare Verlangen des deutschen Volkes nach Einheit in verkehrter Weise ausbeutend erhoben sie Triumpfgeschrei, als sei es nunmehr endlich befriedigt, Dichter stimmten ihre Harfen und die Allermeisten glaubten in ihrer Einfalt danach, ihr alter Herzenswunsch sei in Erfüllung gegangen, freuten sich der Unheilsthat. Was war 1866 wirklich vorgegangen? Die Zersprengung Deutschlands, die Zerreißung des uralten Zusammenhanges der deutschen Nation, die Lostrennung eines Drittheils, welches hinfort nicht mehr zum Verbande der deutschen Stämme gehören sollte. Spaltung sollte Einheit sein! Der wahre Sachverhalt ist: Preussen machte eine große Eroberung in Deutschland. Indem es seiner Hand ein Gebiet fast von der Größe des eigenen Umfangs unterwarf, ließ das Gewonnene sich schwerlich ganz nach der Art früherer Eroberungen aneignen und in Berlin besaßen die gebietenden Männer so viele Klugheit und Mäßigung, daß sie selbst nicht die volle, unbeschränkte Gewalt ergriffen, sondern

* Die Richtigkeit der großdeutschen Behauptungen über die Beschaffenheit der Hergänge zur Zeit derselben wird übrigens vollständig bewiesen durch den Abdruck der Berichte des französischen Gesandten zu Berlin Grafen Benedetti aus der ersten Hälfte des Jahres 1866 (Benedetti, Ma mission en Prusse). Mit den gewöhnlichen Mitteln der Berückung wurde dieses Buch bei seinem Erscheinen als inhaltsleer, unbedeutend u. s. w. ausgegeben — und dadurch die Lesewelt abgehalten, sich mit ihm ernstlich zu beschäftigen.

milder einen ansprechenden Schein suchten und für das abhängig Gemachte die Form eines Bundes ergriffen, in welchem sie den bestimmenden Willen besaßen. Vorstaat (Hegemonie) und Gleichberechtigung der Staaten schließen sich nothwendig aus. Die angegliederten Bundesstaaten wurden in Wahrheit Vasallenstaaten Preußens, Socii romani oder doch wenig mehr, ihre Staatsbürger Preußen zweiter Ordnung. Einigen Einfluß räumte ihnen allerdings die Nordbunds- sowie die neue Reichs-Verfassung ein, allein diese ist, beinahe wie die alte Verfassung des römischen Reichs deutscher Nation, eine Ungeheuerlichkeit, muthmaßlich bloße Uebergangsform. Preußische Gesetze und Einrichtungen mit einigen Abänderungen, die sie mitunter wol besser gestalten, über die abhängigen Staaten zu erstrecken, dazu dient sie und bereitet somit die völlige Verschmelzung für eine spätere Zeit vor. Aus Kleindeutschland kann nur Großpreußen werden. Wo in dieser neuen Ordnung der Dinge Preußen seinen Willen einsetzt, bleibt alles Andere Nebensache. Und so vollzieht sich das Aufgehen eines bedeutenden Theiles von Deutschland, während man die Redensart vom Aufgehen Preußens in Deutschland zu lesen bekommt. Die Schlagwörter: „deutsche Reichsregierung", „deutscher Reichstag" verleihen ein anderes Aussehen und einzig mit diesem beschäftigten sich die Zeitungen. Mit dem täuschenden Bilde vorgespiegelter Fortschritte verbreiteten sie falsche Vorstellungen und an des Volkes starkes Einheitsbedürfniß, welches die Fürsten zu befriedigen nicht verstanden hatten, sich richtend gehen sie unter dem Schilde der „Deutschen Einheit" auf Verpreußung los, untergraben, um alles in einen gleichen Zuschnitt d. h. auf den preußischen Fuß zu bringen, die bestehenden abweichenden, eigentümlichen, vielfach vorzüglicheren Verhältnisse der kleinern Staaten des Bundes. Schon während des Krieges von 1866 hatten manche Blätter der Mittelstaaten den preußischen Siegen vorgearbeitet und Landesverrath begünstigt. Mit welcher Frechheit dies geschah, dafür sei nur (denn ich will von Sachsen nicht sprechen) daran erinnert, daß als die Mecklenburger Nürnberg besetzt hatten, ein dortiges Blatt dem Feinde die Namen derjenigen Münchner angab, die Ursache hätten, sich vor den Preußen in die Schweiz zu flüchten. — Die jetzt soviel

gepriesene „Einheit“ besteht darin, daß der größere Theil der Deutschen einen Oberherrn über ihren Fürsten bekommen hat. Eine zusammengequetschte Einheit von Zweidrittheilen des zertrümmerten alten Bundes ist sie.

Zwei Drittheile des früheren deutschen Bundes sind von einem strafferen, sie von dem übrigen Drittel abtrennenden Bande umschlungen; ob aber die innere Einigkeit in dem neuen Reiche viel größer geworden ist? Ich zweifle. Erfolg hat allerdings Massen nachgezogen, die vordem zur besiegten Partei sich gehalten hatten und Mancher fügt sich heute und thut mit, weil er, zu dicht an den Gegenständen, wo in sein Auge nur das Allernächste fällt, des weiteren Umblickes entbehrt und in seiner Kurzsichtigkeit vermeint, der nun eingetretene Gang sei einmal unabänderlich, es gebe keinen andern mehr; allein der Denker soll von der Oberfläche sich nicht täuschen lassen. Schon jenes ängstliche Bemühen der Nationalliberalen jedwede gegnerische Stimme zu ersticken, das beständige Vorgeben ihrer Blätter, grade so wie sie sprechen, denke und fühle das gesammte Volk, bis auf ein paar verkehrte oder schlechte Leute, ist geeignet stutzig zu machen. Die innere Zerrissenheit ist immer noch vorhanden, heute vielleicht größer und schlimmer als vor 1866.

Die in den Zeitungen das große Wort führende Partei der Sieger erhob gewaltigen Jubel über die nunmehr gewonnene Größe Deutschlands, seine ruhmvolle Stellung und sein erhöhtes Ansehn im Auslande. Nationalliberale Redner und Blätter priesen den Ausgang des Jahres 1866 als eine Stärkung der deutschen Macht. Wie? Konnte denn überhaupt aus dem Bruderkriege von 1866, aus Sadowa's blutgetränkter Wahlstatt, aus der Niederwerfung einer deutschen Macht die Erhöhung der deutschen Stärke hervorgehen? Mit welchem Länderzuwachs war da Deutschland größer gemacht? welche neuen Machtmittel waren ihm erworben worden? Diejenigen welche in der Folge eingesetzt werden konnten, waren 1866 bereits vorhanden. Die Welt hatte nur gesehen, daß das preußische Heer weit stärker wuchtet, als sie bis dahin gemeint hatte; sie lernte nur, daß wenn Machthaber ein halbes Volk in Waffen bringen, wenn sie rücksichtslos auf Kosten der Freiheit, auf Kosten des Wohlbehagens der Men-

schen, stramm deren ganze Kraft zusammenraffen und an den Kampf auf einen Wurf setzen, ausschlagende Erfolge rasch erreicht werden können. Brauchte man *diese* Lehre erst zu bekommen? Ahmen die andern Völker das von Preußen gegebene Beispiel nach, so stehen die Machtverhältnisse wie vordem. Bietet Rußland auch alle seine Mannen auf, wie zahlreich werden alsdann seine Heere sein? Preußens Heersystem ist es, welches dem ganzen Festlande von Europa Bewaffnung und Kriegslast während des Friedens aufnöthigt. Es ist darin vorangegangen, die andern Staaten haben ihm nachfolgen müssen, um nach Möglichkeit sich zu sichern und — dann schreit man wieder in Berlin: *wir* müssen mehr rüsten, denn um uns herum hat sich alles gerüstet. Seit 1866 gibt es nur „*bewaffneten* Frieden"!

Das Gegentheil ist eingetreten. Durch das Jahr 1866 ist Deutschland *schwächer* geworden, denn Oesterreich ist aus ihm herausgerissen. Es ist auf diese Weise stärker geworden, wie damals als die Schweiz sich losriß, um ihre eigenen Wege zu wandeln, wie damals als die Niederlande sich abtrennten, um weiter nichts mit dem Reiche gemein zu haben! Jeder Knabe, sollte man meinen, müßte begreifen, was das heißt.

Ich blos sage so, ich, den man einen verbissenen Großdeutschen und verschrobenen Fantasten schalt, wird vielleicht irgend einer von meinen Lesern achselzuckend einhalten und damit die Sache abgethan zu haben glauben. Aber nein, *ein König von Preußen hat so gesagt*. König Friedrich Wilhelm IV. hat in seinen erst 1872 bekannt gewordenen Briefen, die ihm zur Ehre gereichen, an Dahlmann geschrieben, in *zwei* Briefen, in dem einen am 4. Mai 1848: „Nehmen Sie eine Karte Deutschlands vor, malen Sie die kaiserlichen Erblande schwarz und sehen Sie sich dann das Bild recht aufmerksam an". Wenn er (Friedrich Wilhelm) die Reichskrone annehmen müsse, werde es geschehen: „*mit gebrochenem Herzen, denn mein Reich wird der Rumpf Teutschlands* sein — nicht mehr geeignet Teutschlands von Gott ihm gestellter Aufgabe zu genügen," und am 15. Mai: „Ich will nicht über einen Rumpf herrschen, Teutschland ohne die österreichischen Erbstaaten ist aber ein Rumpf — Setzen Sie ihm mich als Haupt, so schlagen Sie mit derselben That zugleich

dem restaurirten Körper das rechte Bein und den rechten Arm mit seinen Verbindungsstücken ab"!

So schrieb ein König von Preußen und bekräftigte sein Wort durch seine nachherige That! Es ist wirklich die volle Wahrheit. Das was er mit Entrüstung verwarf, ist vollbracht worden und der Haufe der Thoren hatte dafür den Aufschrei der Freude. Stöhnt dann solch' ein Kurzsichtiger über die ungeheuere Militärlast, ei, so sollte er doch bedenken, daß man in diesem neuen Reiche nur mit schwerer Rüstung angethan arbeiten kann. Sprach doch auch ein preußischer Minister am Reichstage aus, daß das Errungene 50 Jahre vertheidigt werden müsse, und ein preußischer Feldherr (Voigts-Rhetz), daß das Reich „nicht stark genug" sei, „um schon eine Niederlage zu ertragen". Gewiß, diese klugen Männer hatten Recht.

Der Schlag, der das deutsche Volk 1866 getroffen hat, war ein furchtbarer, einer der schlimmsten in seiner ganzen Geschichte. Auf den Verlust der deutschen Stellung in Italien will ich nicht einmal Werth legen. In Osten mengen sich die Stämme, da ist der Deutsche noch nicht allerwärts in der Ueberzahl (auch in Posen nicht!), aber täglich macht er Fortschritte. **Da** liegt das Feld seiner Ausbreitung, seiner allmälichen Verstärkung, einer reichen Entwickelung. Als der Kronprinz von Preußen die Höhen von Chlum einnahm, ging es verloren. Sowie Oesterreichs deutsche Stellung vernichtet war, war auch die vorwiegende Bedeutung des Deutschtums in Oesterreich zu Grunde gerichtet, war nicht blos dem Staate Oesterreich, sondern überhaupt den Deutschen im Osten die schwerste Niederlage beigebracht und mit einem Schlage mußte sich dort alles ändern: es ist dies lange vorher von Großdeutschen verkündet worden und kam denn jetzt. Nachdem Oesterreichs stattliche Verbindung mit dem übrigen Deutschland zerhauen war, gewann das Stammbewußtsein der nicht deutschen Stämme erhöhte Berechtigung. Man zählte die Köpfe im Kaiserreich und der Nichtdeutschen gab es mehr als der Deutschen. Von nun an loderte das innere Zerwürfniß heftig empor. Die niedergeschlagenen Deutschen Oesterreichs zeigten sich kleinmüthig und nachgiebig, die Nationalitäten, wie man sich ausdrückt, richteten ihre Anstrengungen wider sie. In Gallizien wie in Ungarn

wurden die Deutschen nahezu verdrängt, ihr Einfluß wenigstens gebrochen, die Sachsen in Siebenbürgen, die Jahrhunderte der magyarischen Uebergriffe sich glücklich erwehrt hatten, verloren ihre alten Rechte, müssen den ungarischen Reichstag beschicken und von ihm Gesetze nehmen. Die Ungarn wurden das führende, das entscheidende Volk. Ein Magyar ist gegenwärtig Hauptminister Oesterreichs und der in eines Deutschen Munde schwer richtig zu bezeichnende Wunsch, Oesterreich möge seinen Schwerpunkt in Pest haben, ist richtig in Erfüllung gegangen.

Wie die Dinge nun liegen, treibt Oesterreich seinem Untergange zu. Sollte aber ein Preuße oder Nationalvereinler hoffen, Preußen werde in die volle Erbschaft treten, dürfte er sich bitter täuschen. Vielleicht kommen die vormaligen Bundesländer dereinst an Preußen, etwa gegen Abtretungen bis zur Weichsel, welche die Russen begehren, begehren müssen. Gallizien und Ungarn aber werden viel eher Rußland verfallen als an Preußen kommen. Verblendet haben Ungarn nicht eingesehen, daß sie nur die Wahl vor sich haben, entweder den Deutschen sich anzuschließen oder des Zaren Unterthanen zu werden. Wenn einst am adriatischen Meere Preußen und Rußland aneinanderstoßen werden, dann wird ihre Freundschaft sich lösen.

Denn was Preußen 1866 vollbracht hat, das vollführte es mit stiller russischer Unterstützung nach einem blos mündlichen Abkommen, welches an Rußland, wie versichert wird, Konstantinopel preisgegeben hat. So erfuhr ich 1866, als das preußische Heer an der Donau stand, von einem Russen, der mich eigens um mir dies zu sagen aufsuchte, und die russische Bedrohung Oesterreichs im Jahre 1870 sowie die den preußischen Siegen nachfolgende Vernichtung des pariser Friedens, welcher das Vorschreiten Rußlands gegen die Türkei zu hindern bestimmt war, scheinen jene Mittheilung zu bestätigen. Wieviel haben über den hochwichtigen Vorgang, der die ganze Frucht eines mehrjährigen harten Krieges gegen Rußland zu Schanden machte, unsere Zeitungen gebracht? Kurz haben sie ihn erwähnt und sind dann glatt über ihn hinweggegangen. Denn hätte man sich näher mit dieser Frage beschäftigt, so würde man sie äußerst störend gefunden haben und nicht in Einklang zu bringen mit den Vorgebungen, in denen

man sich wiegte, und weil die Zeitungen kein Aufhebens machten, spielte sie auch in den Gesprächen keine Rolle. Das Allerwichtigste wird leicht übersehen, wenn die Zeitungen davon schweigen.

Düstere Vorstellungen betreff der Zukunft Deutschlands, ja ganz Europas steigen auf, sobald man die Folgen bedenkt, welche der preußische Sieg von 1866 nach sich ziehen kann. Rußlands Macht unterschätzen nämlich die Meisten in Deutschland, noch weniger beherzigen sie Rußlands reißendes Aufsteigen. Seit des Zaren Alexander II. Großherzigkeit die Sklaverei aufgehoben hat, seit mit Eisenbahnen das weitgestreckte Land rüstig durchzogen wird, ist sie überdies um viel höher anzuschlagen als bisher. Am Ende unsers Jahrhunderts dürfte sie, die bereits Mittelasien auf zwei Seiten umfaßt, in furchtbarer Stärke dastehen. Sowie Rußland Gebieter Asiens sein wird, dürfte es finden, daß Europa kein besonderer Welttheil, sondern Asiens Westseite ist; und wenn ihm Konstantinopel verfallen sollte, nähme es schon die überragende Stellung in Europa ein. Die Gränze Preußens gegen Rußland ist nun leider Deutschlands schwache Seite. Die Karpathen dagegen sind der feste den Nachbar abhaltende Damm. So lange im Süden von diesem Gebirgszug österreichische Truppen stehen, genügt das Drohen Oesterreichs um russische Heere, die in Europa gegen Konstantinopel ziehen, zur Umkehr zu nöthigen, weil sie verloren sein würden, wenn die Oesterreicher sich auf ihre Verbindungslinie stürzten. Kleinasien ist fast unwegsam für ein Heer. Auf der Seeseite beschirmen Konstantinopel Englands Flotten. So lag es, so liegt es kaum noch, seit Oesterreich Schach gegeben ist, seit das mit den Russen verbündete Preußen herrscht. Am Siege des großdeutschen Gedankens, der auch einen starken Wall gegen die anschwellende slawische Macht herzustellen beabsichtigte, hing die Sicherung der europäischen Gesittung. Niemand kennt die Zukunft. Nichtvorherzusehendes kann sich begeben, welches das, was auf der graden Linie der Fortentwicklung steht, bei Seite drückt und andere Bahnen vorzeichnet: so wollen wir uns mit der Hoffnung trösten, daß die schweren Gefahren, welche das 1866 geschaffene Werk heraufzubeschwören angethan ist, bei Zeiten noch werden abgewendet werden, allein nochmals fragen wir, was von der Einsicht oder Ehrlichkeit von Zeitungsschreibern zu halten ist, die mit trunkenem Entzücken an dem Werke von 1866 sich weideten?

Doch solche Betrachtungen führen von unserer Aufgabe zu weit ab. Die Zeitungen redeten auch von gewonnener höherer Freiheit, von großen Fortschritten — das war ebenfalls Dunst.

Vergegenwärtigen wir uns den Gang der allgemeinen Entwickelung während eines längeren Zeitraums und vergleichen wir den Stand am Anfange unseres Jahrhunderts mit dem von 1865, so werden gewiß alle ohne Ausnahme in dem Befunde übereinstimmen, daß eine Verringerung der Fürstenhoheit stattgefunden hat. Mochte zeitweilig entgegen dem Andrange nach Erweiterung der Volksrechte die fürstliche Gewalt nachdrücklichst und anscheinend erfolgreich geltend gemacht worden sein: bald darauf stellte sich dennoch klar heraus, daß sie an Spielraum eingebüßt hatte. Das Monarchische schwächte sich allmälich ab. Von mir ist am Abend des 30. Märzes 1848 in Frankfurt am Main der Ausspruch an Robert Blum gegeben worden, den seine damals aus dem Stegreif gehaltene warme Rede, eine seiner besten, berühmt gemacht hat: „Wie können wir Republik machen, da wir keine Republikaner haben?" aber mit Bestimmtheit behaupte ich auch, daß ein Zug zur Republik in der neueren Entwickelung waltet. Die Wendung der letzten sieben Jahre hat im Gegensatz zu diesem Zeitgeiste die monarchische Gewalt außerordentlich verstärkt* und gleichzeitig Gebilde geschaffen, in welchen

* Man höre die Sprache, welche gegenwärtig geführt wird. Die berliner „Provinzial-Correspondenz" bemerkt im März 1874: „Es ist ein nicht genug anzuschlagender Segen, den das Walten dieses von der allgemeinen Dankbarkeit und Ehrfurcht des Volkes getragenen Herrschers (des Kaisers) gebracht hat, daß ein ernst monarchisches Bewußtsein und Gefühl in den weitesten Volkskreisen wieder zu kräftiger und durchdringender Geltung gelangt ist". Und wie dies verstanden wird, sehen wir aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", welche als Reichensperger und Mallinckrodt sich (im December 1873) gegen die Kirchengesetze erhoben, „den sich darin kundgebenden Mangel jeder Achtung vor der Würde der Krone" rügte, „denn dem erhabenen Träger der Krone jetzt ansinnen die gegebene Sanktion dieser selben Gesetze wieder zurückzuziehen oder die Aufhebung dieser Gesetze gut zu heißen, ist eine der ärgsten Zumuthungen, welche jemals an einen König von Preußen gerichtet worden sind. Daß sie von eigenen Unterthanen ausgehen, daß preußische Männer sich soweit vergessen konnten, an ihren König ein solches Ansinnen zu stellen, be-

eine Ueberwucherung des Monarchischen vorhanden ist. Das stolze, prächtige Frankfurt am Main hat aufgehört, eine freie Stadt zu sein, sank zur preußischen Landstadt, die drei Hansastädte haben einen Herrscher bekommen. Die Bewohner der mittleren Königs- und der Herzogsstaaten sehen nun über sich ihren Landesherrn und dazu noch darüber den Kaiser, zwei Oberhäupter. Sollte diese Zweihäuptigkeit im neunzehnten Jahrhundert Dauer haben? Es sei in's Andenken zurückgerufen, daß der großdeutsche Verfassungsentwurf von 1849 für Deutschland diesen unläugbaren Mißstand vermied.

Nun, so soll es auch nicht bleiben.

Ich erinnere mich nicht, jemals in den Zeitungen gelesen zu haben, was gegen 1866 Nationalvereinler, welche Demokraten zu sich herüber, in ihren Schweif zu ziehen bemüht waren, zu diesen sprachen: „sie müßten doch endlich einsehen, daß es in Deutschland nicht anders werde; weder würden die Fürsten freisinnig werden noch lasse sich mit Zwang etwas gegen sie ausrichten, weil dieser die beiden Großmächte herausfordere; es bleibe somit nichts übrig, als sich auf Preußens Seite zu schlagen und dieses zum Einschreiten zu stacheln, daß es die übrigen Häupter abthue; leichter als jetzt mit 20 Herrschern werde es sein, hinterher mit einem einzigen, übrigen, fertig zu werden. Oesterreich brauche man ja keineswegs aufzugeben, das könne man nachträglich anziehen." Dergleichen Reden übten große Wirkung. Mit ihnen wurden Ueberläufer gefischt. Ob dieser schroffe Republikanismus von Nationalliberalen aufrichtig gemeint oder bloßer Köder war, mag ich weder behaupten noch in Abrede stellen, ist auch gleichgültig, aber dies ist jedenfalls beachtenswerth, daß Niemand aus den Zeitungen von diesen Bestimmungsgründen etwas erfuhr, und es sei dies hervorgehoben, zum Belege, wie unvollständig die Zeitungen unterrichteten.

Wol aber waren die allermeisten Zeitungen eifrig beflissen, Begeisterung für Kaiser Wilhelm und das Haus der Hohenzol-

---

weist, wie weit sich der Ultramontanismus bereits von den Fundamenten unseres Staatslebens entfernt hat — ist ein Hohn, der freilich für die Strafgesetze unerreichbar ist, aber von dem Sittengesetz unserer Zeit verurtheilt wird."

lern zu entzünden und die monarchische Strömung besser in Fluß zu bringen, eine Strömung, die freilich in den Vasallenstaaten an den Landesfürsten nicht selten seitab vorüberläuft. Lithografirte Korrespondenzen und Aufsätze, die dem Preßbüreau entstammten, haben ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß die Blätter eine stärkere monarchische Färbung angenommen haben.

Welch' heftiges Geschrei tobte früher gegen den Bundestag! Und wahrlich mit Recht. Worin unterscheidet sich denn aber die Einrichtung des neuen Bundesrathes vom alten Bundestage? Darin, daß seine Mitglieder die Abstimmung nicht hinausschieben können und daß er nichts beschließen kann, was Preußen nicht will. Sollte der Reichstag sich einmal zu Ungebärdigkeit verirren, so vermöchte des Kaisers Minister ebenso auf den Bundesrath sich zu berufen, wie vor 1866 die deutschen Fürsten sich hinter den Bundestag steckten.

Die Preußenkönige waren stets gebieterische Herren, die von Beschränkungen ihrer Eigenmacht nicht viel hielten. Ihr Geschlecht ist nun über die Deutschen gehoben und was zu vermögen sie sich zutrauen, kann man schon daraus entnehmen, daß ein Ausspruch vom Throne Trauungen vernichtete, welche Offiziere und Gemeine bei Ausbruch des Krieges von 1870 in allen kirchlichen Formen abgeschlossen hatten, womit Ehefrauen zu Kebsen, eheliche Sprossen zu Bastarden herabsanken. Volksvertretung und Presse haben durch ihr Stillschweigen dazu dies bekräftigt. Die alten Kaiser konnten doch nur unehlich Geborene für voll erklären, in melius reformiren, der neue Kaiser kann mehr als sie, er kann, wie wir gesehen, auch in pejus ändern. Daß seine Gnade in einzelnen Fällen solche aufgelöste Ehen wiederum als gültig erklärte, ändert am Sachverhalte in Bezug auf seine von der Tagespresse unangefochten, unerörtert gebliebene Machtvollkommenheit nichts.

An der so oft von den Zeitungen betonten Vermehrung der Freiheit ist auch nichts Wahres. Im Siegestaumel von 1866 und 1870 wurde vielmehr viel Freiheit leichtsinnig preisgegeben. Es mag vielleicht sein (ich getraue mir hierüber kein Urtheil zu), daß die Preußen in den letzten Jahren eine Verbesserung ihrer Zustände erlebten: in den viel weiter vorgeschrittenen Staaten, welche sich unter Preußen beugen mußten, ist jedoch im Gegen-

theil ein sehr bedeutender Rückschritt vorgegangen. Wenn die sogenannte deutsche Einheit in der Form der Unterordnung unter die Hohenzollern zu Stande gebracht wurde, so ergab sich als unausbleibliche Folge, daß die entwickelteren Mittel- und Kleinstaaten dem in politischem Betracht zurückgebliebenen Preußen, das sie bisher durch ihr Beispiel und durch die Berührungen Einzelner mit Einzelnen nach sich gezogen hatten, nunmehr nachfolgen mußten. Das Aufgeben von Freiheiten und von Einrichtungen, welche der preußische Staat noch nicht oder in schlechterem Zuschnitt besaß und die Hohenzollern nicht leiden mögen, verstand sich dann von selbst. Zwar bilden viele Preußen sich ein (Schule und Zeitungen haben sie schon in der Jugend mit dieser Einbildung getränkt), sie seien die Vorgeschrittensten unter den Deutschen und die preußischen Einrichtungen die vorzüglichsten: es ist beides aber keineswegs der Fall, obschon allerdings in dem einen und dem andern Stücke das Preußische den Vorzug in der That verdient.

Nirgends ist namentlich die verkehrte Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Einzelnem höher getrieben als in Preußen. Die deutsche Juristenschule trägt daran Schuld, daß der Mensch beinahe nur als ein Objekt des Staates betrachtet wird, des großen Ungeheuers, das alles verschlingen kann und immer Recht behält. Der Staat ist alles. Die glorreiche Entwickelung Englands hat eine andere Grundlage. Dort gilt zuerst das Recht des einzelnen Menschen und nur so weit und nicht darüber hinaus wird dieser beschränkt, als es für das Ganze unumgänglich nothwendig ist. Der Ausgang der Betrachtungen bleibt, wie die englische Geschichte in vielen Fällen gezeigt hat, die Berechtigung des Menschen. Im Gegensatz hierzu hat Preußen unsere Juristenlehre am schärfsten folgerichtig und schroff durchgeführt und das Volk mittelst des langen Dienens in seinem Heere an's blinde Gehorchen gewöhnt. „Zucht", „Gehorsam" sind beliebte Schlagworte der Preußen. Auf freie Regungen verstehen sie sich schlecht. Als Unordnung erscheinen sie den Meisten. Der Befehl muß von oben kommen. Sie sind der Gegensatz der Schweizer. Versucht es einer gar gegen die Staatswerkzeuge das Gericht anzurufen, so gelangt er vor „Kompetenzkonflikten" oder

vor Bezugnamen auf Weisungen Höherer, die den Beamten decken, höchst selten zu seinem Rechte. Verklagt der Staatsanwalt einen Bürger, so steht er — wiederholt wenigstens haben wir es so geschaut — nachdem ihn das erste Gericht abgewiesen hat, nicht etwa vom Angriff (der ihm nichts kostet) ab, sondern läßt dem von ihm zur Rechenschaft gezogenen Staatsbürger keine Ruhe, so lange er nicht alle möglichen Rechtsgänge erschöpft hat, wobei der Verfolgte, auch wenn er in allen freisprechende Erkenntnisse gewinnt, schwere Einbuße erleidet, für die er keinen Ersatz fordern darf u. s. w. Weder auf dem großen Umfange eines Staats noch in seiner kriegerischen Ueberlegenheit beruht das Glück seiner Einwohner und die Zündnadelkultur ist wahrhaftig kein Ideal.

In jahrzehntelangem Ringen, unter großen Anstrengungen und Kämpfen hatten die südwest- und mitteldeutschen Stämme ihre Verhältnisse und ihr Verfassungswesen ausgebildet. Im viel verschrieenen Kurhessen, auch in Hannover war man in sehr vielen Bezügen Preußen weit voraus. Die Menschen lebten in diesen Ländern glücklicher. Wie hatten früher die Zeitungen gelärmt, wie die ganze deutsche Presse (die preußische mitinbegriffen) getobt und geschäumt, wenn nur ein Paragraf, ein Titelchen ihrer Verfassungen verletzt worden war: 1866 mit dem Eintritte des neuen Zustandes wurde die ganze kurhessische, hannoversche und nassauische Verfassung ohne Sang und Klang begraben. Mit welcher Mannhaftigkeit hatten Kurhessen und Hannoveraner ihre Verfassungen lange vertheidigt, nun war es mit diesen mit einemmale aus, weil sie der preußischen Platz zu machen hatten. Freiheitliche Errungenschaften fielen mit einem Schlage, denn sie mußten mit den preußischen Einrichtungen vertauscht werden. Auch für die Vasallenstaaten war in Einigem ein Zurückschrauben geboten. Muß man doch sogar für die alte Errungenschaft der Schwurgerichte fürchten.

In den 40ger Jahren haben die Zeitungsschreiber mit einem gesunden Gefühle aller derer sich angenommen, gegen welche der Staat seine Angriffe richtete, (selbstverständlich wenn keine gemeinen Vergehen in Frage kamen), und ihnen wenigstens die Theilnahme der öffentlichen Meinung zugewendet. Seit Jahren denken sie nur noch selten daran, viele werfen sogar Steine nach den Gefährdeten.

Ein Militärstaat, in dem der Schulmeister von einem Hungergehalt (im Durchschnitt 149 bis 242 Thaler, je nach den Provinzen, nur in dreien über 200 Thlr.) leben muß, wurde über die anderen deutschen Staaten gesetzt. „Ordre pariren" lautet das Stichwort Preußens. Vom Heere ward König Wilhelm zum Kaiser in Versailles ausgerufen: eine Volksvertretung, die zu solcher Entscheidung nicht gewählt war, deren Vollmachtszeit abgelaufen war, sagte dazu nur: „Amen!" Das Schwert gab die Krone. Die Hohenzollern waren Soldatenkönige, tapfere Heerführer, Eroberer. Selbst der für seine Person geistigen Bestrebungen ergebene große Friedrich war kein Civilisator seiner Unterthanen. Daß Bismarck mit der nationalen Idee operirte, genügte schon unseren Zeitungsschreibern, um sie in Begeisterung zu versetzen.

Nun ist das neue Reich ein Militärstaat geworden, wie Preußen ein solcher ist. Die Mittel- und Kleinstaaten waren keine Militärstaaten!

Diejenigen Zielpunkte, welche die Freiheitspartei in den 40ger Jahren erfaßt hatte, wurden zum Theil fallen gelassen. Den Schleppträgern der herrschenden Gewalt waren sie ungelegen. Welchen Anstoß gab ehedem das Heerwesen! Gewiß erfordert dies in unserer Zeit immer noch eine weise Fürsorge, allein es soll als ein in Folge des mangelhaften Standes unserer Gesittung nothwendiges Uebel gepflegt werden und nicht über das durch die Klugheit gebotene Unerläßliche. Seit 1866 trat es in den Vordergrund und das Nachtheiligste, was den Deutschen widerfahren konnte, die preußische Militärverfassung wurde über sie verhängt. Das ganze Festland wurde davon betroffen, denn alle seine Staaten fanden sich nun genöthigt zum Schutze ihrer Selbstständigkeit ihre gesammte Volkskraft zu bewaffnen und dem gleichen System sich anzubequemen. Die Wortführer der Nationalliberalen hatten es sich zur Aufgabe gesetzt, die preußische Beherrschung, mithin auch das preußische Kriegswesen mundgerecht und lieblich zu machen. Folgerecht traten sie ein für hohe Geldbewilligungen, für große Stärke des Heeres, für lange Dauer des Soldatendienstes, für das Militärstrafgesetzbuch, für Bestimmungen, welche nach der Ansicht der ehemaligen Freiheitspartei wider die

Berechtigung des einzelnen Menschen laufen, oder strengten sich mindestens nicht an, dies alles abzuwenden. Miquel ereiferte sich für Kadettenanstalten. Mochten sie dies immerhin mit ihrem Gewissen vereinbaren, so durften sie doch nicht fortfahren, sich als Fürsprecher des Volkes und als Freiheitsmänner hinzustellen. Die Verehrer Preußens und die Anbeter des Sterns der Hohenzollern haben ebensoviel Recht sich nach ihrer Ueberzeugung zu äußern, als wer das Heil nicht ebenda sucht, aber wenn sie unter falscher Flagge segeln, gereicht ihnen dies zum Vorwurf, denn es verleitet Andere zum Irrtum. Die „Süddeutsche Post" urtheilte mit Fug und Recht: „Kaum ist noch zu einer Zeit das politische Renegatentum in solcher Ausdehnung und Schamlosigkeit aufgetreten, wie heutzutage. Schamlos sagen wir, denn das heutige Renegatentum hat die Stirne zu versichern, was 1848 angestrebt wurde, sei jetzt erfüllt, und sie, die Nationalliberalen, hätten sich in keiner Weise geändert; vielmehr seien die Fürsten und Regierungen, insbesondere das preußische Königtum, liberal geworden"*. Jene haben sich allerdings etwas aber nicht sehr verändert. Schweifwedelei suchten die Zeitungsschreiber in einem falschen Lichte zu zeigen. Die Fortschrittspartei wagt gar, sich demokratisch zu nennen! Die ächte Demokratie hat auch mit ihr nichts zu schaffen.

Die Zeitungen machten nun (bis auf wenige) den Umschlag der Gesinnungen keineswegs bemerklich, sie fuhren vielmehr fort, die alten Bezeichnungen anzuwenden, sprachen von „Liberalen" und von der „Fortschrittspartei", wo ganz andere Benennungen am Platze gewesen wären; sie verschleierten das Widrige und erhielten dadurch das Volk in Täuschung.

---

* Die berliner „Provinzial-Correspondenz" schreibt zum 22. Mai 1874: „die tiefe Bedeutung der alten monarchischen Auffassung, nach welcher die Fürsten den Völkern „„von Gottes Gnaden"" gesetzt sind — ist von keinem Fürsten jemals ernster festgehalten und sichtbarer bethätigt worden, als von unserem jetzigen König. Deshalb war es ihm auch vergönnt, gleichen Schrittes mit der wahrhaft freisinnigen Entwickelung, welcher seine Regierung auf allen Gebieten feste Bahnen geebnet hat, zugleich monarchisches Denken und Fühlen im deutschen Volke wieder mächtig zu beleben und auch das neue deutsche Reich auf festen monarchischen Grundlagen aufzurichten."

Sie glorifizirten einen Reichstag, der zu den allertraurigsten Erscheinungen der parlamentarischen Geschichte gehört hat, eine Ja-sagemaschine, mehr einer Regierungskommission gleichend denn einer Volksvertretung. Sollte es wahr sein, was in einem Blatt der unterdrückten Partei stand, daß der Reichstag die erste Bewilligung für den Bau eines Kadettenschlosses verwarf, daß der Kriegsminister dessenungeachtet es in Lichterfelde erbaute, daß der Vorsitzer des Reichstags, der bekannte Simson, zur Einweihung desselben eingeladen wirklich dazu erschien, so würde man nicht umhin können, eine starke Abweichung der bei den Nationalliberalen und der Mehrheit der Preußen gangbaren Begriffe von Freiheit und Verfassungsmäßigkeit von denen der alten Freiheitspartei im übrigen Deutschland einzugestehen.

Haben wir vorhin bemerkt, daß Regierungsmänner geneigt sind ihrer Staatsidee alles unterzuordnen, so dürfen wir nicht unterlassen auch zu erwähnen, daß die das Volk vertretenden Versammlungen ebenso geneigt sind zu Uebergriffen, daß selbige — und es ist dies ein sehr deutliches Anzeichen für die Unreife unseres Volkes zu voller Freiheit — nicht vor Augen haben, wie sie nur innerhalb eines gewissen begränzten Gebietes, in welchem es auf Willensäußerungen in Staatsangelegenheiten ankommt, und auch auf diesem nur so weit als nicht das Recht der Einzelnen eine Schranke bildet, zu verbindlichen Festsetzungen befugt sind. Während der Reichstag seine Schwäche der Regierung gegenüber jeden sehen ließ*, nahm er übrigens eine ungeheuerliche Omnipotenz in Anspruch, als vermöge seine Mehrheit über alles Mögliche Bestimmungen zu treffen, die für alle Einwohner des neuen Reiches verbindlich seien, und wenn es weder ihm noch dem Ministerium einfällt, etwa die Richtigkeit des pythagoräischen Lehrsatzes in Abrede zu stellen, so ist der Grund wol nur darin zu suchen, daß derselbe von den gebietenden Gesetzgebern selbst für richtig erkannt, auch für unschädlich gehalten wird. Die Leser, die mir hier Uebertreibung vorwerfen, seien gebeten zu überlegen, was im

* Die Taktik der Nationalliberalen war bekanntlich, einige ihrer Mitglieder auf die Rednerbühne zu schicken, die einen freisinnig tönenden Wortschwall losließen, und in ihrer Menge dem zuzustimmen, was der Freiheit zuwider die Regierung verlangte. Die freisinnigen Reden waren für das Volk, dessen Masse den Widerspruch zwischen Wort und That nicht merkte, da die Zeitungen es hierüber nicht aufklärten.

Reichstage schon gesagt und beschlossen worden ist, und wollen sich daran erinnern lassen, daß magdeburger Lehrer den Reichstag sogar angegangen haben, eine allgemein gültige deutsche Rechtschreibung einzuführen. Der Vorwurf der Verkennung desjenigen Bereiches, in welchem Machtvollkommenheit, Beschlußfähigkeit zuständig ist, trifft übrigens keineswegs den Reichstag allein. Während des Druckes dieser Bogen haben die (allerdings auf Oktroirung zurückgehenden) Stände des Königreiches Sachsen bei der Berathung der Einkommensteuer Beschlüsse über Selbstdeklarirungspflicht gefaßt, die, wenn man anders die richtigen Bezeichnungen anwenden darf, mit der schärfsten aristotelischen belegt werden müßten*, ich glaube aber, daß was geschehen ist, gewiß nicht geschehen wäre, wofern die Mitglieder sich über das Maß der Berechtigung des Staates gegenüber dem Einzelnen klar gewesen wären. An bösen Willen ist nicht zu denken. Verwunderlich bleibt, daß grade die rechte Seite dieser Kammern sich beeifert hat, den Kommunisten die Schraube zurecht zu machen, ohne aus dem unbeugsamen Auftreten des weisen Thiers gegen die Einkommensteuer eine Lehre zu ziehen. Volksvertretungen können ebenso gut Despoten sein wie Fürsten. Man schelte nicht blos auf diese, was sehr leicht ist, sondern prüfe auch das Verhalten der vom Volke Erwählten. Daß nicht blos der Menschen Wille, sondern mehr noch die Zeitströmung an vielem Ueblen Schuld trägt, mag man gern glauben, aber dies ist eben das zu bekämpfende Schlimme, daß die Zeitungen nicht nur alles hinnehmen, sondern auch verkehrte Zeitströmungen noch stärker und fortreißender machen.

Politische Jämmerlinge haben im Reichstag viel Geschwätz losgelassen, das wie Freimuth klang, und sobald es galt ihre Redensarten mit ihrer Abstimmung zu bekräftigen, sich selber in's Gesicht geschlagen; sie haben diejenigen niedergebrüllt, welche feste Entschiedenheit für die Sache der Freiheit bewiesen oder sonst ihnen mißfällige Anschauungen vorbrachten. „Schluß der Debatte“

* Ich bemerke, daß der König seine Zustimmung noch nicht gegeben hat, und hoffe, daß er sie verweigern wird. — Ein Schriftsteller, welcher nur das Wort „drakonisch“ auf Bestimmungen einer Gesetz vorlage anwendete, wurde in Sachsen verurtheilt.

ist angenommen worden, wo noch keine Debatte, kein Redekampf, in dem das Für und das Wider ausgesprochen worden wäre, stattgefunden hatte. Mit Recht ruft ein kleines Blatt, der „Dresdener Volksbote": „Das ist kein Verhandeln, das heißt knebeln und in den Bock spannen", und bezeichnet als den Sinn des Getreibes: „Die Minoritäten haben nicht nur zu gehorchen, sie haben zu schweigen". Ueber derartiges Gebahren gingen die großen Zeitungen, die reichsfreundlichen sammt den von diesen zehrenden Blättern, ohne Rüge hinweg und so blieben denn auch in den Augen der Menschen diejenigen als vertrauenswürdige Größen bestehen, denen der Rücken gewendet worden wäre, wenn ihr wirkliches Verhalten klar vor Augen gelegt worden wäre. Die Zeitungen sahen es vielmehr als ihre Aufgabe an, gegen diejenigen zu wettern, die noch zu den alten, wohlüberlegten Freiheitsforderungen sich in Wort und That bekannten.

Die Zeitungen geben vor, wie sie es vorgeredet hören, es sei seit 1866 erfüllt, was das deutsche Volk 1848 erstrebt habe, allein es ist kein wahres Wort daran. Im Gegentheile, wir sind von der Erfüllung weiter ab, als wir es 1865 waren. Schwätzt heute einer noch von „nationaler Wiedergeburt" ohne ein Preuße zu sein, der sein Preußentum höher als sein Deutschtum hält, so ist dies ein Kennzeichen, daß er entweder ein Parteigänger der preußischen Vorherrschaft ist oder ein Mensch ohne eigenes Urtheil in politischen Dingen, der das wiederholt Vorgeredete nachplappert .Beläge zu häufen zum Erweise, daß die Deutschen seit 1866 bis jetzt an Freiheit nicht gewonnen haben, liegt allzuweit vom Zwecke dieser Schrift ab, um aber doch wenigstens noch mit einem Beispiele darzuthun, daß ich nicht leichtsinnig den Zeitungen Schuld gebe, ihre Versicherungen betreff des Gewinns an Freiheit liefen schnurstracks der Wirklichkeit zuwider, will ich erinnern, daß während nicht Worte genug des Unwillens laut wurden, als die Franzosen im Kriege mit Deutschland die bei ihnen sich aufhaltenden Deutschen auswiesen, über die bei uns geschehenen Ausweisungen Deutscher so gut wie gar kein Gerede gemacht, sondern die Ausweisung als selbstverständlich angesehen worden ist und dazu geschwiegen, daß z. B. ein Polizeiamt innerhalb des winzigen Bereiches seiner Aufsicht die fernere Theilnahme an einem anderswo im eigenen Lande erlaubten Vereine bei

Strafe vierwöchentlicher Haft verbot, ja zu zweienmalen die Theilnahme an einem auswärts abzuhaltenden Kongresse „hiesigen Einwohnern“ unter Androhung derselben Strafe verbot, und auch wirklich einen solchen Einwohner, welcher zu dem ersten Kongresse gereist war, einen Monat lang einsperrte.

Wie es geworden ist seit 1866, konnte jeder noch nicht völlig Verblendete am 16. Juni 1873 deutlich erfahren, als im Reichstage Fürst Bismarck, der Meister, auf den die Nationalliberalen andächtig schwören, sich mit dürren Worten in der ihn auszeichnenden Offenheit verbat, von „sogenannten Volksrechten“ zu sprechen, und die Volksvertreter bedeutete, dies seien „Reminiscenzen aus der vergangenen Zeit, die er wol berechtigt sei, deklamatorische Redensarten zu nennen“.

Das war doch so klar und bündig als irgend möglich gesprochen. Soldatischer ist Deutschland geworden seit 1866. Um schon den Sinn der Kinder dahin zu richten kam bereits 1867 eine auffällige Menge von Soldatenspielen auf den Markt, und um Aeltere an das Soldatische besser zu gewöhnen, hielten Vereine der schon in die bürgerliche Thätigkeit zurückgetretenen früheren Kämpfer Aufzüge mit Fahnen. Kasernen müssen die Städte erbauen. Ausschreitungen von Offizieren und Gemeinen, die in den Mittel- und Kleinstaaten früher so gut wie unerhört waren, trugen sich in den letzten Jahren öfter zu; man hört jetzt in ihnen von „Civilisten“ sprechen, was vordem in ihnen auch nicht der Fall war, da die Soldaten nur als Bruchtheil des Volkes betrachtet wurden, und in den Gesuchen um Stellen in Geschäften liest man jetzt, daß Bewerber behufs ihrer Empfehlung sich als „militärfrei“ bezeichnen.

Indeß in den Blättern rauscht es immer noch von Worten der Freude und des Entzückens über die erhebenden Fortschritte seit 1866, tönt der Preis des mächtigen Gedeihens, des gewaltigen Aufschwungs, des erblühten Glückes. Das sprechen viele Gebildete, gleich als wäre es ihre auf eigenen Wahrnehmungen beruhende Erkenntniß, nach. Was die Preußen allein anbelangt, so sind wirklich vielen im Staatsdienste Angestellten durch die Eroberungen von 1866 und 71 nicht unerhebliche Vortheile zugefallen, indem sie in der Reichspost und der Reichstelegrafie in

die höheren, besseren, einflußreicheren Aemter eingeschoben, nach Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen, Nassau, Elsaß und Lothringen als Präsidenten, Richter, Regierungs- und Schulräthe, Gymnasialdirektoren, Oberlehrer u. s. w. geschickt wurden und in ihre leer gewordenen Stellen andere Preußen nachrückten*. Die große Menge, welche wenig in Zeitungen liest, hat auf die Frage, wie sie es findet, eine unzweideutige Antwort gegeben ohne zu reden. Seit 1867 hat eine massenhafte Auswanderung aus dem neuen Reiche begonnen. Noch einmal soviel Menschen als früher, auf anderthalbhunderttausend erheben sich jetzt jährlich aus ihrer Heimath und ziehen über die weite See. Gewiß die meisten mit schwerem Herzen, denn es ist doch ein großer Entschluß, seinem lieben Vaterlande für immer den Rücken zu kehren. Die Undankbaren, die das große Glück des neuen Reiches nicht genießen mögen! Ein preußischer Statistiker hat ausgerechnet, daß unter den im Jahre 1871 aus Preußen Weggezogenen nahezu ein Fünftel** sogenannte „Militärflüchtige" sich befinden. Zwar halte ich diese Angabe für eine starke Uebertreibung, daß indeß die preußische Militärverfassung eine Hauptursache zur Uebersiedelung nach Nordamerika ist, dafür sind mir selber schon früher mehrere Fälle bekannt geworden. Mit jedem, der weil er die Dienstpflicht nicht anerkennt, das Land verläßt, hängen Verwandte zusammen. Die Zeitungen haben auch über die auffallende Zunahme des Auswanderns lange geschwiegen, ihre Höhe nicht mitgetheilt, falsche Angaben ausge-

---

* Im Königreich Sachsen war der Zustand der Finanzen bis zum Umschwung von 1866 überaus blühend, seitdem hat er sich bedenklich verändert. Ueber eine Million jährlicher Bezüge hat dem Reiche überlassen werden müssen und zwei Millionen Thaler müssen jährlich überdies an dasselbe gezahlt werden, außerdem hatte die Bevölkerung die nicht in Steuerlisten verzeichneten Ausgaben, welche die preußische Heeresverfassung mit sich brachte, zu tragen (denn von den Pfennigen, die der Soldat täglich erhält, kann er ja doch nicht leben) dann kommen die Lasten, welche den Städten aufliegen u. s. w., sowie der Abbruch an erwerbender Arbeitsthätigkeit, der mit ihr zusammenhängt. Es geht, soweit es sich um das Staatswesen handelt, seit 1866 rückwärts. Ebenso steht es in Gotha u. s. w.

** 19³/₁₀ %; nach Angabe des Bundeskommissar Rindfleisch, welcher Bestrafung des Versuchs eines Militärflüchtigen auszuwandern beantragt hat, sogar 22 Prozent.

streut und als sie endlich doch einige Rücksicht auf sie nehmen mußten, dies in einer Weise gethan, welche mit dem wahren Sachverhalte wenig gemein hat, indeß läßt sich auch hierauf an dieser Stelle nicht näher eingehen.

Die in der Presse thätigen Nationalliberalen und diejenigen Zeitungsschreiber, deren Geschäft es war, Dunst auszuqualmen und Nebel zu erzeugen, so daß in ihm die Menschen wie halb blind sich irreleiten und willig zu Zielen hinführen ließen, welche sie nimmermehr wollten, diese Verführer des Volkes hatten auch 1866 nach dem Frieden, um dasselbe günstig zu stimmen für die Folgen dieses Krieges, den Anbruch eines neuen, eines goldenen Zeitalters des Friedens angesagt. Mit der alten Zeit sei es zum Abschluß gekommen, nunmehr werde die Heereslast erleichtert werden und mehr dergleichen. Das bethörte Volk glaubte auch wirklich diesen Schwindlern, wiewol es doch den schwerer werdenden Druck empfand. Sagte jemand dagegen, der Prager Frieden trage in seinem Schoße einen Krieg mit Frankreich, so wurde der als ein überspannter, in Einbildungen verstrickter, unverbesserlicher Mensch, auf den man gar nicht hören dürfte, verschrieen. Von den fortgehenden preußischen Rüstungen merkten auch die weisen Thebaner nichts. Eingedenk des Jahres 1813 und eine deutsche Volkserhebung fürchtend wählte sich Napoleon einen Anlaß zum Kriege, bei welchem das deutsche Volk ganz und gar nicht betheiligt war, insofern es sich lediglich um hohenzollerische Hausbelange handelte, einen Streitfall, hinsichtlich dessen jeder Unparteiische d. h. jeder, der sich in die Lage der Franzosen hineinversetzte, einräumen mußte, Frankreich bedürfe in der That eine Sicherstellung dagegen, daß auf seiner anderen Seite, auf dem Throne von Spanien ebenfalls ein Hohenzoller Platz nehme. Wie lange wurde, als es nicht einem Hohenzollern, sondern einem Habsburger galt, im vorigen Jahrhundert um die spanische Erbschaft gekriegt! Und der Habsburger wurde nicht der Erbe des spanischen Thrones. War die Weigerung des Königs von Preußen einem Prinzen seines Hauses die Annahme der spanischen Krone zu verbieten, etwa ein Beweggrund für das Volk, seine Haut zu Markte zu tragen und seine Kinder zu opfern? Nur, wenn sein Oberhaupt schwer beleidigt wurde. War aber diese Forderung an sich für die Person des preußischen

Königs beleidigend? Nach meiner Ansicht keineswegs. Die Majestät steht viel zu erhaben, als daß ihr Träger sich schon verletzt fühlen könnte, wo ein gewöhnlicher Mann ergrimmt. Es gab noch Auswege zur Erhaltung des Friedens, wenn anders der Krieg von 1870 keine Folge des Krieges von 1866 war. Hatte sich ein König von Frankreich, Ludwig Filipp, von der londoner Konferenz nicht auch auflegen lassen, daß sein Sohn, der Herzog von Nemours die ihm angetragene Königsherrschaft über Belgien ausschlagen müsse?

Die Zeitungen hatten das Volk im Glauben erhalten, es lebe in völlig gesichertem Frieden, und schrieen nun, als urplötzlich der Wahn zerriß, hoch auf: Napoleon ist ein Friedensstörer, schrieen: Deutschlands Gränze sei bedroht, das Deutschtum schwebe in Gefahr, es gelte eine große Erhebung wie 1813. Sie faselten von einem „heiligen" Kriege! Ihr Geschrei verfing abermals und das Volk gerieth in Bewegung. Machte es sich doch die große Verschiedenheit von 1813 und 1870 nicht entfernt klar, nicht klar, daß Napoleon keine Eroberung der Rheinlande (aus sehr gewichtigen Gründen*,) sondern nur den Sturz der preußischen Vorherrschaft im Sinne trug, nicht klar, daß heute der Bestand des deutschen Volkes gar nicht in Frage kam wie damals, nicht klar, daß 1813 ein sehr schwieriges und mißliches Unterfangen kühn gewagt werden mußte, jetzt ein sicheres Kriegsspiel gezogen wurde. Die preußische Heereskraft war jetzt groß und stark genug. Die Volkserhebung von 1870 könnte daher beinahe wie ein Zerrbild von

* Eine umständliche Darlegung der Verhältnisse, welche diesen Ausspruch begründen, würde vom Zwecke dieser Schrift abführen, weil er jedoch Manchem allzu unverständlich bleiben möchte, will ich kurz anführen: der Kaiser Napoleon und seine Umgebung hatte erkannt, daß, da Frankreich noch sehr viele erst zu französirende Deutsche umschließt und in seinen Hauptstädten Deutsche massenhaft wohnten (in Paris wol gegen anderthalbhunderttausend, in Lion 30,000 u. s. w.), der Zuschlag der Rheinlande in unserer Zeit, in der ein starkes Bewußtsein des Deutschtums rege ist, nicht nur die Französirung der Lothringer und Elsässer in's Stocken bringen, sondern auch eine höchst bedenkliche deutsche Bewegung in Frankreich selbst zur Folge haben müsse. Der gemeine Franzose schrie wol nach dem Rhein, des Kaisers Absehn aber war auf den französischen Theil Belgiens gerichtet.

der unserer Väter in der Nothzeit von 1813 erscheinen, aber bei der Rede vom „heiligen" Kriege ist's gleichwol geblieben.

Napoleon Buonaparte sagte: „vier feindliche Zeitungen thäten mehr Schaden als hunderttausend Mann im offenen Felde".* Was wir erlebten, beweist daß der Besitz einer Menge von Blättern ein Heer aufwiegt. Bald nach dem Friedensschlusse von 1866 gestand die Neue Preußische (oder Kreuz-) Zeitung: „der geistige Kampf zur Niederwerfung des Hauses Oesterreich geht dem mit dem Schwerte voran und die Erfolge der Gewalt reichen so weit, als die Vorbereitung des geistigen Kampfes gediehen ist; dies heißt, auf den letzten Krieg angewandt: die Erfolge des letzten Krieges haben deshalb an der .... Mainlinie stehen bleiben müssen, weil das Vorschreiten der modernen Ideen, welche Preußen vertritt, noch nicht weiter nach Süddeutschland und Oesterreich zu gediehen ist". Da Preußen weit öfter Bekämpfer als Vorfechter der „modernen Ideen" war, so ändere man getrost den Schlußsatz um in: weil die Zeitungspresse, die Preußen vertritt u. s. w. und man dürfte nicht weit ab vom Richtigen sein.

An schlagenden Beispielen habe ich dargelegt, welche ungeheure Macht die Tagespresse über die Gemüther ausübt. Vermochte sie doch eine die Dinge theilweise auf den Kopf stellende Einbildung herrschend zu machen, wobei noch zu bedenken ist, daß nicht einmal alle Blätter aus einem Horne bliesen, sondern um dies auszurichten schon die weit überwiegende Mehrzahl der Blätter und namentlich die größeren Zeitungen hinreichten, ohngeachtet immer noch eine Anzahl kleiner widerstreitender Blätter vorhanden war, welche die Dinge zeigten, wie sie wirklich waren. Allein diese wurden überschrieen und wirkten nur in engen Kreisen, jene führten das große Wort und redeten den Lesern ihre Einbildungen in den Kopf, brachten eine Trübung des Urtheils, Verduselung zu wege. Sollte jemand gegen diesen Ausspruch sich darauf steifen, es könne eine grundverkehrte Auffassung nicht so allgemeine Beistimmung finden, mein Wort müsse demnach falsch sein, vielmehr sei, was man jetzt glaube und ausschreie, wohl begründet, so sei ihm zweierlei entgegengehalten, erstlich, daß

* Que quatre gazettes hostiles faisaient plus de mal, que cent mille hommes en plate campagne. Histoire secrète du directoire II. 277.

ja immer noch Blätter (also Schriftsteller), die jene landläufig gemachten Redensarten nach wie vor für Unsinn und Lüge halten, die Dinge ebenso ansehen, wie hier geschehen, gegen den Stachel löcken, und wenn in Beziehung hierauf mit nicht geringem Anscheine geltend gemacht würde, daß auf diese Blätter nicht das mindeste Gewicht zu legen sei, weil sie nicht durchgegriffen haben, so wollen wir uns nicht mit dem Satze beruhigen, daß überhaupt der Erfolg keinen Beweis für die Wahrheit und Richtigkeit abgibt, sondern hervorheben, daß beinahe alle größeren Blätter des deutschen Reiches reichsfreundlich (um ein Stichwort zu gebrauchen) arbeiten, fast nur aus kleinen Blättern der Widerspruch tönt, unser Volk aber noch nicht dahin gereift ist, daß jeder seine Zeitung ihrer Parteistellung gemäß sich auswählt, vielmehr bis auf Ausnahmen zu derjenigen greift, welche an seinem Wohnorte die gangbare ist, möge diese immerhin seinen Ansichten nicht entsprechen. Nur politisch Eifrige, deren es nicht viele gibt, halten sich daneben ein Parteiblatt. Der zweite Einwurf richtet sich gegen den, der da meint, ein grober Wahn vermöge nicht lange sich aufrecht zu halten. Wer so spricht kennt die Vergangenheit nicht. Die Geschichte zeigt uns allerdings, daß Wahn nicht ewig währt, aber sie zeigt uns auch, daß die Menschen Jahrhunderte unter der Herrschaft handgreiflicher Vorurtheile gestanden haben, und zwar nicht zu ihrem Segen, sondern zu ihrem Unheil. Die Zeitungen selbst sind bald der Vergessenheit verfallen, jedoch die Wirkungen, welche sie während ihrer Herrschaft zu wege gebracht haben, dauern weiter bestimmend lange fort.

Eine keineswegs unwichtige Wahrnehmung machen wir bei diesem Rückblick, nämlich die, daß die großen Zeitungen eine schwere Uebergewalt über die kleinen Blätter besitzen. Denn in den letzteren waren eine Menge Thatsachen an's Licht gezogen oder in ihrer wirklichen Beschaffenheit dargelegt worden, über welche die großen Zeitungen entweder leichtfüßig hinwegschlüpften oder welche sie ganz verschwiegen oder völlig entstellten. In jenen kleineren waren oft in höchst schlagender Weise die Verdrehungen, Unterschiebungen und Trugschlüsse, von welchen die leitenden Aufsätze der großen Zeitungen wimmelten, blosgelegt, war vieles auf seinen richtigen Ausdruck zurückgeführt, jedoch der Erfolg entsprach

nicht der Wucht ihrer Beweisführungen, sondern nur dem Verhältnisse ihres äußeren Auftretens und der Größe des Blattes. Immerhin mögen sie ihre Leser in deren schon vorhandenen Auffassungen gestärkt und befestigt haben, allein eine Wirkung im Großen vermochten sie nicht zu erzielen. Die Gewebe der Täuschung, welche die großen Zeitungen ausbreiteten, zerrissen sie nicht vor dem Volke, wenn sie auch noch so klar Trug als Trug erwiesen. Auch dies spricht wiederum dafür, daß die geistige Kraft in unserer Gegenwart keineswegs mehr dieselbe Macht ausübt, als in vorangegangenen Tagen. Im Ausland, namentlich in der Schweiz so gut wie in Amerika, selbst in Oesterreich, wo man ja nur große Zeitungen des Nordbundes und Deutschen Reiches hielt, und keine Gelegenheit besaß, an viele in ihnen gegebene Darstellungen den Maßstab der Wirklichkeit zu legen, nahm man alle die Vorstellungen in gutem Glauben auf, welche jene verbreiteten. Die öffentliche Meinung befand sich demnach, soweit es sich um Deutsche handelt, im Inland wie im Ausland unter der Herrschaft der großen Zeitungen.

XII.

Als ob mein Absehen bei der Niederschrift vorstehender Bogen dahin gerichtet gewesen sei, ein erschöpfendes Buch über die gesammte Beschaffenheit des Zeitungswesens vorzulegen, haben mehrere Beurtheiler dies und jenes vermißt und Beiseitlassen wesentlicher Verhältnisse der Tagespresse gerügt. Sie wollten, daß ich alles für dieselbe Wesentliche behandelt hätte und es verdroß sie, daß ich nur einige Seiten besprochen hatte. Wünschenswerth und wichtig wäre ganz ohne Zweifel eine umfassende Darstellung. Ein derartiges Werk möchte ich gern lesen, aber schreiben kann ich es nicht. Welche Vorarbeiten gibt es denn dazu? Da indeß jene Beurtheiler die Ehre mir erwiesen, mein Büchlein zu besprechen, so will ich wenigstens zur Bethätigung meines guten Willens insoweit ihrem Verlangen zu entsprechen suchen, daß ich einige äußere Verhältnisse der Tagespresse zur Kenntniß der ihr Fernstehen-

den an einigen Beispielen bringe. Wer im Zeitungstreiben steht, weiß schon alles, was ich sagen kann, und mehr und besser. Ein solcher überschlage diesen Abschnitt.

Betrachten wir nun näher den Umfang der deutschen Zeitschriftenpresse, über den oben, Seite 83 u. a. nur eine Andeutung, auf die hier verwiesen sei, gegeben wurde.

In dem Deutschland des alten Bundes, welches nun zerschlagen ist, waren 1866 durch die Post 1525 Zeitungen zu beziehen. Von diesen erschienen 30 mehr als einmal am Tage, 55 täglich einmal, 210 in der Woche sechsmal. Die Zahl der wöchentlich einmal herauskommenden betrug 435. Wie ist die Zahl seit diesen wenigen Jahren gestiegen! Gegenwärtig erscheinen auch im deutschen Reiche in französischer Sprache 21 Blätter (darunter 2 in Berlin, je eines in Dresden und Frankfurt am Main) sowie 1 in Wien. In englischer 1 in Frankfurt am Main und 1 in Triest. In italienischer Sprache erscheint im Reiche kein Blatt, wol aber im südlichen Saume Deutschösterreichs eine ganze Anzahl, in Triest 24, in Trient 5, in Görz 2, in Fiume, Pola je eines; in dänischer Sprache keines in Deutschösterreich, aber 5 im deutschen Reiche! Zeitschriften in slawischer Sprache erscheinen im deutschen Reiche 18 polnische, 6 wendische, außerdem 2 littauische, in Deutschösterreich 3 polnische (sämmtlich in Teschen), 94 tschechische, 24 slowenische. Eine griechische erscheint in Triest, eine rumänische in Wien. Für das Jahr 1873 kündigte das berliner Post-Zeitungsamt auch 2 hebräisch verfaßte an, die im Verzeichniß für 1874 fehlen. Sonach würden 211 Zeitungen in andern Zungen in Deutschösterreich und dem deutschen Reiche herauskommen. Die Gesammtzahl der deutschen Blätter in Cisleithanien betrug 1873: 448.

In der Schweiz erschienen 1828 überhaupt 29 eigentliche Zeitungen; in 8 Kantonen bestand noch keine. Mit dem Jahre 1840 begann eine Wucherung von Blättern. Im Jahre 1870 kamen 227 heraus. Unter diesen befanden sich 44 größere, nämlich in der Woche mindestens 6 mal erscheinende, 29 Amtsblätter, 20 bloße Anzeigeblätter, 12 rein wissenschaftliche Zeitschriften, 33 theologische oder erbauliche, 41 für Volks-, Land- und Forstwirthschaft, Handel und Gewerbe, 12 Modezeitungen und 23

Unterhaltungsblätter, fünf Blätter für das Heerwesen und ebensoviele für die Schule. Im Jahre 1873 erschienen in der Schweiz in deutscher Sprache 266 Blätter.

In der neuen Welt sind die Vereinigten Staaten ein Hauptland der deutschen Presse geworden. Erst 1797 erschien in ihnen und zwar in Pennsylvanien zu Reading ein deutsches Blatt, „der Adler." Vor einem herodoteischen Menschenalter, 1840, belief sich die Zahl deutscher Blätter auf 40. Seitdem kam sie in rasches Wachsen. Das Verunglücken der deutschen Umwälzung von 1848 schleuderte viele mit Universitätsbildung ausgerüstete Deutsche über die große See und seit dieser Zeit kräftigte sich das Stammgefühl der dortigen Deutschen. Auf die Ausstellung, welche der Börsenverein der Buchhändler an der Ostermesse 1852 in Leipzig veranstaltete, schickte der neujorker Buchhändler Steiger 79 nordamerikanische Zeitungen, Anzeigeblätter u. s. w. Im Jahre 1872 erschienen in Neujork allein 65, in Pennsilvanien 63, in Oheio 37, in Illinois 29, in Missuri 28, in Wiskonsin 24, in Eiowä und Indiana je 15, in Neujersey 13, in Texas 9, in Kentucky 8, in Kalifornien 7, in Maryländ 6, in Minnesotä 5, in Luisiana, Mitschigän, Tennessi je 4, in Kolumbia 3 deutsche Blätter, in den übrigen Staaten je eines.* Im Jahr 1873 verzeichnete Steiger vierhundert und zweiundsechzig, wobei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß ihm trotz seines Sammeleifers doch noch einige entgingen. In Kanada erschienen außerdem (1872) sechs deutsche Blätter.

Es ist in den Vereinigten Staaten dahin gekommen, daß deutsche Zeitungen ihren Lesern die englischen vollständig ersetzen und es gibt solche, welche über 5000 Abnehmer gewonnen haben. Das Deutsche ist im Fortschreiten. Der Herausgeber der deutschen Zeitung in Saint Louis ist gegenwärtig ein Neger.

Unter jenen 462 Blättern sind einige zugleich in englischer Sprache abgefaßt, tragen wenigstens englischen Titel, und sind

*) Da abweichende Angaben umlaufen, folgte ich derjenigen, welche im „Pfadfinder, Monatsschrift zur Begutachtung deutscher Aus- und Einwanderung. Herausgegeben von Eduard Pelz", Gotha 1873 Heft VIII, S. 252 gegeben wurde. Seitdem erschien E. Steiger's „The periodical literature of the United States of America. New York 1873."

einige besonders verkäufliche Beilageblätter auch als selbstständig gezählt. Ihre Menge besteht aus eigentlichen Zeitungen, Anzeigern, Unterhaltungs- und sogenannten Volks-Blättern, nicht ganz 100 verfolgen andere besondere Zwecke. Die Einrichtung der Zeitungen folgt der englischen und ist wenig ansprechend für uns; übermäßige Größe, sehr schmale Spalten, Ankündigungen zwischen den eigentlichen Zeitungstheil geschoben. Die Unterhaltungsblätter fußen auf Nachdruck. Romane, welche in Deutschland schon aus den Händen der Lesewelt verschwunden oder doch im Verschwinden sind, werden aufgewärmt in Nordamerika und gewinnen abermals Leser. In den Zeitungen verräth sich Gier nach Neuigkeiten, oftmals der Herausgeber grobe Unwissenheit, gar nicht selten hinterwäldliche Roheit. Der Ton widert uns häufig an. Die deutsche Sprache wird manchmal gräulich gemißhandelt. Nicht vertraut mit den deutschen Zuständen und blos nach unseren großen Zeitungen gläubig ihr Urtheil bildend stellten die nordamerikanischen Herausgeber sich auf die Seite der bei uns siegreichen Partei und verhimmelten sie. So brachte z. B. der Buffalo Volksfreund (31. Mai 1871) eine von einem gewissen Hodskins in Neujork gehaltene Rede, in welcher dieser ausrief, die Welt wisse, w a s Deutschland groß gemacht hat, „die Vollendung seiner Regierungsadministration"; seine Größe sei gegründet „auf die Idee der Uebertragung der Sittenreinheit des bürgerlichen Lebens in das öffentliche."

Von den eingeschränkte Ziele verfolgenden Blättern ist eines für Bücheranzeigen bestimmt, 2 beschäftigen sich mit Theater und Musik, 2 mit Handel und Versicherungswesen, 2 mit den Gewerben im allgemeinen, 3 sind für Bierbrauer, 1 für Schuhmacher, 1 für Wein, 3 für Ackerbau bestimmt. Dann gibt es 2 Arbeiterblätter, 1 für Turner, 1 für Schützen; für die Schule und für die Jugend sind ohne bestimmte religiöse Färbung 9 Blätter vorhanden. Den Freidenkern gehören 2, den Juden 4. Die christlichen Kirchen besitzen 61, von denen viele zugleich auf die Jugend berechnet sind. In diesen Ziffern liegt ein sprechendes Zeugniß über den niedern Bildungsgrad der Deutschen Nordamerikas. Wie könnten wir uns wundern, daß in den Vereinigten Staaten keine streng wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache

besteht, sobald wir uns erinnern, daß aus der Mitte der unteren Schichten Deutschlands die Auswanderer hervorgingen, nur vereinzelt einmal ein Mann von hoher Bildung über's Meer mit der Absicht zog, die neue Welt zu seiner neuen Heimath zu machen. Zur Kennzeichnung der theologischen Blätter dient vielleicht folgende ergötzliche Angabe des „Evangelischen Apologeten" (Neu Orleans, 29. April 1871): „Wie es zugeht, daß lutherische Prediger, so bald sie Editoren werden, alle Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit auf einmal verlieren, scheint noch im Unklaren. Wir möchten den lutherischen Editor sehen, der von seinen brüderlichen Kollegen nicht schon Heuchler, Verläumder und Lügner genannt worden ist."

Wie verhält sich die deutsche periodische Presse der Vereinigten Staaten zu deren gesammter periodischen Presse? So bedeutend sie ihrer Zahl nach scheint, so macht sie noch nicht einmal den 17ten Theil derselben aus. Denn Steiger verzeichnete 8110 Nummern. —

Die in niederdeutscher Mundart in Holland und Belgien herauskommenden Blätter lassen wir außer Betracht, obgleich sie wol eigentlich mitgezählt werden sollten.

Das schwere Aufkommen deutscher Zeitungen unter Völkern anderer Sprache ist um so erklärlicher, da die auftauchenden nur ausnahmsweise solchen Umfanges waren, um ihrer Leser Bedürfniß nach Neuigkeiten allseitig zu befriedigen, vielmehr ihre Abnehmer sich immer noch in der Nothwendigkeit befanden, daneben noch ein Blatt in der Landessprache zu halten. Nur im Machtbereiche Oesterreichs und in Kurland, Livland und Estland, vielleicht auch in Petersburg liegt der Fall anders. In Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Slawonien erscheinen noch, nachdem seit Ende 1859 die deutsche Presse rückwärts gegangen ist, 78 (oder 82?) deutsche Blätter (in Pest 13, in Preßburg 4, in Kroatien und Slawonien 4). In Rußland erscheinen gegenwärtig 33 und zwei gleichzeitig in der deutschen und in einer andern Sprache. Von diesen 35 Blättern sind 14 Zeitungen (1 in Moskau, 4 in Petersburg, 9 in Riga, Dorpat, Reval). Wiederholte Versuche, auch in Warschau eine deutsche Zeitung zu halten, scheiterten, ungeachtet großer Opfer. Den letzten machte der Hauslehrer Petzet; sein Blatt ging

1863 ein, als er unter die Leiter der Schlesischen Zeitung nach Breslau berufen wurde. In Petersburg und in Odessa kommt ein theologisches Blatt heraus, in Petersburg auch ein medizinisches. Die Blätter der baltischen Provinzen müssen sich unter dem harten Drucke einer willkürlich gehandhabten Censur bewegen. Durfte doch selbst die Petersburger Zeitung, weil sie Anfälle der deutschfeindlichen Partei zurückgeschlagen hatte, ein halbes Jahr nicht erscheinen.

Vereinzelte Ansiedlungen im Auslande tragen mühsam ein deutsches Blatt. Paris ist von vielleicht anderthalbhunderttausend deutsch Redenden bewohnt, gleichwol gingen hier (wie in London) auftauchende deutsche Zeitungen bald wieder ein. Sie vermochten im Inhalt nicht zu wetteifern mit den englischen und französischen. Im Jahre 1868 bestand in Paris ein deutsches Blatt, ob jetzt noch weiß ich nicht. In London gab es 2, in Belgien 2 (das eine in Brüssel, das andere in Aubet, „die fliegende Taube"), in Luxemburg 5, in Christiania 1, in Italien 2, in Bukarest 2. In Konstantinopel verunglückten mehrere Versuche. Im April 1873 erbot sich daselbst der Phare du Bosphore zur Hälfte in deutscher Sprache zu erscheinen, falls sich eine größere Anzahl von Abnehmern fände, aber es meldeten sich nur zwei Deutsche.

In Tsina wurde zu Hongkong die Herausgabe eines „Omnibus, Blätter für Ernst und Scherz" unternommen, allein die Theilnahme war äußerst gering. Ob die Fortführung gelang, ist mir unbekannt.

In Afrika erschien eine deutsche Zeitung in der Kapstadt.

In Südamerika haben sich 8 deutsche Blätter behauptet: 2 in Argentinien (Buenos Aires), 1 in Tschile (Valparaiso), 5 in Brasilien (in San Leopolde 2, in Porte Alegre und zwar seit 1861, in Rio de Janeiro, wohin ein Blatt aus Petropolis verlegt wurde, und in Joinville); früher gab es auch Blätter in Donja Franziska und in Blumenau (Santa Katharina).

In Australien erschienen 1868 5 deutsche Zeitungen (3 in Melburn, je eine in Adelaide und Sidney), in Neuseeland eine zu Auckland.

Ungefähr anderthalbhundert Blätter gibt es demnach außerhalb des deutschen Reiches, Deutschösterreichs, der Schweiz und

Nordamerikas. Die früher gemachte Veranschlagung der deutschen Blätter auf nahezu fünftausend ist mithin gerechtfertigt.

Bedenke man, welchen Kraftaufwand, welche Bereitwilligkeit das Dargebotene entgegenzunehmen und welche große tägliche Einwirkung dies bedeutet! Erwägt man den Umfang, den eine Zeitung oder Zeitschrift im Jahreslaufe hat, so mag man getrost behaupten, daß der Masse dessen nach, was gedruckt wird, die periodische Presse den jährlich herauskommenden Büchern voransteht. Hinsichtlich des Inhalts keineswegs, jedoch allseitige Prüfung muß auch das Verhältniß der Masse des Gelieferten in Betracht ziehen. Es kommt hinzu, daß Bücher mehr gekauft als gelesen werden. Sie werden den Büchersammlungen einverleibt. Hingegen die Zeitungen werden gleich gelesen und sogleich von mehr als einem. Allerdings bewahrt man höchstens werthvolle Zeitschriften auf, aber zum Ersatze der zerrissenen und weggeworfenen erscheinen am nächsten Tage schon neue und dann abermals neue, und sie greifen ununterbrochen in das Handeln der Menschen ein.

Wer ist im Stande, in diesem Wuste sich zurechtzufinden? Wer könnte sich vermessen, eine Ueberschau zu besitzen, die richtige Würdigung zu treffen?

Um zuvörderst eine Vorstellung von der Größe eines Zeitungsbetriebes zu gewähren sollen die äußeren Verhältnisse der „Neuen freien Presse" in Wien, welche seit dem 1. September 1865 erscheint, vor Augen geführt werden. Ihre Herausgeber haben bei Gelegenheit der großen Ausstellung in Wien im Jahre 1873 eine offene Auskunft über ihr Geschäft in höchst dankenswerther Weise gegeben und ich bin glücklicherweise in Stand gesetzt, mehrere Ergänzungen und weitere Ausführungen hinzuzufügen.

Für die Beschaffung des Inhalts der eigentlichen Zeitung waren an der Neuen freien Presse 1873 40 bis 50 Schriftsteller in mehr oder minder maßgebender Weise thätig. Die Richtung geben zwei Oberleiter (Michael Etienne und Dr. Friedländer, nach des letzteren Tode der erstere allein), aber die Zeitung zerfällt in kleinere Zeitungen für einzelne Seiten des öffentlichen Lebens. In ihr ist enthalten eine Gerichts-, eine Schul-,

eine Gewerbe-, eine landwirthschaftliche, eine Börsen-, Theater-, Sänger-, eine Turnerzeitung, ein Blatt für die Kunst, für Natur- und Völkerkunde, für Bücherbeurtheilungen u. s. w. Für jedes Fach nicht blos (wie bei den gewöhnlichen Zeitungen) für den schöngeistigen Unterhaltungstheil, ist ein besonderer Leiter bestellt, so daß mehr als 20 Herausgeber einzelner Theile mitwirken. Welche Schwierigkeiten dadurch für die Oberleiter täglich, wenn ihnen das Gesetzte vorliegt, entstehen, kann man sich leicht vorstellen, da sie ja doch das Ganze und den feststehenden Umfang der Zeitung im Auge zu behalten haben; sie müssen z. B. überlegen, welcher Aufsatz bei mangelndem Raume für ein späteres Blatt zurückgestellt werden kann u. dgl. Aber grade diese Einrichtung hat gewiß wesentlich dazu beigetragen, dieser Zeitung schnell ein großes und berechtigtes Ansehen zu verschaffen. Sie genügte vielen Bedürfnissen. Die Zahl der wiener Berichterstatter und Mitarbeiter betrug anderthalbhundert, die der auswärtigen gegen zweihundert. In jedem Jahrgange wurden unter dem Striche mehrere Romane von den beliebtesten Schriftstellern, als Auerbach, Spielhagen, Rodenberg u. a. mitgetheilt, die nachher als Bände erschienen, deren Preis allein das Halten der ganzen Zeitung überstieg. Die Bezahlung der Schriftsteller gilt nach dem Maßstabe der gegenwärtigen Verhältnisse als besonders gut. Der Gesammtbetrag der Ausgaben für die geistige Arbeit und das mit dieser unmittelbar Zusammenhängende soll sich auf drittehalbhunderttausend Gulden im Jahre belaufen haben.

Die Verwaltung erheischt die Kräfte von 21 Personen. Sie zerfällt in 3 Zweige. Der eine (unter Herrn Reißer) betrifft die Herstellung des Druckes. Anfänglich als nur 9 Seiten Zeitung und 3 Seiten Ankündigungen täglich zu liefern waren, reichten 15 Setzer, 2 Metteurs en pages (Beaufsichtiger und Anordner des Satzes) und 3 Korrektoren (Berichtiger der Satzfehler) hin; der Durchschnittsverdienst eines Setzers betrug damals in der Woche 15 Gulden. Gegenwärtig sind 22 Seiten Zeitung, 6 Seiten Ankündigungen und wöchentlich 2 oder 3 sogenannte Inseratenbeilagen zu schaffen und dies nimmt 100 bis 150 Personen in Anspruch, darunter 6 Korrektoren, 7 Metteurs en pages, 65 Setzer, 2 Revisoren und Faktoren. Deren Arbeitszeit läuft für das Abendblatt

von 11 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags, für das Morgenblatt von 5 Uhr bis Nachts 1 Uhr. Die Ankündigungen können gemächlicher gesetzt werden, dies geschieht von 7 — 12 und von 2 — 7 Uhr. Die Setzer der Ankündigungen stehen wie Korrektoren und Metteurs in festem Lohne, die der eigentlichen Zeitung werden nach dem Geleisteten bezahlt. Ein besonderer „Controlapparat" berechnet die Zeit, während welcher ein Setzer ohne Manuskript gelassen ist, behufs der Entschädigung für die Arbeitsstockung, die mitunter unvermeidlich ist, da es kein fortlaufendes Manuskript gibt, sondern dieses in einzelnen Stücken, wie eben die Leiter sie abgeben können, geliefert wird. Diese Setzer stehen sich durchschnittlich in der Woche 30 Gulden. Es soll aber auch solche geben, die es bis auf 45 Gulden bringen. Fünfzehnhundert Gulden im Jahre verdient sich nicht jeder Schriftsteller wie bei der Neuen freien Presse ein gewöhnlicher Setzer! Im Jahre 1874 wurde eine Natterslег'sche Setz- und Ablegemaschine angeschafft, mit deren Hülfe ein „halbwegs fleißiger" Arbeiter, wenn ihn die Beschaffenheit des Manuskriptes nicht aufhält, in der Stunde 7—8000 Buchstaben (150, 160 Zeilen) glatten, engen Satzes, und unter Beihülfe eines Andern noch viel mehr setzen kann. Diese Maschine ist ein Eisengestell 3 Fuß im Geviert, 5 hoch. Im untern Theile ist das Tastwerk oder die Klaviatur, ein Viereck von 10 Zoll Länge und 5 Breite, mit 6 Reihen von Drückern; auf jedem steht das betreffende Zeichen; verschiedene Färbunз der Schilder erleichtert den Ueberblick; die gewöhnlichsten Buchstaben sind der Hand am nächsten. Davor sitzt der Arbeiter. Im obern Theile befindet sich der Schriftvorrath in Reihen aufgestellt. Aus dem Eisenschiffe fällt der getroffene Buchstabe durch eine Lucke, gleitet in eine Rinne und sämmtliche Rinnen-Ausgänge lassen ihre Buchstaben oder ihr Zeichen in den Winkelhaken fallen. Ist eine Zeile fertig, so nimmt sie der Setzer heraus. Die Ablegemaschine beruht darauf, daß der nicht mehr zu brauchende Satz verkehrt über eine Fläche mit Einschnitten geführt wird, welche den verschiedenen Erhöhungen der Lettern entsprechen. Wo der Einschnitt zur Buchstabengestalt paßt, sinkt die Letter und fällt in das für diesen Buchstaben bestimmte Behältniß. Da die Maschinen keine

Naterlag

Fehler machen, erfordert die Korrektur weniger Mühe und Zeit.* Der Satz eines Blattes betrug (allerdings die Ausstellungszeitung von 1873 miteinbegriffen) ungefähr 7440 Zeilen und erforderte 240 Zentner Lettern. Er wird, damit in der Spanne Zeit, die für das Drucken übrig bleibt, die erforderliche Zahl Abzüge genommen werden kann, stereotypirt.

Bis vor nicht langer Zeit eignete sich das Stereotypiren nicht für Zeitungen. So lange nämlich der Abklatsch des Satzes mittelst eines Gypsabgusses gewonnen wurde, gehörten zur Anfertigung 24 Stunden; die Zeitung wäre also einen Tag zu spät erschienen. In England ersetzte man deshalb den Gyps durch feuchtes Papier. Die Besitzer der Neuen freien Presse ergriffen dies neue Verfahren und rühmen sich dasselbe vervollkommnet zu haben. Die jetzt verwendeten Druckmaschinen erfordern halbrunde (cylindrische) Stereotypplatten. Der Hergang ist folgender. Sechs Bogen Papier werden durch einen eigens dazu bereiteten Kleister (Paste) zu einer Masse verbunden, hernach angefeuchtet und geschmeidig gemacht, dann auf den in einem eisernen Rahmen eingeschlossenen Satz gelegt; hierauf wird jene Papierlage erst durch starkes Schlagen mit Roßhaarbürsten in die Zwischenräume der Schrift getrieben, sodann unter eine Presse gebracht und endlich noch mit dem Satze auf eine Vorrichtung zum Trocknen gelegt. Nach 5 Minuten kann die dadurch verhärtete Papiermasse abgehoben und als Gußform verwendet werden. Sie wird in eine eiserne, je nach Erforderniß grade oder gebogene Gußflasche gelegt,

---

* Das „Tageblatt" in Wien führte dieselbe Setzmaschine ein. Die Times bedient sich schon einige Zeit einer in Belgien erfundenen Setzmaschine, die nach Aussage eines Zuschauers eine ganz außerordentliche Leistungsfähigkeit besitzt, aber schwierig zu handhaben ist. In Neujork soll schon seit geraumer Zeit eine Setzmaschine in einem Geschäfte gebraucht, aber geheim gehalten werden. 1873 tauchte eine neue auf, welche 5 Arbeiter ersetzte und leicht von jedem gehandhabt werden konnte. Außerdem soll daselbst eine noch vollkommenere Setzmaschine gebraucht werden, welche die Typen jedesmal erst gießt, wobei das Ablegen oder Auseinandernehmen des Satzes nach gemachtem Abzuge wegfällt, welches bekanntlich die Ursache vieler Druckfehler ist, da der Ablegende manchmal die Typen in einen falschen Buchstabenkasten wirft. Der Satz wandert nach dem Gebrauche in den Schmelztiegel, so daß ein beständiges Umgießen stattfindet.

letztere geschlossen und durch ihr Mundloch eine flüssige Mischung von Blei, Zinn, Regulus u. a. gegossen. Nach ein paar Minuten ist das Metall soweit erkaltet, daß es herausgenommen werden kann, der Anguß wird abgesägt, der Rücken gehobelt — binnen 20 Minuten ist alles gethan und die Stereotypform fertig. Das Einathmen der Bleidünste dabei schadet leider der Gesundheit und die dabei beschäftigten Arbeiter werden deshalb besser bezahlt.

Es geht sogleich an's Drucken. Während die größten deutschen Zeitungen sich mit Siglschen Doppelschnellpressen behelfen, welche in der Stunde 1300 Bogen bedrucken, kauften die Besitzer der Neuen freien Presse 1869 zwei Druckmaschinen von H. Marinoni in Paris, welche auf Cylinderdruck beruhen. Gekauft wurden zwei, die eine um zu gehen, die andere für unvorhergesehene Fälle zum Ersatz. Getrieben durch eine liegende Dampfmaschine von 12 Pferdekraft, die zu ihrer Speisung täglich 200 Eimer Wasser und jährlich 5000 Zentner Steinkohle, Kux u. s. w. bedarf, leistete sie in der Stunde bequem die Bedruckung von 8000 Doppelbogen auf beiden Seiten. Nun ließ sich die Auflage in 3 bis 4 Stunden besorgen und Zeit wurde für die Herausgeber gewonnen, die den Schluß des Blattes (d. h. des gelieferten Manuskriptes) um mehrere Stunden hinaus schieben durften. Aber nun vermochten die zum Falzen der gedruckten Bogen angestellten Knaben dem Drucke nicht nachzukommen. Die Herausgeber sannen deshalb darauf Maschinen mit einander zu verbinden, kauften 1872 in Amerika 2 Falzmaschinen und sendeten im selben Jahre den technischen Vorsteher Reißer mit dem Ingenieur Becker nach England und Frankreich aus, um Erfahrungen in den größten Zeitungsanstalten zu sammeln. Beide ersannen weitere Verbesserungen und nach dem „System Reißer-Becker" wurden 1873 die Maschinen verändert, mehrere in Zusammenhang gebracht und damit die Leistungsfähigkeit auf 10—12,000 Großfoliobogen in der Stunde erhöht. Gleichzeitig befinden sich selbstverständlich mehrere Stereotypplatten in der Maschine. In Zeit von 3 Minuten sieht man nun eine Rolle endlosen Papiers als gefalzten, gezählten und gestempelten Zeitungsbogen herabfallen.

Mit der Druckmaschine sind Vorrichtungen zum Auflegen des „endlosen" Papiers verbunden, welches in Walzen von 6 Zentnern Gewicht, in einer Länge von mehr als einer halben Meile um ein dünnes schmiedeeisernes Rohr gewunden, herangebracht wird. Ein Aufzug hebt die Papierrolle in das Walzenlager der Maschine. Diese rollt das Papier auf, zieht es über eine Glättwalze zur Feuchtwalze, die es anfeuchtet. Letztere ist aus Filzscheiben zusammengesetzt, die über ein Wasserbehälter streichen Wasser aufnehmend. Dann hält die Maschine den Papierstreif einen Augenblick an, ein gezahntes Messer durchschneidet ihn. Weiter geht es im Nu über den Druckcylinder. An jeder Seite stehen zwei Falzmaschinen. Die Maschinerie rollt das Papier auf, feuchtet an, schneidet, druckt, falzt, wirft ab, zählt es, schichtet es in Körben auf, kurz, verrichtet alles.

Einen Bestandtheil der Druckerei bildet noch die Walzengiesserei für die Maschinen. Die erwähnte Dampfmaschine steht durch eine Röhre mit den Maschinen der Stereotypie in Verbindung und heizt auch im Winter die in 3 Stockwerken befindlichen Arbeitssäle. Aus dem Kesselhaus führt eine Eisenbahn in das Kohlenmagazin, ein hydraulischer Aufzug schafft aus der Setzerei das Gesetzte in den Stereotypirungsraum und weiter, zuletzt das Gedruckte in den Raum, wo die Versendung eingeleitet wird. Alles ist auf das vorzüglichste eingerichtet.

Die „Administration" hat einen besonderen Leiter (H. Werthner) und zerfällt in zwei Abtheilungen. Die eine beschäftigt sich mit den eintreffenden Ankündigungen. Sie hat für Wien in der innern Stadt (No. 20 der Wollzeile, der Straße der Ausgabe der meisten wiener Zeitungen) eine Annahmestelle und steht in Verbindung mit einer großen Anzahl von Geschäften zur Beförderung von Anzeigen in den Hauptplätzen, in Paris z. B. mit Havas-Lafitte-Büllier. Dieselben Geschäfte nehmen auch Bestellungen auf die Zeitung an. Nur der Vollständigkeit wegen erinnern wir daran, daß in Wien Austräger im Dienste des Geschäftes stehen und außerdem in den Läden „concessionirter Zeitungsverschleißer" die Ausgabe vor sich geht, daß in andern Städten nicht nur durch Buchhändler, sondern auch durch Buchbinder, auf den Bahnhöfen und in Kiosken öffentlicher Plätze die Neue freie Presse zu

erlangen ist. Die Eigentümer dieser Zeitung haben es vortheilhafter gefunden blos für das Ausland der Post sich unmittelbar zu bedienen gleich andern Zeitungsbesitzern, hingegen für das Inland sie nur mittelbar in Anspruch zu nehmen und einen Theil der sonst von dieser geübten Thätigkeit durch ein eigenes Abfertigungsgeschäft besorgen zu lassen. Für dasselbe arbeiten 50 Angestellte. Im Saale des „Postkartirungsbüreaus" befindet sich ein großes Gestell, welches in Fächer mit verschiebbaren Laden eingetheilt ist und überall den Vermerk trägt, in welchen Ort und in welcher Anzahl von Abdrücken die Zeitung zu versenden ist. Die Anordnung ist nach den verschiedenen Richtungen der Eisenbahnen und Posten getroffen. Auf Grund der Abnehmerlisten sind Papierschleifen mit der Zuschrift gedruckt, die hier mit der erforderlichen Ein-Kreuzer-Postmarke versehen und in die entsprechenden Fächer gelegt werden, worauf sie in den gegenüberstehenden Laden der andern Gestellseite hinübergeschoben werden, welcher die gleichen Fachaufschriften zeigt. An dieser Stelle findet eine ziffermäßige Vergleichung statt. Während dessen sind aus der Druckerei Abzüge in die „Expedition" gelangt. Dreißig bis vierzig Mann, deren jeder sein bestimmtes Geschäft verrichtet, legen in ihr die verschiedenen Bogen und Beilagen eines Blattes zusammen, falzen noch einmal, schließen die Blätter nach den inzwischen empfangenen Läden mit den Schleifen, in diese ein, und formiren aus sämmtlichen nach demselben Orte bestimmten ein Packet, worauf der Expeditor noch einmal die Richtigkeit prüft. Mit solcher Genauigkeit wird zu Werke gegangen, daß Beschwerden über Ausbleiben der Zeitung äußerst selten vorgekommen sind, obwol sehr rasch alles geschehen muß, weil gewöhnlich das Morgenblatt erst 2 Uhr Nachts unter die Presse gelangt und um 4 Uhr schon die Ausgabe beginnt. Kariolwagen stehen in dieser Stunde schon bereit, um die in Körbe gelegten Packete zu empfangen und nach den verschiedenen Bahnhöfen zu fahren. Was in's Ausland geht, erfordert diese ganze Vorsorge nicht; sie fällt der Post selbst zu.

Das Tagewerk ist vollbracht, aber die Arbeit stockt nicht. Schon hält die Leiter das nächste Blatt in Athem! Nur genaue

Gliederung der Geschäfte eines Jeden und strenge Ordnung machen das Ausführen zur rechten Zeit möglich.

Den Schlußpunkt bildet die kaufmännische Abtheilung der Verwaltung. Die Buchhaltung unterzieht alle Zweige der Unternehmung der einheitlichen Beaufsichtigung und entwirft allmonatlich Rechnungsübersichten. Sie stellt täglich die Auflage fest und berechnet alles Erforderliche. Anschaffungen, Anstellungen werden von ihr besorgt.

Eine besondere „Materialverwaltung" beschäftigt sich mit Uebernahme, Vertheilung und Verrechnung der verschiedenen Stoffe, welche für die Kanzlei und die äußere Herstellung nöthig sind. Das „Abonnementsbüreau" verbucht die Aufträge und von der „Kasse" werden die Zahlungen geleistet.

Die Zahl sämmtlicher an der Neuen freien Presse Betheiligten beläuft sich auf mehr als ein halbes Tausend Menschen.

Diese Zeitung fand gleich bei ihrem ersten Erscheinen 4000 Abnehmer. So groß war der Ruf und das Geschick ihrer Herausgeber! Und rasch stieg sie, so daß schon nach acht und einem halben Jahre bei Eröffnung der „Weltausstellung" in Wien ihre Auflage 35000 Abzüge betrug. Bei diesem Anlaß ließ sie noch eine „Internationale Ausstellungs-Zeitung" vor den Besuchern der Ausstellung in einem eigenen Gebäude schreiben, setzen und drucken, wofür sie drittehalbmalhunderttausend Gulden auswarf. Bei diesem Stande des Absatzes zahlte sie das Jahr an den Staat ungefähr 241,500 Gulden an Steuern und außerdem 10500 Gulden Briefporto. Erwägt man, daß die Bezahlung der geistigen Arbeit ungefähr diesen beiden Posten zusammen gleicht, so ersieht man, wie hoch die Abgabe ist. Die Druckkosten, betrugen 120,500, Druckpapier (21,600 Zentner) eine halbe Million Gulden, dazu kommt außerdem die Zahlung für 225 Ries Schreib- und 800 Ries Packpapier, 25000 Briefkuwerte, 1000 Federhalter, 12000 Stahlfedern, 2000 Blau-, Roth- und Bleistifte und vieles andere. Die Beleuchtung mit 200 Flammen und die Beheizung kosten zusammen 7500 Gulden, Stallkosten 10000, so daß ohne die nicht mit in Anschlag gebrachte Miethe ein Jahresbetrag von 1,205,000 Gulden aufzubringen ist, wonach der Herstellungsauf-

wand eines Jahrganges über 34 Gulden (die Neue freie Presse selbst gibt nur 30 Gulden an) für ein Blatt ausmachte, während der Abnehmer in Wien bis Ende 1873 nur 18 Gulden dafür zahlte — ein schreiendes Mißverhältniß, desgleichen bei keinem anderen Geschäfte vorkommt. Wir werden später wahrnehmen, wie es ausgeglichen wird.

Die Neue freie Presse hat auch einen anziehenden Aufschluß über die Vertheilung ihres Absatzes gegeben, welcher ihr möglich ist, weil sie die Versendung selbst in Händen hat.

Der zehnte Theil von der Auflage der Neuen freien Presse geht außerhalb der österreichischen Gränze; von den übrigen 9 Zehnteln verbraucht fast die Hälfte Wien und seine Umgebung. In Kärnthen, Krain und Siebenbürgen ist ihr österreichischer Absatz am schwächsten. Die Verhältnisse desselben waren im Ausstellungsgebäude in Gestalt einer von H. Zeiß gearbeiteten Karte zur Anschauung gebracht und dabei auf lehrreiche Weise die Sprachgränzen durch Farben kenntlich gemacht. Aber es konnte blos von der Verbreitung in Oesterreich ein Bild gegeben werden, weil die Postämter des deutschen Reiches keine Auskunft über die Bestimmungsorte des durch sie vermittelten Absatzes gewähren. Von 46 Prozenten der Abnehmer vermochte die Neue freie Presse den Stand anzugeben. Es fielen auf Gastwirthe und Gesellschaften 6%, auf Landwirthe, Handwerker und Kaufleute 17%, auf Beamte und Rechtsgelehrte $12\frac{1}{2}$%, auf Soldaten $5\frac{4}{5}$%, auf Ingenieure 2%, auf Aerzte $1\frac{3}{5}$%, ouf Lehrer 1%, auf Geistliche $\frac{2}{5}$%.

Sollte es einer Bemerkung bedürfen über die Großartigkeit eines solchen Betriebes? Sicherlich hat er mehr Schwierigkeiten zu überwinden, als die meisten großen Geschäfte.

Wesentliches Erforderniß für ein Zeitungsunternehmen ist gegenwärtig der Besitz einer eigenen Druckerei Eine solche liefert billiger als eine fremde, aber die Hauptsache ist, daß einer Zeitung Druckgeschäft gänzlich von dem Herausgeber abhängen muß, nicht vom guten Willen eines Dritten. Denn an der Regelmäßigkeit des Erscheinens ist alles gelegen. Wie glatt alles ablaufe, hin und wieder kommt es doch auch vor, daß z. B. überraschende Nachrichten noch in der letzten Stunde anlangen

und ihretwegen der Herausgeber in den gewohnten Gang eingreifen und verändernde Anordnungen treffen muß, ohne erst eine Erlaubniß dazu einholen zu können. Wie sollen solche Störungen berechnet, dem Druckherrn vergütet werden? Da könnten tausend Verdrießlichkeiten entstehen.

Die Herausgeber der Neuen freien Presse haben freiwillig öffentliche Auskunft ertheilt, allein keinem Zeitungsbesitzer kann man zumuthen, sein Hauptbuch vor der Welt aufzuschlagen. Wir würden also auf muthmaßliche Abschätzungen des Zeitungshaushaltes beschränkt sein, wenn es nicht im Staatseigentum befindliche Zeitungen gäbe, von denen die Regierungen Rechenschaft abzulegen hätten. Um die Verhältnisse einer mittleren Zeitung darzustellen, greifen wir daher zu den über die alte, noch im dreißigjährigen Kriege begründete,* Königliche Leipziger Zeitung" gemachten Angaben. Der Jahrespreis derselben ist 8 Thaler. Davon gehen für Vertrieb von der Reichspost 20% ab, denn soviel zieht diese für ihre Beförderung an die Abnehmer. Den Preis des „für den redaktionellen Theil" verwendeten Papieres schätzt der Herausgeber auf 2—3 Thaler; somit verbleiben nur 4 Thaler für den Aufwand zur Beschaffung des Inhalts, für Satz, Druck und Nebenkosten. Diese Zeitung verkaufte 1859 täglich 6406 Abdrücke und ihr Absatz war im Steigen, bis die Wirkung des Jahres 1866 ihn herabdrückte; 1869 stand er bei 5600, nachher hob er sich wieder etwas; 1868 wie 1873 betrug er in runder Summe 6000. Im Jahre 1868 gewährte diese Zeitung einen Ueberschuß von 19370 Thalern, auf 1873 wurde derselbe veranschlagt zu 16520 Thaler, wobei zu bemerken ist, daß diese Zeitung keine eigene Druckerei besitzt. Im Jahre 1871 kamen ein vom Verkauf an festen Abnehmern 32331 $^2/_3$ Thaler, vom Verkauf einzelner Blätter (es war ein Kriegsjahr) 227 $^1/_2$ Thlr., von eingerückten Anzeigen 57230 Thlr.; die Gesammt-Einnahme betrug 89789 Thlr. 7 Ngr. 7 Pf. Die Ausgaben beliefen sich für Miethzins 1000 Thlr., für Unterhaltungskosten und „insgemein" (d. h. besondere kleine Posten) 1596, für Gehalte, Bewilligungen an die Beamten, Beiträge zu ihren Lebensversicherungen 12910, für

* C. D. von Witzleben, Geschichte der Leipziger Zeitung. Leipzig 1860.

Zeitungen und Hülfsmittel, Porto und Vertriebsbedürfnisse 1450, für Berichte und Telegramme 11775, für Satz, Druck und Korrektur 19945, für Papier 22730, ungerechnet den Beitrag zu den Herstellungskosten der Zeitschrift des statistischen Amtes, zusammen 69411, Gewinn 20378 Thlr. Dieser hat Aussicht zu steigen, weil die Neigung anzuzeigen immer größer wird; zwei Jahre später brachten die Anzeigen schon 66000 Thlr. ein.

Fragen wir, wie das Verhältniß des Aufwands geistiger Arbeit, also des Inhalts, zu den Kosten seiner Vervielfältigung war, so wurden im Jahre 1868 an die 3 Herausgeber 5790 Thaler und für Berichte und Telegramme ungefähr 10000 Thaler gezahlt, für Satz und Druck 24000 (1873:27170), für Papier noch mehr (1873:25000 Thlr.). Ein Verständiger sollte nun wol meinen, daß das richtige Verhältniß erst dann getroffen sein würde, wenn auf die Beschaffung des Inhalts mindestens ebensoviel verwendet worden wäre, als auf dessen Vervielfältigung, daß der große Ueberschuß hierzu in den Stand setzte und daß es bei einer Staatszeitung nicht darauf ankomme, ein einträgliches Geschäft zu machen, sondern ganz vorzügliche geistige Nahrung der Bevölkerung darzureichen und dergestalt mit der Güte des Blattes, mit der von niemand anzuzweifelnden Ausgezeichnetheit des Inhalts der Ausbreitung mittelmäßiger Blätter den Weg zu verlegen. Mit nichten. Leben wir doch in einem Reaktionszeitalter, in welchem derartige Auffassungen vielleicht im Munde geführt, schwerlich bethätigt werden. Denn was geschah im Gegentheile? Ein Landbote von Leipzig, ein maßgebendes Mitglied, auch Vorsteher der Stadtverordneten dieser ihrer Einsicht sich stolz rühmenden Stadt, Herr Näser, gelernter Buchbinder, nunmehriger Bankdirektor, einer von den geltenden Wortführern zweiten Ranges in der Gegenwart, nahm in den ständischen Verhandlungen Anstoß an dem Aufwand für die geistige Arbeit und forderte, den Verbrauch für die 3 Herausgeber in der Folge zu erniedrigen. Ein Volk, in welchem solche Auffassungen Raum erlangen, befindet sich sicher im Rückgange, worauf auch sonst noch Manches hindeutet, insbesondere jenes widrige Eigenlob, welches seit einigen Jahren aus den Aeußerungen der deutschen Zeitungen und der öffentlichen Sprecher fast überall uns entgegen

tönt. Es berauscht und schwächt den Entschluß ab sich anzustrengen.

Das bereits hervorgehobene Umsichgreifen kleiner Orts- und Anzeigeblätter, welche an die Stelle von Zeitungen treten, ist ferner eine beachtenswerthe Erscheinung unserer Tage. Sie erklärt sich hinlänglich daraus, daß der Sinn für die allgemeinen Angelegenheiten noch recht schwach und von wenigen Mittheilungen, die das Nothdürftigste gewähren, schon befriedigt ist, während die Neuigkeiten des eigenen Städtchens lebhafter berühren und besseren Stoff zu Gesprächen geben. Die meisten Menschen leben ja in sehr engen Kreisen. Die Ehehälfte kann diese Blätter doch auch mit Behagen lesen. Sie wirken auf die weibliche Welt ein, deren Stimmung denn doch auch für das öffentliche Leben von Belang ist. Vermag ein solches Blatt nur einmal hinlänglichen Boden zu finden, was allerdings schwer hält, so hat es eine Gewinn verheißende Zukunft, denn seine Grundlage ist die bezahlte Anzeige, und das Anzeigen nimmt immer mehr überhand. Der Aufwand für geistige Arbeit fällt nicht in's Gewicht. Nimmt der Buchdrucker oder Buchhändler nicht selber die Herausgabe in die Hand, so findet er für geringe Bezahlung einen geeigneten Mann dazu. Allgemeine Staatsnachrichten kosten nichts; das Blatt lebt auf Unkosten der größeren Zeitungen, ohne diese schadlos zu halten, von Nachdruck. Die allermeisten Aufsätze über Oertliches gehen ihm unentgeltlich zu; regelmäßige Berichte, welche bezahlt werden müssen, erhält es billig. Vor einigen Jahren zahlte z. B. ein Blatt dieser Art (ob noch jetzt, ist mir unbekannt) für die umständliche Besprechung einer Schauspiel- oder Musik-Aufführung einen Thaler. Wir haben aus den von der Neuen freien Presse gemachten Angaben wahrgenommen, daß das Geld, welches die Abnehmer zahlen, von den Papierkosten beinahe verschlungen wird und der Gewinn hauptsächlich vom Erlös der bezahlten Ankündigungen herrührt. Diese Blätter haben nun gerade in den Anzeigen ihren Schwerpunkt, aber es muß ihnen doch an Zunahme der Abnehmer viel gelegen sein, weil die Ankündigungen vorzugsweise in viel gelesene Blätter gegeben werden, und weil unter tausend neuen Abnehmern voraussichtlich hundert sind, die hernach grad in dieses Blatt einrücken lassen.

Indem nun in größeren Städten solche Blätter sich zu kleinen Zeitungen umbildeten, mehrten sie ihren Absatz. Wer sie hielt, bekam beides: die Anzeigen und die Neuigkeiten des Tages und konnte sich, falls er nicht ein starkes politisches Bedürfniß hatte, die eigentliche Zeitung ersparen, wobei er auch noch dem Zeitverluste entging, den ihm das ewige Wiederkauen und das unerquickliche Behaupten und Widerlegen unbedeutender politischer Angaben verursachte. Nachrichten von Handel und Wandel, Vorschläge zu Verbesserungen in ihrer Stadt lesen ohnehin die Mehrsten viel lieber, als was in's Weite schweift.

Dieser Aufschwung der Ortsblätter, welche die größeren Zeitungen, von denen sie zehren, gleichzeitig auf dem Markte zurückdrängen, ist ein Vorgang von einer gewissen Erheblichkeit. Er besagt, daß ein Theil des Einflusses der mit Umsicht geleiteten und mehr oder weniger gründlich unterrichtenden größeren Zeitungen an sie, für die das Politische Nebensache ist, übergeht.

Um auch hier die Verhältnisse an einem Beispiele klar zu legen wählen wir Leipzig, wo die Königliche Leipziger Zeitung, wie wir wissen, 6000, die brockhausische „Deutsche allgemeine Zeitung" einige tausend Abnehmer im Ganzen zählte. Das „Tageblatt" dieser Stadt verkaufte Ende 1856: 3400, Ende 1863: 5200 Stück, gewann demnach in sieben Jahren 1800 neue Abnehmer. Von 1868 an, in welchem Jahre es den Absatz auf 7550 gebracht hatte, also beide Zeitungen weit überflügelte, stieg es reißend. Ende 1870 hatte es 8650 Abnehmer, Ende 1873: 11100, Mitte 1874: 11800. Von diesen vertreibt es über 7000 in der eigentlichen Stadt, und ungefähr 2000 in den anstoßenden Vororten und der nächsten Umgebung, 1700 durch die Post. In dem eigentlichen Bereiche seiner Wirksamkeit kommt dermalen auf höchstens 15 Köpfe ein Abnehmer d. h. mehrere Leser, und sein auswärtiger Absatz ist schon recht beträchtlich. —

Wenden wir uns zum Gesammtvertriebe der Zeitungen.

Im Jahre 1873 hat die deutsche Reichspost (die sich auf Baiern und Würtemberg nicht mit erstreckt) 230 Millionen Zeitungsnummern befördert; in Berlin wurden ungefähr $55\frac{1}{2}$ Millionen aufgegeben. Sonach wäre beinahe ein Viertel aller im Reiche durch die Reichspost vermittelten Blätter berliner Ursprungs. Der

Tag der stärksten Aufgabe ist der Sonnabend, an welchem jedesmal 215000 in Berlin ihr übergeben wurden. Im Jahre 1868 wurde noch die Gesammtsumme der Abnehmer aller berliner Zeitungen nur auf 187000 angegeben. Ein starkes Steigen ist folglich eingetreten. Baiern und Sachsen sind im deutschen Reiche diejenigen Länder, in denen verhältnißmäßig am meisten Blätter erscheinen. Am ausgedehntesten aber ist das Zeitungswesen in der Schweiz. Die eidgenössische Post, welche im Jahre 1851 die immerhin bedeutende Anzahl von $7\frac{1}{2}$ Millionen Nummern von schweizerischen Blättern übermittelt hatte, vertrieb im Jahre 1870 nicht weniger als $30\frac{7}{8}$ Millionen!

Die Verbreitungsverhältnisse der Zeitungen sind Geschäftsgeheimniß. Die meisten Zeitungsbesitzer kennen sie nicht einmal selbst genau, weil ihnen die Reichspost Auskunft, wohin und an wen die einzelnen Stücke gehen, versagt, obwol dies zu wissen für sie von großer Wichtigkeit wäre. Das Vorenthalten der Versendungslisten seitens der Reichspost setzt sie außer Stand, Rücksichten zu nehmen, welche aus der Beschaffenheit ihres Abnehmerkreises hervorgehen. Sie müssen im Dunkeln tappen. Die Herausgeber können sich nicht mit einzelnen Lesern ihres Blattes benehmen, außer wenn sie zufällig erfahren, daß dieser oder jener es hält. Sie wissen nicht einmal, in welchen Gegenden sie sich für seine Verbreitung anzustrengen haben.

Ueber die Bewegung des Zeitungswesens im Königreich Sachsen und Herzogtum Altenburg während des Jahres 1866 gab Theodor Petermann 1867 im dreizehnten Jahrgang der „Zeitschrift des k. sächsischen statistischen Büreaus", dessen schriftstellerischer Leiter er ist, mit der diesem hervorragenden Statistiker eigenen Umsicht erwünschte Nachrichten. Ein kurzer Auszug seiner Abhandlung möge hier Platz finden. In Sachsen (und Altenburg) erschienen im Jahre 1855 im Ganzen 202, im Jahre 1866 aber 291 Blätter, also gegen die Hälfte (44%) mehr, welche Steigerung hauptsächlich in Zunahme der Theologie, Naturwissenschaft und Heilkunde, Handel und Gewerbe, schöne Künste und Unterhaltendes behandelnden Zeitschriften lag; die politischen Blätter hatten in diesen 12 Jahren um nicht ganz 8% sich vermehrt. Von diesen 291 im Jahre 1866 in Sachsen erschienenen Blättern kamen 127 (1873:

162) in Leipzig, 46 in Dresden, 118 im übrigen Lande, und zwar in der Westhälfte 73, in der Osthälfte 45 heraus. Von außersächsischen Blättern wurden 101 bis 105 in 12135—12836 Stücken nach Sachsen und Altenburg durch die Post befördert, außerdem viele durch Buchhändlergelegenheit. Das stärkstverbreitete Blatt war unter diesen der Kladderadatsch. Von der „Nationalzeitung" betrug der Postversandt am Anfang des Jahres 428, an seinem Schluß 482, der Postversandt der berliner „Volkszeitung" am Anfange 256, im letzten Vierteljahre 525; deren Richtung sagte folglich dem Geschmacke der Sachsen weit mehr zu als die stockpreußische Nationalzeitung. Die „Norddeutsche Allgemeine", die „berliner Gerichtszeitung", der „Preußische Staatsanzeiger" und die „Vossische" setzten zwischen 50 und 100 Stück ab. Ferner vertrieb die Post am Jahresanfange 24 hamburger Blätter in 350 Stücken, 22 frankfurter in 399, zweiunddreißig stuttgarter in 440, elf augsburger in 228, neunzehn münchener in 221, dreiundvierzig wiener in 300 Stücken. Von diesen kamen auf das hermannsburger Missionsblatt 337 in allen 4 Vierteljahren, auf „Ueber Land und Meer" über 160 am Jahresanfange, welche Zahl sich im Jahreslaufe verdoppelte, auf die „Allgemeine Zeitung" in Augsburg anfangs 193, im dritten Vierteljahre 299, im vierten 232; auf die „Fliegenden Blätter" in München 129, auf die „Fliegenden Blätter des rauhen Hauses" in Hamburg mehr als 100, auf den frankfurter „Actionär" ungefähr 100, auf das „frankfurter Journal" um 80, die wiener „Presse" am Jahresanfang 62, am Jahresende 90, auf die drei hamburger Blätter „Börsenhalle", „Reform" und „Nachrichten" je um 20. Von französischen Blättern wurden am Jahresanfang 60 in 234 Stück (Indépendance belge in 49, deren Absatz keiner Schwankung unterlag, die Revue de deux mondes in 14, Journal des Débats in 9 — 12, Illustration in 8 — 11), von den englischen 22 in 70 Stück (Galignani's Messenger in 13 — 16, Punch in 11 — 13, Illustrated London News sowie Times in 8—11) ausgegeben.

Die geringe Anzahl der abgesetzten französischen und englischen Blätter spricht dafür, daß sie nur an Lesevereine und Kaffeehäuser abgingen. Blätter in anderen fremden Sprachen finde ich auffälliger Weise gar nicht vermerkt. Der Absatz der einhei-

mischen Zeitungen läßt sich nicht bestimmen, weil er größtentheils ein örtlicher war; genau kennen wir nur den der beiden Regierungszeitungen und an diesem können wir den Einfluß des Krieges erkennen. Die „Leipziger Zeitung" vertrieb im Januar 6489 Stück, Ende Juni 6789, dann sank sie wieder, stand im August 6389 (man darf nicht vergessen, daß die Preußen im Lande lagen) und erreichte im December 6419 Absatz. Davon gingen durch die Post zuerst 5374, zuletzt 5204; der Ortsabsatz schwankte zwischen 1115 bis 1473. Das „Dresdner Journal" begann mit 2925, zählte Ende Juni 5350, im Juli 6000 und sank dann herunter bis zu 4025 im December. Der Postversandt betrug anfangs 1274, zuletzt 1679, der Ortsabsatz schwankte zwischen 1540 und 4266. Mit der steigenden Theilnahme an den öffentlichen Vorgängen hing Abwendung von Zeitschriften zusammen. Diese betraf bei einheimischen und auswärtigen zusammen: 13 staats- und rechtswissenschaftliche, welche von 669 Stück auf 630 heruntergingen, 103 theologische mit 6139, die auf 98 mit 5869 Nummern, 11 pädagogische mit 1230, die auf 10 mit 1057 Stück sanken, naturwissenschaftliche, die von 13 auf 12 Blätter und von 360 Nummern auf 87 wichen, landwirthschaftliche, die von 50 auf 48 Zeitschriften und von 2183 auf 2129 Stück zurückgingen, gewerbliche und kaufmännische, die von 136 in 9166 Stück auf 135 mit 8266 erniedrigt wurden, Kunstblätter, die zwar von 14 auf 15 Zeitschriften sich erhöhten, aber in der Stückzahl von 657 auf 537 fielen. Eine Zunahme fand statt bei filologischen und bibliografischen, die zwar von 26 auf 25 Blätter eingeschränkt wurden, aber statt 782 im letzten Vierteljahr 799 absetzten, bei medizinischen und farmazeutischen, die von 24 auf 25 Blätter und von 398 auf 538 Stück stiegen. Zeitschriften „vermischten Inhalts" gab es am Jahresanfang 115 mit 26772, im zweiten Vierteljahr 117 mit 26588, im dritten 102 mit 23488, im vierten zwar nur 101, aber 27662 Stück zählten. Die Summe der nichtpolitischen Blätter trug aus am Jahresanfang 536 in 49255 Stück, am Jahresschluß 512 mit 48705 Nummern.

Der tiefste Stand war bei den meisten Zeitschriften im dritten Vierteljahr der Kriegszeit und zwar am auffallendsten bei den naturwissenschaftlichen. Nach den Friedensverhandlungen erfolgte

wieder ein Steigen, man darf aber schließen, daß lange Andauer des Krieges eine Verheerung unter den Zeitschriften angerichtet haben würde. Im Ganzen verbreitete die Post von einheimischen und auswärtigen Blättern im ersten Vierteljahre 87495 Stück, im zweiten 89333, im dritten, der Kriegszeit, 82300, im vierten 87269, darunter waren Zeitungen im ersten 38240, im vierten 38564. — Der Ortsabsatz und der Vertrieb durch den Buchhandel würden, wenn sie berechnet werden könnten, diese nicht unansehnlichen Ziffern bedeutend steigern. —

Auf die Verbreitung unterhaltender und unterrichtender Zeitschriften kommen wir zurück. —

Das Bedürfniß nach Zeitungen hat schnell stark zugenommen, die Lesermenge ist erheblich größer geworden, vielleicht noch mehr ist die Lust gestiegen, in Zeitungen zu schreiben. Oben (Seite 188) sahen wir bereits, daß eine Zeitung für eine Familie entstanden ist, und lernten eine geschriebene Schülerzeitung kennen. Nach 1866 sind sogar gedruckte Schülerzeitungen entstanden — von Schülern und für Schüler! Das ist des Guten denn doch zuviel. Magdeburger Gymnasiasten thaten sich zu einem Blatte „Walhalla" zusammen, um Schülern Gelegenheit zu geben, ihre Arbeiten drucken zu lassen und ihre Urtheile kund zu geben. Sie veröffentlichten ihr Blatt wohlgemerkt geheim — was hinreicht die Seltsamkeit des Unterfangens zu kennzeichnen. Und siehe, es fand Eingang, besonders in den Gymnasien der Rheinlande und des katholischen Theils von Schlesien. Ein Zufall brachte es zur Kenntniß des halberstadter Schulrathes Tod. Da waren die Gymnasialvorsteher und die obersten Schulbehörden nicht wenig überrascht, und vielleicht noch mehr, als die Prüfung des Erschienenen so viel Ernst, Eifer und preußischen Patriotismus wahrnehmen ließ, daß man Bedenken trug die Treibhauspflanze auszureuten. Die guten Jungen wollten ihrerseits zur Entwickelung des neu gegründeten deutschen Reiches mitwirken! Umstürzler und Himmelsstürmer waren sie nicht. Der Minister entschied, daß die „Walhalla" unter der Aufsicht der Lehrerschaft des magdeburger Domgymnasiums bestehen dürfe. Die „Walhalla" hatte nun freilich eine Censur, aber freies Fahrwasser und gewann jetzt besseren Absatz. Ihre Blätter gelangten nach Oesterreich, nach Siebenbürgen, an-

geblich sogar nach Japan. Fünfzehnhundert Bundesbrüder gab es bald. Die Leitung hing indeß ganz an geeigneten Persönlichkeiten — und aus Gymnasiasten wurden bald Studenten. So kam es in Ermangelung tüchtiger Leiter, daß der Sitz mehrmals wechselte. Von Magdeburg wurde er nach Köln, von da nach Berlin unter gleichen Bedingungen der Abhängigkeit von einer Censur der Lehrer verlegt. Die Oberleitung mochte ihre Noth mit dem unreifen Zeuge gehabt haben, welches ihr eingeschickt wurde. Es wurden „Censurcollegien" von Schülern an den einzelnen Gymnasien oder für einen Bezirk d. h. eine Gruppe von Gymnasien eingerichtet, denen eine Vorentscheidung über die Aufnahmefähigkeit der Manuskripte in dem Vereinsorgane zugewiesen war. Die Realschüler wollten auch mitthun und wurden zugelassen, was manchem hochnäsigen Gymnasiasten nicht recht genehm war. Das darmstädter Censurcollegium zeichnete sich durch den Antrag aus, auch junge Damen als Walhallistinnen anzunehmen. Warum sollte ihnen der Anspruch versagt bleiben, in den Tempel der Unsterblichkeit einzugehen? Lieferte die Schuljugend doch nicht blos gelehrte Aufsätze und Kritiken, sondern auch Liebesgedichte und zarte Novellen. Das fühlende Herz des Jünglings wollte auch zu seinem Rechte kommen und sehnte sich nach Anregungen zur Schwärmerei. Von einer Seite vernehme ich, Walhalla habe eine würdige Haltung und geschickte Führung gehabt, von anderer, der modische Materialismus habe sich in ihm breit gemacht; selbst gesehen habe ich das Blatt nicht. Ich kenne wol ein Blatt in Frankreich, welches die Elèves de l'école des chartes herausgaben, aus dem ich Manches gelernt habe, aber „Walhalla" durfte gewiß nicht mit diesem in die Schranken treten. Die Lehrer schenkten, wie man sich denken kann, keinen rechten Beifall. Von Berlin wurde der Sitz nach Leipzig, wo es Leiner's Buchhandlung vertrieb, verlegt, sei es weil die Autoren sich der Beaufsichtigung der Lehrerschaft entziehen wollten, sei es aus einem andern Grunde. Am Anfang des Jahres 1874 sollen zwei tüchtige Primaner der Thomana Dietrich und Byk mit andern an der Spitze gestanden haben — bis der Rektor Eckstein darein fuhr. Ob Walhalla heute noch feststeht, weiß ich nicht, aber so lange das Blatt bestand, hatte es starke Verbreitung. Zählte es doch, ohngeachtet die

Reichspost es nicht verbreitete*, nach einer Angabe 3000, nach einer andern an 5000 Abnehmer.

Solcher Erfolg reizte zur Nachahmung. Natürlich fanden sich einige Buchhändler, welche so viel versprechender Unternehmungen Gewinn einheimsen und deshalb „angehenden jungen Leuten ein möglichst unbeschränktes Feld zur Entfaltung ihrer Talente bieten wollten". 1873 kamen noch 3 andere Schülerzeitungen heraus: zwei Wochenschriften, „Iris" in Rostock (vierteljährlicher Preis $^1/_4$ Thaler), Arnold Peres' Zeitschrift für die deutschen Gymnasiasten und Realschüler in Breslau (vierteljährlicher Preis $^5/_{12}$ Thaler), und in Wien monatlich von S. Fleischer „Der Studienfreund für die österreichischen Mittelschulen" (Jahrespreis $2^2/_5$ Gulden).

Alles Mögliche wurde mit Zeitschriften zu unterstützen gesucht oder vielmehr an alles Mögliche heftete sich das Bestreben durch Eingehen auf seine Erfordernisse einen Erwerb zu machen. Von den drei Freimaurerzeitungen (von denen die eine, in Pest erscheinende zugleich magyarisch geschrieben ist) und von den beiden Schachzeitungen mag dies weniger gelten, wahrscheinlich aber schon von den mehrsten der 20 stenografischen und sicherlich von den 16 Musik- und den noch viel zahlreicheren Theater-Zeitungen. Berlin besitzt eine „Mädchenzeitung", Oldenburg den „Einjährigen Freiwilligen" und in Berlin erscheint sogar seit dem 1. Januar 1874 eine „Unteroffizierszeitung", die ein Herr vom alten brandenburgischen Adel, ein Glasenapp, schreibt — ob nach dem Geschmacke der Unteroffiziere, wissen wir nicht. Das Neueste ist der „Verlobungsfreund" in Dresden, welcher dem Heirathsstifter Mosse in Berlin den Rang abzulaufen droht, — wenn er nicht etwa von diesem ausgeht. Er wird vierteljährlich um $1^1/_4$ Mark geliefert und verheißt „Herren, welche ohne Vermittlung mit reichen Damen Bekanntschaft zu machen wünschen, Veranlassung." Er nennt sich mit Recht ein „einzig und allein in seiner Art dastehendes Fachblatt".

Die Anzahl der erscheinenden Blätter ist seit 1866 größer geworden und auch ihr Absatz hat sich beträchtlich gemehrt.

---

* Walhalla fehlt wenigstens in ihrem Preis-Courant für 1874.

Ein sehr gutes Zeichen. Ob zwar die Nation noch lange nicht so selbstständig und vom eigenen Willen geleitet ist, wie man sich oft einbildet, drückt sich in der Zunahme der Leser mindestens der Wunsch aus zu erfahren was vorgeht oder geistig sich zu beschäftigen. In späterer Zeit wird es beim bloßen Wissensdrange nicht bleiben. In den Kriegsjahren **1866** und **1870, 71** brannte alle Welt auf neue Nachrichten, allein diese natürliche Neugier reicht ebensowenig wie die erhöhte Regsamkeit im Verschleiße zu der Erklärung des starken Steigens und des Absatzes vieler Blätter aus. Im Volke selbst muß jetzt mehr Neigung vorhanden sein, etwas zu lesen, mehr zu vernehmen als früher der Fall war. Dies ist höchst erfreulich, denn noch steht die Zahl der Deutschen, welche lesen gelernt haben, in argem Mißverhältniß zur Zahl derjenigen, welche als wirkliche Leser in Anschlag zu bringen sind und man hat mit einiger Uebertreibung gesagt, daß die Deutschen mehr schreiben als lesen.

Nur ein kleines Bruchtheil des Volkes nimmt selbstthätig an neuen Erscheinungen Antheil, die weitaus größte Masse kümmert sich weder um Schriftsteller noch um Schriften: was sie ergreifen soll, muß ihr nahe gebracht werden, namentlich ist dies bei den Dorfbewohnern der Fall. In Städten wirkt schon das Auslegen am Schaufenster, besonders wenn der Preis der Schrift angemerkt und nicht hoch ist. Ein Buchhändler in Wien, in günstiger Geschäfts-Lage, setzte von Hübner's Statistischer Tafel in mehreren Wochen 6 Exemplare ab, nachdem er sie in seinem Schaufenster ausgestellt hatte, in ein paar Tagen mehrere hundert. Mit allerhand Waaren in seinem Kasten zieht der Trödler in den Dörfern umher, legt seinen Kram aus und verkauft so Bänder, Metallschmuck und allerlei, was er nicht losgeworden wäre, wenn er hätte warten wollen, bis Leute zu ihm gekommen wären, die es suchten. Auch der Verschleiß von Erzeugnissen der Presse läßt sich auf gleiche Weise, durch das „Kolportiren" (wieder eine undeutsche Benennung) befördern. Gegenwärtig sehen indeß noch viele Buchhändler den Vertrieb durch Hausirer für nicht recht wohlanständig an: mit Unrecht, denn worin läge in ihm etwas Unwürdiges? Mittelst des Herumtragens und Anbietens läßt sich viel „machen" und es ist zugleich insofern sehr nützlich, als dadurch

Schriften in solche Schichten eindringen, die sonst niemals Geld für Drucksachen ausgeben. In weit zurückliegenden Zeiten war's gewöhnlich, daß der Buchhändler mit seinen Waaren herumzog und sie auslegte. Bei Zeitungen läßt man es jetzt gemeinlich mit der Versendung von Probenummern, wenn sie zum erstenmale herauskommen, und in der Folge mit Ankündigungen in Zeitungen bewenden. Dies genügt jedoch nicht. Ausbieten fand nur statt, wenn nach dem Einlaufen besonders wichtiger Meldungen „Extrablätter" durch Anschläge an den Straßenecken und durch Herumträger binnen ein paar Stunden bekannt gemacht werden sollten: manchmal stieg dann der Erlös davon auf einige hundert Thaler. In Wien waren allerdings die Verhältnisse 1848 anders, aber dieses machte eine Ausnahme. Die Gebrüder Brockhaus in Leipzig ließen zuerst nach dem Vorgange der Engländer ihre Zeitung auf den leipziger Bahnhöfen den Abfahrenden anbieten, viele Jahre mit ganz geringem Erfolg, weil die meisten Menschen noch nicht gehörigen Werth auf Ausbeutung ihrer Zeit legten. Allmälig hat jedoch der Absatz auf den Bahnhöfen mehr zugenommen. Das erste Geschäft, das in größerem Maßstabe Herumträger ausschickte, war das des Engländers Payne in Leipzig (Geschäftsführer Wollen) und dieses brachte dadurch den Absatz seiner meist werthlosen schöngeistigen Blätter auf 30 und 40,000 Stück in den mittleren und unteren Volksschichten. Höher Gebildete wußten oft gar nichts von dem Vorhandensein dieser stark verbreiteten Blätter. Siegel in Dresden ließ darauf seine „Konstitutionelle Zeitung" an den Straßenecken ausbieten. Früher legten die Behörden der „Colportage" Schwierigkeiten in den Weg; durch die Reichsgesetze ist sie frei gelassen; nun wird von ihr immer mehr Gebrauch gemacht. Unterhaltende Zeitschriften mit vielen Abbildungen finden natürlich am leichtesten Eingang.

Seit vielen Jahren ist es im Buchhandel eingerissen den festen Abnehmern von Erscheinungen der leichten Tageslitteratur und von Büchern, die nach und nach in Heften erscheinen, zur Belohnung für ihr Ausharren (da man undeutsch zu sprechen liebt, als „Prämie") einen Stahlstich oder einen Roman als unentgeltliche Beigabe in Aussicht zu stellen. Jeder halbwegs Verständige wußte, daß ihm der Verleger, der seine Person nicht einmal kennt, nichts

schenken, daß die Zuthat entweder aus nicht mehr verkäuflichen „Ladenhütern" bestehen, oder ihr Werth auf Kosten des Werthes des Blattes oder Buches, das er bezahlt, herausgebracht werde, indeß die Lockung verfing doch hie und da. Im Jahre 1869 hat die Hallbergersche Buchhandlung in Stuttgart, Verlegerin dreier Zeitschriften mit Bildern (darunter „Ueber Land und Meer"), an deren Abnahme sogar eine Geldlotterie geknüpft. Sie spielte unter den Abnehmern Staatspapiere und Anlehensloose aus. Was über diesen neuen Versuch zu sagen ist, hat sogleich Frese nachdrucksvoll ausgesprochen. „Wir fragen (schrieb er), ob eine bösere Herabwürdigung der Volkslitteratur auf geschäftlichem Wege denkbar ist. Wir wollen gern zugeben, daß im Anfang d. h. in diesem einen speziellen Fall, die Folgen nicht sofort in ihrer ganzen Schwere eintreten werden; aber das erste Unternehmen in dieser neuen unerhörten Richtung einmal begründet, und die Nachfolger werden nicht ausbleiben. Eine möglichst lockende Lotterie wird jeden möglichen Schund von Litteratur mit durchschleppen. In der That, dergleichen fehlte auch noch grade, um unsere Volksschriften herunterzubringen. Schon jetzt leisten sie das Denkbare. Möglichst charakterlos in den vaterländischen Dingen schwankend, den Thatsachen gefügig (wir haben's vor weniger Zeit am Lahrer Boten speziell nachgewiesen) sind sie nichts weniger als geeignet, den Volksgeist zu heben und zu kräftigen. Versumpfen sie völlig zu Spekulationen auf den Geldbeutel und die Gewinnsucht der Massen, so werden sie bald den großen Tagesblättern in ihrer überwiegenden Mehrheit getreulich Concurrenz machen in dem edlen Geschäft, eine durch Litteratur gehobene und veredelte Nation durch Litteratur gründlich zu verderben". So Frese. —

Unterhaltungsblätter übertreffen an Verbreitung den Theil der Presse, welcher die öffentlichen Vorgänge mittheilt, weit. Aber sie unterscheiden sich (wie auch früher bemerkt) wesentlich von jenen schöngeistigen, die zu der Zeit, da der Sinn für Staatssachen in Deutschland noch so dürftig war, blühten und vielleicht größere Ausdehnung als in anderen Ländern besaßen. Jetzt ist meistens ein Zusatz von kurzen und leichtfaßlichen belehrenden Aufsätzen für das Gedeihen eines Unterhaltungsblattes erforderlich. Jene gingen in Lesekränzchen und öffentliche Wirthschaften, die

jetzigen werden in den Familien gehalten. Wohlfeilheit ist daher eine Hauptbedingung großen Absatzes geworden. Der „Volksstaat" — ein Blatt, welches allerdings fast ganz auf der unbemittelten Schicht ruht und nicht unterhalten will — gewann reißend Abnehmer, bis im Herbste 1873, damit er statt zweimal wöchentlich dreimal erscheinen könne, sein vierteljährlicher Preis um $3\frac{1}{2}$ Groschen erhöhet wurde. Diese geringe Vertheuerung am 1. Oktober 1873 hatte den Verlust von fast 1000 Abnehmern zur sofortigen Folge. Alle Volksblätter, von der für die Gebildeteren berechneten „Gartenlaube" anzufangen, sind auch wirklich im Verhältniß zu dem, was das Gelieferte kostet, außerordentlich billig.

An die Gartenlaube, die den stärksten Absatz hat (vgl. Seite 76), sollen sich hinsichtlich der Verbreitung die unterhaltenden Zeitschriften anschließen, welche Hermann Schönlein in Stuttgart herausgibt: Illustrirte Familienzeitung, Illustrirte Unterhaltungsblätter, Buch für Alle, Chronik der Zeit. An Wohlfeilheit sollen sie die Gartenlaube noch übertreffen. Es wird erzählt: der Besitzer habe ein Blatt mit Müh' und Noth auf ein paartausend Abnehmer gebracht, da habe er sich entschlossen, einen Versuch im Großen mit Herumträgern zu wagen und dieser sei so gut ausgeschlagen, daß Schönlein seitdem auf diesem Wege fortfahre ohne fernerhin Ausgaben für Ankündigungen und Reclamen zu machen. Seine Chronik der Zeit, welche 1870 als Illustrirte Kriegsgeschichte anfing, geschrieben von Dr. Karl Müller aus Erfurt (unter dem falschen Namen: Karl Mylius), soll gegen 200,000 Abzüge erfordern. Demnächst gehen jetzt wol am besten die in elf Sprachen in Berlin erscheinende „Modenwelt", welche 1872 nach achtjährigem Bestande 165,000, das stuttgarter Blatt „Ueber Land und Meer", welches 1872 nach vierzehnjährigem Bestehen 150,000 (nach Mosse's Tarif: 170,000), der mehrsprachige ‚Bazar", welcher 1872 nach achtjährigem Bestehen 140,000 Abnehmer hatte. „Daheim" in Leipzig, seit 1865 erscheinend, brachte es auf 80,000, die leipziger „Illustrirte Zeitung" zählt 16 oder 17000, Westermann's „Illustrirte Monatshefte" in Braunschweig 12000. Im Jahre 1873 setzten angeblich ab: das berliner Witzblatt „Kladderadatsch" sowie der „Salon" 50,000, der Anzei-

ger des „Omnibus“ in Hannover 48,000, der monatliche „Anzeiger für den Hausfreund“ in Berlin 30,000, der stuttgarter „Hausfreund“ halbsoviel, die „Kinderlaube“ in Dresden und der stuttgarter „Welthandel“ je 20000, „Europa“ in Leipzig 16000, die berliner „Romanzeitung“ wie „die Aktien“ in Wien je 15000, die hildburghausener „Ergänzungsblätter“ 13000, der wiener „Centralanzeiger für Handel und Gewerbe“ 12000. Ob manche von diesen Angaben nicht zu hoch gegriffen sind, muß ich dahin gestellt lassen. Erinnert man sich der Absatzverhältnisse dieser Art von Schriften in den letzten 30ger, ersten 40ger Jahren, so wird die Behauptung, daß eine Verzehnfachung der Abnehmerzahl stattgefunden habe, keineswegs ungegründet erscheinen.

Die Lage der Schöngeister verbesserte sich wesentlich trotz des Untergehens der früheren schöngeistigen Presse. Jahre hindurch war sie sehr traurig geworden, als diese einging und die eigentlichen Zeitungen sie sich theilweise einverleibten. Des Zeitungskäufers theuere Ehehälfte, der Staatssachen gleichgültig sind, will für das vom Manne ausgegebene Geld doch auch etwas geniessen und um ihren Geschmack zu befriedigen tischten die Herausgeber hinter den Angaben über Staatshändel unter einem Striche Unterhaltendes und Zerstreuendes, kurze Erzählungen, selbst Romane in Brocken auf. Dergleichen gehört eigentlich gar nicht in eine Zeitung, ist für sie Ballast, mußte indeß der Verhältnisse wegen gegeben werden. Lange zahlten dafür die Zeitungsbesitzer äußerst wenig, aber es ward besser, vornämlich seit die großen wiener Blätter mit einander wetteiferten Romane von gern gelesenen, vielgenannten Dichtern ihren Abnehmern vorzulegen. Der Bedarf der in Aufnahme gekommenen unterhaltenden Volksblätter steigerte daneben die Nachfrage. Der Marktpreis stieg. Allerdings dürfen die Dichter sich nicht etwa in gebundener Rede schwungvoll vernehmen lassen, wenn sie nicht nach wie vor hungern wollen. Das Genießen von Versen erheischt beschauliche Stimmung, gesteigerte Aufmerksamkeit, spannt an; jedoch nur auf flüchtiges Lesen ist zu rechnen. Nur selten darf einmal ein Gedicht als Würze zugelassen werden. Sie müssen sich vielmehr ergehen in eingebildeten Liebesgeschichten, im Ausbreiten peinlicher Fälle, in ausgesponnenen Anekdoten, ergötzlichen Plaudereien und in anderem

Unterhaltungsfutter zur Vertreibung der Langenweile. Wollten sie auf des Haufens niedrige Bildung und schlechten Geschmack gar keine Rücksicht nehmen, so würden sie freilich auch heute in der Regel schlechte Geschäfte machen.

Bei alle dem ist die eingetretene Wendung der Dinge eine recht erfreuliche, denn die Romanschriftsteller darbten. Im Buchhandel war die Bezahlung für Romane und Novellen tief gesunken, weil außer Leihbibliothekaren beinahe nur Landedelleute der russischen Ostseeprovinzen und Ungarns sie kauften. Ueber schriftstellerische Verhältnisse haben die außerhalb derselben Stehenden gemeinlich ganz falsche Vorstellungen, die sie sich nach Ausnahmsfällen bildeten. Einzelne Modeschriftsteller nahmen früher auch viel ein — so lange sie in der Mode waren, doch das währte gewöhnlich kurze Zeit. Ich könnte mich auf den Brief eines solchen, den er vertrauensvoll an mich richtete, berufen. Was nicht in die Mode kam, ging in ein paarhundert Abdrücken, wie verschiedene Verleger mir versichert haben. Und auch dabei waltete der Zufall. Ein längst verstorbener, ehrenwerther Landsmann, Bauschke, der beides, Verleger und schöngeistiger Schriftsteller zugleich war, erzählte mir, daß er von dem durch ihn verlegten Roman eines damals beliebten Romanschriftstellers, Lubojatzki, wiewol der Roman ganz gut sei, während des ersten Jahres im Ganzen sieben Abdrücke abgesetzt habe! Einen zeitgemäßen, nicht übel geschriebenen Roman im Umfange eines Bändchens, dem ich einen Verleger suchen sollte, mußte ich um 10 Dukaten losschlagen. Dr. Robert Giseke, ein geistvoller Schriftsteller, theilte öffentlich mit, daß er für fünfzehn seit dem Jahre 1850 herausgegebene Bände Romane im Ganzen 630 Thaler vereinnahmt habe, macht durchschnittlich auf den Band 42 Thaler. So stand es! Jetzt ist es besser. Am einträglichsten sind kurze Erzählungen für den Zeitungsbedarf. Sie wandern, wenn sie aus der Feder eines geschätzten Verfassers herrühren, aus einem Blatt in das andere. Von Dr. Friedrich Friedrich wurde z. B. eine solche in ungefähr 80 und vielleicht noch viel mehr Blättern abgedruckt und so lassen sich mitunter aus einer Novelle in 5 bis 6 Jahren 800 bis 1000 Thlr. herausschlagen. Der Waizen der Novellisten blüht. Wofern sie umsichtig die Vortheile wahrnehmen,

verdienen sie freilich noch lange nicht so viel wie französische Schöngeister, aber doch immerhin ein schön Stück Geld. Denn der wiederholte Nachdruck, den sie geschehen lassen können, wofern ihnen dafür eine kleine Zahlung bewilligt wird, vervielfältigt ihre an sich geringen Bezüge. Aber sie müssen, was sehr schwierig ist, den Blättern nachspähen, welche ohne sie zu befragen, ihre Schöpfungen sich aneignen. Erheblicher würden ihre Einnahmen sein, wenn unsere Rechtszustände und unser Gerichtswesen nicht so mangelhaft wären. Der Diebstahl florirt in der Presse.

In Beziehung auf die unterrichtenden, den Fortschritten der Naturkunde und des Gewerbswesens zugewendeten Zeitschriften bemerkte schon 1833 der früher erwähnte Schön: „man könne beinahe die Behauptung wagen, daß die gesammte Natur- und Gewerbswissenschaft sich in Journalistik verwandelt habe." Leidet dieser Ausspruch auch an Uebertreibung, so ist doch viel Wahres an ihm. Der Umtausch der neuen Erfahrungen wird am schnellsten durch Zeitungen vermittelt und die Mittheilung eines erfolgreich angestellten Versuches oder einer mathematischen Berechnung von hohem Werth erfordert selten so viel Raum, daß sie zur Veröffentlichung in einer besonderen Schrift geeignet erschiene. Ihr Platz ist in einer Zeitschrift, wo sie überdies vor die Augen der meisten Fachgenossen gelangt. Daher der Aufschwung des gewerblichen Zeitungswesens (vgl. S. 88 ff.).

Voran steht, was auf Gewinn abzielt oder dem Geschäftsleben angehört. Diese Art Blätter ist jungen Datums, ihre Zahl in reißend schneller Zunahme, ihr Absatz aber steht noch weit hinter dem der unterhaltenden Volksblätter zurück.

Am stärksten ist (1873) der Absatz des „Waidmann's" in Leipzig, der angeblich an 20000 Personen verschickt wird, sowie der von landwirthschaftlichen Blättern. Das Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins in Karlsruhe geht 15000, die bremer und berner landwirthschaftlichen Blätter je 12000 Abnehmern zu. Wiens „Praktischer Landwirth" hat 6000, in München die Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins 5000. Die berliner Allgemeine Zeitung für Land- und Forstwirthe hat 4800, das berliner Anzeigeblatt der Annalen der Landwirthschaft, die „landwirthschaftlichen Anzeiger" in Darmstadt und in Frankfurt

am Main je 4000. Das Gewerbeblatt aus Würtemberg hat 7000, der praktische Maschinenconstructeur in Leipzig 6000, die „Schweizer Eisenbahn- und Handelszeitung‘, in Zürich 5000. Die illustrirte wiener Zeitschrift „die deutsche Küche“ verbraucht 7000, „die Hausfrau“, in Leipzig erscheinende Blätter für das Hauswesen, müssen es sich an 5000 genügen lassen. Der „Bairische Bierbrauer“ in München hat 5000, so viel wie die „Pharmaceutische Zeitung“ in Bunzlau, etwas weniger als der „Pharmaceutische Centralanzeiger“ in Neustadt-Eberswalde. Die „Allgemeine deutsche Gartenzeitung“ in Frauendorf in Baiern zählt 4000. Von kriegswissenschaftlichen Blättern erreichen 2 in Wien herauskommende („der Kamerad“ und „Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens“) ebenfalls die Höhe von 4000. Das „Gewerbeblatt für Hessen in Darmstadt“, ebenso das in Grünberg jährlich 24mal erscheinende „Deutsche Wollengewebe“ haben noch 3000. Nun geht es herunter; von gewerblichen Blättern haben noch manche, wie „Dingler's polytechnisches Journal“ in Augsburg 3000, „die neuesten Erfindungen“ in Wien und „Gräf's praktisches Journal für Bau- und Möbeltischler“ in Erfurt 2300, die „Deutsche Industrie-Zeitung“ in Chemnitz, der „Maschinenbauer“ und die „Mühle“, beide in Leipzig, das „Bayrische Industrie- und Gewerbeblatt“ in München je 2000. Zu derselben Höhe schwang sich die „Deutsche Feuerwehrzeitung“ in Stuttgart. Die „Gerberzeitung“, „die Musterzeitung für Färberei und Druckerei“, beide in Berlin, der „Sprechsaal“ in Koburg, welcher Porzellan-, Glas- und Thonwaaren behandelt, haben je 1200, die Hotelzeitung in Berlin 1000. Mehr als Berufsblätter denn als rein wissenschaftliche sind wol theologische Blätter anzusehen, welche ansehnlichen Vertrieb haben, z. B. das „Pastoralblatt für die Diöcese Augsburg“ 12000, das würzburger Sonntagsblatt „Philotea“ 4600, die katholische für Kanzelberedsamkeit bestimmte Monatschrift „Chrysologus“ in Paderborn und die „Fundgrube“ in Offenburg 4000, das „Evangelisch-lutherische Missionsblatt“ in Leipzig 3500, das augsburger „Wochenblatt für das christliche Volk“ und „der Israelit“ in Mainz 3000; mehrere andere theologische sowie einige Schulzeitungen haben über oder gegen 2000 Abnehmer.

Der Mangel an einer nur irgendwie genügenden, die neu erschienenen Bücher musternden allgemeinen Zeitung wird von Vielen schwer empfunden. Eine sachkundige, gerechte Ueberschau des Zuwachses zu dem vorhandenen Schrifttum ist in der That ein dringendes Bedürfniß. Neuestens wurden auch wieder ein paar Ansätze zu Litteraturzeitungen in Jena und Leipzig gewagt. Der Wille der Unternehmer ist löblich, allein an der Vermehrung kleiner Blätter ist wenig gelegen und um das Nothwendige im Grossen zu leisten, müßten Geldmittel darangesetzt werden können, die aus dem Verkaufe wieder heraus zu schlagen in unsern Tagen niemand erwarten darf. Nur Meister in ihrem Fache sind die rechten Beurtheiler und müßten in wenigen Zeilen ihren Ausspruch kundgeben, weil die Lesewelt wenig Muße übrig hat: um jene zu gewinnen und zu entschädigen, reicht der Erlös vom Absatze nicht entfernt aus. Hin und wieder ist wol in Fachblättern Ersatz zu finden, aber solche ersetzen ja doch keine allgemeine Litteraturzeitung. Auf Absonderung, auf Vereinzelung der verschiedenen wissenschaftlichen Thätigkeiten, richten sich allerdings die Bestrebungen der Zeit: leider kann es dabei sich ereignen, daß ein in seinem Berufszweige grundgelehrter Mann in den meisten andern einfältig bleibt, und daß die allgemeine Bildung Stockungen ausgesetzt ist.

Auf vielen wissenschaftlichen Gebieten springt übrigens grade wie bei den eigentlichen Zeitungen eine bedenkliche Ueberfülle uns entgegen, welche verhindert, daß gewisse Hauptblätter zu wirklichen Mittelpunkten sich erheben, von denen jeder Fachmann schlechterdings Kenntniß nehmen muß. Die Anzahl der gegenwärtig in Deutschland vorhandenen wissenschaftlichen Blätter zu bestimmen, ist deshalb mißlich, weil man verschieden rechnen kann, je nachdem man in Hefte erscheinende oder Jahr um Jahr fortgesetzte „Jahresberichte", „Repertorien", „Archive", „Jahrbücher", je nachdem man Mittheilungen gelehrter Gesellschaften, die in keiner festen Folge herauskommen, miteinrechnet oder nicht. Die letzteren nicht veranschlagend, weil ihr Erscheinen davon abhängig ist, ob grade die Gesellschaft druckbare Beiträge und Geld zum Drucken besitzt, auch erstere nur ausnahmsweise hinzuzählend versuche ich eine ungefähre Abschätzung. Gewährt doch auch die Statistik, in deren

Angaben man ein übermäßiges, ja zuweilen thörichtes Vertrauen zu setzen pflegt, in sehr vielen Fällen ebenfalls nicht mehr. Der gegenwärtige Bestand wäre etwa dieser. Es arbeiten im Dienste der Filosofie 6, der Sprachwissenschaft 16, der Geschichte 11 und, was als merkwürdig entgegentritt, der Wappen-, Münz- und Sigel-Kunde 6 Blätter. Die letzteren richten sich nur an Liebhabereien, aber Liebhaber wenden willig Geld auf, halten alle die Blätter ihrer Vorliebe. Sehr gestiegen ist die der Erdkunde gewidmete Tagespresse; rechnet man zu ihr die für Auswanderung bestimmten Zeitungen und die regelmäßig in kurzen Zeiträumen für Reisende erscheinenden „Coursbücher", so besteht sie aus 22 Blättern. Mathematik und Sternkunde wird gepflegt in 9 Blättern, Fysik und Chemie vertreten 6, Steinkunde 3, Pflanzenkunde 5, Thierkunde 9, außerdem Naturwissenschaften im allgemeinen 20, die Heilkunst 78 und noch 13 die Farmazie. Die Anzahl der medizinischen Blätter hat sich seit 1837 beinahe verdoppelt, denn damals gab es 43. Die große Menge und starke Vermehrung derselben rührt daher, weil der Stand der Aerzte, von denen viele und in neuerer Zeit immer mehrere an den Fortschritten regen Antheil nehmen, groß ist. Wo auf dem Grund einer Wissenschaft ein ausgedehnter Bedarf befriedigt wird, folglich der Beruf Vieler sie auf dieselbe hinweist, breitet auch die periodische Presse sich aus; für die Bestrebungen des bloßen Erkennens vermögen nur wenige Blätter aufzukommen. Der Filosofie, Geschichte und Naturforschung wenden nur Wenige ihre vollen Kräfte zu, daher können auch nur wenige Blätter für diese Wissenschaften erscheinen, diese Blätter nicht viel Leser finden und ihre Mitarbeiter gar nicht, höchstens spottschlecht bezahlt werden. Wo solches Erkennen, welches zu unmittelbarer Anwendung führt, den Gegenstand ausmacht, da ist Gedeihen, da wuchert die periodische Presse und schießt selbst leicht in's Kraut. Auf 5 chemische Zeitschriften gibt es eine einzige für Fysik, die überdies gleichzeitig als 6te Zeitschrift für Chemie auftritt. Die vielen Aerzte unterhalten auch viele Zeitschriften. In erfreulicher Weise sind für einzelne Hauptzweige der Medizin besondere Blätter im Gange, als für mikroskopische Anatomie, für pathologische Anatomie, für Augenkrankheiten, Gehör-

leiden, Zahnheilkunde, Kinderkrankheiten, Frauenkrankheiten, für Behandlung von Schäden, die der Krieg anrichtet, für Bäder, für Psychiatrie, Biologie, für Staatsarzneikunde, u. a. Die Rechtswissenschaft zählt, Gesetzblätter mit inbegriffen, an 100 Staatswissenschaft, Volkswirthschaft und Statistik kaum die Hälfte, etwa 40. Das Dutzend statistischer Veröffentlichungen erscheint auf Kosten der Staaten: durch den Verkauf möchte kaum eine statistische Zeitschrift sich decken. Die Zahl theologischer Zeitschriften in Deutschland und der Schweiz, welche 64 im Jahre 1837 betrug, hat sich bis 1865 verdreifacht, was eine merkwürdige Erscheinung ist, seitdem aber nicht mehr zugenommen; sie ist immer noch sehr hoch, indeß muß man bedenken, daß sehr viele nur kleine Blättlein sind. Nicht wenige sind amtlich oder blos örtlich. In der katholisch-theologischen Presse bestehen solche, deren Hauptaugenmerk die kirchliche Verwaltung des Sprengels ist, und solche, welche sich auch mit Staatsvorgängen befassen. Beachtenswerth ist, daß die Zahl der protestantischen (141) die der katholischen (38) dennoch um mehr als einhundert übersteigt. Unter ersteren befindet sich 1 mennonitische und 5 freireligiöse. Uebrigens gibt es ein deutschkatholisches und 14 jüdische Blätter. Die noch vorhandene Macht der Theologie drückt sich in dieser Fülle theologischer Blätter aus; wir gewahren aber auch, wie sie anfängt vom Schulwesen überflügelt zu werden, denn die Zahl der pädagogischen Blätter hat seit 1837 sich ungefähr vervierfacht: damals gab es 20 und jetzt so viele, ja noch mehr als juristische, nämlich über 100, und außerdem 25 Zeitschriften für die Jugend, des Guten doch fast zu viel. Darunter befinden sich „Blätter für Taubstumme" und ein „Organ für Taubstummen- und Blinden-Anstalten", ein Blatt für Kindergärten und mehrere Turnzeitungen, eines zur Förderung des Zeichnenunterrichts, auffälligerweise auch drei Missionsblätter für Kinder, die von Gnadau, Berlin und Stuttgart ausgehen. Seltsam ist, daß manche Gegenden für erforderlich hielten, ihr eigenes pädagogisches Blatt zu besitzen; sehr viele nämlich tragen die örtliche Beschränkung auf dem Titel.

Um den Absatz **wissenschaftlicher** Zeitschriften ist es übel bestellt. Zwei medizinische Zeitungen in Wien vertreiben allerdings die eine 7000, die andre 6000 Abzüge, das steht jedoch vereinzelt da. Die viel verbreiteten theologischen und pädagogischen Blätter würden vielleicht nur mit Unrecht unter diese Rubrik gebracht. Außer den beiden erwähnten hat es wol keine rein wissenschaftliche Zeitschrift zu ein paartausend Abnehmern gebracht. Die Auflage der am günstigsten gestellten schwankt zwischen 1700 und 1000, die der allermeisten erreicht keine tausend, geht herunter bis zu 400, wieviel von den „Philosophischen Monatsheften“ in Halle und der regensburger „Flora“ gedruckt werden. Es gibt viele gelehrte Blätter, aber sie haben wenige Käufer.

Wie kärglich ist bei der Geringfügigkeit des Absatzes der wissenschaftlichen Blätter der Verdienst der Gelehrten! Das Arbeiten und Forschen unserer meisten Gelehrten ist eine fortgesetzte Aufopferung. Zeitungen wie Unterhaltungsblätter theilen übrigens gar nicht selten recht werthvolle wissenschaftliche Aufsätze mit. Bedauerlicherweise gehen diese in der Regel verloren, falls sie nämlich keine Bruchstücke aus einem später erscheinenden Buche sind, da unsere Büchereien nur Fachblätter und blos ausnahmsweise eine Zeitung oder eine schöngeistige Zeitschrift aufbewahren. Gebräche es auch vielen Bibliothekaren nicht an Verständniß für die Wichtigkeit der Tagespresse, so würden ihnen die Geldmittel zum Ankauf abgehen. Allzu wenig sorgt der Staat für die Erhaltung des Schrifttums. Viele Arbeit geht demnach verloren, ohne den Nutzen zu stiften, den sie gewähren könnte. Schwer, oft unmöglich ist es daher ein älteres Zeitungs- oder Unterhaltungsblatt aufzutreiben.

XIII.

Was im deutschen Zeitungswesen bis 1866 entwickelt worden war, blieb in der seit diesem Jahre verlaufenen Zeit bestehen, wurde gesteigert und geschärft. Ein Umschwung trug sich in der Zwischenzeit nicht zu; die vorhandenen Schäden wuchsen; alles

nahm zugleich größere Verhältnisse an und es gewann das Zeitungswesen in diesen sieben Jahren zusehends an Ausbreitung; wesentlich besser ist es schwerlich geworden. Seine günstigen wie seine üblen Einwirkungen erstrecken sich aber jetzt in weiterem Umfange auf unser Volk.

Der schwache Keim in unserm Zeitungswesen zu weltbürgerlicher Beschaffenheit zu wachsen (der Hinweis darauf war das Schlußwort der ersten Auflage dieser Schrift*) ist nicht stärker geworden. Wir dürfen auch von so wenigen Jahren nicht viel erwarten. Große Entwickelungen rücken nur in langen Zeiträumen vorwärts. Unser Zeitalter ist wol bereits ergriffen von einem aus der Vereinzelung und Enge heraus zur Verbindung des Gemeinsamen hinstrebenden Zuge, jedoch von ihm noch keineswegs beherrscht. Erinnern wir uns, daß während des Mittelalters die römische Kirche beinahe ganz Europa in Einheit zusammenhielt. Mit dem heiligen Vater auf Sankt Peters Stuhle stand selbst der Bischof von Rakholt auf Island in Verbindung. Das Schrifttum war in lateinischer Sprache gehalten und gemeinsam. Was in Italien der Doctor angelicus Thomas von Aquino, der in Köln studirt hatte, auseinandersetzte, oder was der Schotte Duns auf der pariser Universität lehrte, das las man in Prag so gut und so leicht, als in Valencia, Oxford und Krakau. Gleiche Anschauungen und Vorschriften wurden unter allen Abendländern verbreitet: im Dichten und Trachten befand man sich daher in großer Uebereinstimmung. Diese Einheit zerriß in Folge des mächtigen Emporkommens der lebenden Sprachen, indem nun jedes Volk sein eigentümliches Schrifttum ausbildete; die Kirchenspaltung säete gar unter den andersgläubigen Völkern den Samen schlimmer Feindschaft. Seitdem zeitigten getrennte Entwickelungen hier diese, dort jene Keime, und was z. B. in englischer Sprache erschien, war in Spanien oder Deutschland ein verschlossenes Buch, in welches blos einige wenige Auserwählte eindringen konnten, wie umgekehrt spanische oder deutsche Bücher in England so gut wie ungelesen blieben. Viele Scheidewände bestanden nunmehr. Noch am längsten hielt die strenge

* Vgl. oben Seite 191 und meine Geschichte der Schrift und des Schrifttums I 42. 43.

Gelehrsamkeit das Band der Einheit fest. Das Uebersetzen bedeutender Werke fing darauf an und nahm zu; auch die Zeitungen trugen zum Wiederverbinden des Getrennten bei, indem sie nicht blos Nachrichten aus fremden Ländern, sondern auch Betrachtungen, die in ihnen angestellt worden waren, deutschen Lesern zuführten und damit halfen, die geistige Strömung verschiedener Völker in näheren Zusammenhang und in eine gewisse Gleichmäßigkeit zu bringen, den Einklang Europas, der gebildeten Welt herbeizuführen — ein großes Verdienst.

Die Jahre nach 1866 waren nicht dazu angethan, Fortschritte in dieser Hinsicht zu begünstigen. Die ersten Versuche mehrsprachiger Zeitschriften gediehen auch in ihnen nicht. Des dresdener Professor Zeibig dreisprachige „Warte" vermochte nicht sich zu behaupten. Sein mit H. Krieg 1869 unternommenes inhaltreiches „Panstenographicon", eine Aufsätze in verschiedenen Sprachen enthaltende, zwanglos erscheinende „Zeitschrift für Kunde der stenographischen Systeme aller Nationen", hatte glücklicherweise Bestand, aber nur weil Staatsmittel dieses vortreffliche Unternehmen deckten. Aber auch ein eigenthümlicher, von Frankreich ausgehender, Deutschland mitbetreffender Versuch scheiterte. In Deutschland wiegt man sich augenblicklich in Einbildungen, die Führung Europas zu haben; es ist nicht so. Wol wird in zwei Gebieten mehr geleistet als von anderen Völkern, allein nicht in allen. Das eine ist das der Universitätsgelehrsamkeit und das mit ihr Zusammenhängende, und dies will allerdings v i e l besagen. Das andere ist das Kriegswesen in Preußen. Die soldatische Ueberlegenheit beruht aber zum Theil auf der Unterwürfigkeit der Menschen, die einen guten Theil ihres Lebensglücks, ihres Behagens und ihrer Kraft hingeben müssen, zum Theil auf einer Militäruniversität, in welcher ein ausgezeichneter Generalstab und einsichtige Anführer in großer Zahl herangebildet werden. An ihr haben Professoren der berliner Universität, wie der unsterbliche Meister der Erdkunde Karl Ritter, geistvolle Obersten und Feldherrn gelehrt. Die Frucht dieser klugen Einrichtung ist nun schon eine Reihe von Jahren vorhanden und dadurch ist auf Jahrzehnte hinaus die Ueberlegenheit der preußischen Kriegführung sichergestellt. Jedoch in Vielem und namentlich in den Preßverhältnissen

folgen wir dem Vorgange anderer Völker, die es in ihnen weiter gebracht haben, nach.

Wie erwähnt worden ist, faßte der Provenzale Pierre Baragnon (für dessen Stellung im Staatsleben bezeichnend ist, daß er 1871 von den Radikalen Marseilles zur Erwählung in den Generalrath der Provinz aufgestellt wurde und jetzt, 1874, Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern ist) den Plan ein französisch geschriebenes Tageblatt, „Bulletin international. Informations européennes“ in der Art erscheinen zu lassen, daß es abwechselnd, an jedem Wochentage in einer andern Hauptstadt erschiene, und in dieser auch selbstständig verfaßt werde, damit es die Bewegung des betreffenden Landes getreu abspiegele. Wer alle 7 Blätter sich kommen ließ, empfing demnach eine wirklich in 7 Orten entstandene Zeitung. Man konnte auch blos Abnehmer des Blattes eines Landes sein. Es erschien am Sonntage in Paris, in den andern Tagen der Woche wechselsweise in Brüssel, Nimes, Florenz, Konstantinopel, Wien, am Sonnabend in Dresden, allwo es der Professor an der Militärakademie Hessèle und unter ihm der Deutsche Otto-Walster besorgten. Der Gedanke war gut, die Ausführung vorerst schwach, das Unternehmen überhaupt noch nicht recht fertig und der Erfolg daher noch gering, als der Krieg von 1870 das dresdener Blatt, welches den preußischen Strebungen nicht günstig gewesen war, unterdrückte. Der Unternehmer verkaufte darauf einzeln die anderwärts erscheinenden Wochenzeitungen. —

Die lithografirte Korrespondenz griff weiter um sich. Nachdem so große Nachfrage nach kurzen Erzählungen entstanden war, wendete ihr Verfahren die Verlagshandlung des „Daheim“ auch auf solche an und gab seit einigen Jahren eine „Belletristische Correspondenz“ heraus, den Zeitungen kleine Mittheilungen, Novellen, Romane in der Eigenschaft von Manuskripten liefernd. Ein gleiches Unternehmen vom Verleger des „Freischütz“ in Hamburg, betitelt „Novellenmanuskript“, ging bald wieder ein, dafür erschien in Hamburg durch Wolf die „Novellenmappe“. Im Jahre 1873 fing Dr. Löwenstein in Berlin eine wöchentliche „Feuilleton-Correspondenz“ mit dem Titel „Unter dem Strich“ zu dem Spottpreise von 6 Thalern vierteljährlich an.

Somit sehen wir auf diesem Felde ebenfalls den Ansatz zu einer Art schöngeistiger Fabrik, welche leicht bedeutenden Einfluß gewinnen könnte. Ohne Zweifel wird eine solche die Gleichartigkeit der in verschiedenen Städten herauskommenden Blätter befördern, die Unterhaltungsschriftsteller jedoch dürften, wenn sie solche Unternehmungen aufkommen lassen, wenn sie aus Unlust mit äußeren Geschäften sich zu befassen, Vormünder annehmen, die gewonnene Bequemlichkeit sehr theuer bezahlen. Arbeitstheilung ist an sich gewiß nützlich, sobald sie jedoch die Abhängigkeit der Schriftsteller zur Folge hat, schlägt sie zu großem Uebel aus. Beherzigten doch die Schriftsteller, daß wer die Geschäfte führt, der Herrschende zu werden pflegt. Er behält das Fleisch und wirft seinen Lieferanten die Knochen zu. So war es stets. Waren ja auch die Regierungen anfangs dazu bestimmt des Volkes Geschäfte zu besorgen und die Menschen lange froh — dies ist eine geschichtliche Thatsache — daß die Regierung ihnen die Mühe der Selbstverwaltung abnahm. Was ist aus diesem bequemen Zustande geworden? Alleinmacht der Fürsten, Unmündigkeit des Volkes, Herabsinken der Gesinnung und Kraft der einzelnen Menschen.

Auf eine verwandte Gefahr möchte hierbei hinzuweisen sein, auf die Einigungen unter Verlegern zum gegenseitigen Ueberlassen der erkauften Schriftstücke. Solche sind sogar vorgekommen, ja es ist ernstlich vorgeschlagen und als Vervollkommnung der gegenwärtigen Verhältnisse empfohlen worden, daß der Zeitungsbesitzer gegen eine jährliche Zahlung Inhabern anderer Blätter beliebigen Nachdruck aus seiner Zeitung gestatten solle. Geschähe dies, so könnten die großen Zeitungen, von denen so viele kleine Blätter sich nähren, mit besserem Inhalt versorgt werden. Nachdruck wird aber nicht blos gegenüber dem Verleger, namentlich nicht gegenüber dem Zeitungsbesitzer, der mit dem erkauften Aufsatz seinen festen Abnehmerkreis schon richtig versorgt hat und in den Fall einer zweiten Auflage gar nicht kommt, sondern in erster Stelle gegenüber dem Verfasser verübt. Diesem gebürt neue Bezahlung für neue Benutzung. Nun vermöchten freilich die Zeitungsbesitzer kraft eines Uebereinkommens untereinander die Zeitungsschreiber dazu zu zwingen, daß diese ihnen das

unbedingte Eigentum an den angenommenen geistigen Hervorbringungen überlassen, und die Zeitungsschreiber müßten dann, wenn sie nirgends außer unter diesem Zugeständniß ihre Schriftstücke anbringen können, entweder sich fügen oder aufhören für Zeitungen zu schreiben. Aber alsdann liegt wieder Mißbrauch des Rechtes vor, und in solchem Falle hat der Socialismus volle Berechtigung. Weil die Schule unserer Rechtsgelehrten in ihrem Unvermögen die rechten Gränzlinien abzustecken, Zustände als zu Recht bestehend ansieht, welche Unterdrückung des Schwächeren sind, darum hat sich der Ruf nach Enteignung, nach völliger Niederwerfung des Stärkeren bis zu dessen Rechtlosigkeit erhoben. Das bedenke man wohl. Die Schmarotzerblätter würden übrigens durch Befolgung jenes auf Vergewaltigung seitens der Geschäftsinhaber beruhenden Vorschlages nicht einmal aus der Welt geschafft.

Die Zeitungsschreiberei ist ein ebenso wichtiger als schwieriger Beruf und verdient, wenn sie gewissenhaft geübt wird, bei weitem mehr Ansehen, als sie unter uns Deutschen derzeit genießt. Wie anstrengend, wie erschöpfend, wie aufreibend ist der Zeitungsdienst! Wie kärglich sein Lohn! Beinahe dem Schauspieler gleich wirkt der Zeitungsschreiber fast nur für den Augenblick und ohne den Beifall zu ernten, der jenen sogleich erfreut und belebt. Ihm gehört ein Tag und die Mitwelt kümmert sich nicht einmal um seinen Namen. Wo die Verhältnisse in der rechten Lage sich befinden, da sind neben ausgezeichneten Volksabgeordneten hervorragende Herausgeber, scharfblickende Verfasser von leitenden Aufsätzen die richtigen Männer für die Ministerstellen, nicht alte Büreaukraten, die sich in der Regel nur zu Büreauchefs eignen. Doch von solchen Zuständen sind wir in Deutschland noch weit ab!

In den früheren Erörterungen ist nachgewiesen worden, daß die meisten Mitarbeiter an den Zeitungen zu Handlangern herabgedrückt worden sind und daß der Einzelne, wenn er seiner Einsicht und Ueberzeugung folgen will und diese nicht mit den jeweilig waltenden Auffassungen zusammenstimmt, fast stets auf Betheiligung an der Tagespresse verzichten muß, es höchstens zu einer sehr verkümmerten bringen kann. Die Herausgeber scheinen frei dazustehen, — die Wirklichkeit ist anders.

Die Zeitungen sind als Abspiegelungen der Gegenwart Tageschroniken und werden insofern Quellen der Geschichtschreibung (nach welcher Seite hin sie in meinem Lehrgebäude der geschichtlichen Forschung, welches ich nach dem zweiten Bande meiner Geschichte der Schrift zu veröffentlichen gedenke, gewürdigt werden sollen). Aber ihr Schwerpunkt liegt darin, daß sie Neuigkeitsblätter sind und als solche tischen sie einen Wust von kleinen und kleinlichen Einzelheiten auf, der den Leser verwirrt. Das Werden vollzieht sich in lauter vorkommenden Bruchtheilen. Die Flachheit des Denkens, die weit häufiger anzutreffen ist als Vertiefung, breitet sich in deren Berichten aus. Das ist natürlicherweise so, das ist kein Tadel: es kann nicht anders sein. Weil es aber so ist und weil die Blätter alle zusammen einen so mächtigen Einfluß auf die allgemeine Entwickelung ausüben, ist es von größtem Belange, daß an der Spitze der Zeitungen erleuchtete Männer stehen, welche sowol ihrer Ueberzeugung folgen können, als im Stande sind die Richtung bei der Auswahl der Nachrichten zu geben, durch eingeschobene Bemerkungen eine Klärung zu befördern, durch Erinnern an den geschichtlichen Hintergrund die Einzelnheiten in den rechten Zusammenhang zu rücken, durch leitende Aufsätze dem Leser zum besseren Verstehen, zum sich Zurechtfinden zu verhelfen. Wie viele unserer Herausgeber befinden sich in der Lage dies zu vermögen? Nicht sage ich, wie viele die Eigenschaften dazu besitzen, denn wiewol gar nicht selten Zeitungen untergeordneten Leuten anvertraut sind, denen es an Verständniß gebricht, gibt es doch nicht wenige Herausgeber, die, wenn es ihnen die Verhältnisse nur möglich machten, gern und gut der hohen Anforderung würdig entsprächen. Allein überbürdet werden sie gewöhnlich mit geringfügigen Verrichtungen, abgehetzt von der Fülle kleiner, zerstreuender, Sammlung und Ueberschau fast unmöglich machender Sorgen, so daß sehr viele in die Stellung höherer Registratoren hineingerathen. Und dabei beziehen sie nur den Gehalt besserer Gehülfen in Kaufmannsgeschäften (die meisten, soviel ich weiß, zwischen 600—1500 Thlr. jährlich); die wenigen Ausnahmen besserer Bezahlung sind dagegen nicht einzusetzen. Hatte ein tüchtiger Zeitungsschreiber seinen gleichgearteten Sohn in den Kaufmannsstand gegeben, so erlebte er wol bald, daß der Junge viel mehr Geld verdiente als er.

Was ist die Folge? Gedankenloses Gehenlassen. Hat ein redlicher Mann sich angestrengt zu leisten, was er irgend vermag, und sieht dennoch ein, daß er trotz seiner Aufopferung nichts Rechtes auszurichten im Stande ist, so verzweifelt er endlich, thut wol noch was er unschwer vermag, läßt aber die Arme sinken und die Dinge laufen. Wäre es, falls es sich anders verhielte, möglich, daß die an die Schriftstellerei zu stellenden Anforderungen so häufig zum Schaden der Leser vernachlässigt werden, daß z. B. so oft bei Mittheilung von Abstimmungen in Landtagen der Inhalt des angenommenen Antrags gar nicht dabeisteht? Was nützt denn die Verweisung auf ein früheres Blatt, da nur die wenigsten Leser dieses zur Hand haben? Wäre es sonst möglich, daß so häufig in den einlaufenden Berichten grade das Erheblichste herausgestrichen wird? Wäre es sonst möglich, daß zuweilen handgreiflicher Unsinn fast durch die halbe Presse läuft? Nur ein Beispiel. In der „Sächsischen Zeitung" stand 1867 zu lesen, im Königreich Sachsen gebe es 2555 Armenhäuser mit ungefähr 4000 Insassen: sichtlich ein Druckfehler (und zugleich ein Mißverständniß). Jedermann konnte sich sagen, daß weder auf ein Armenhaus 1—2 Insassen kommen könnten, noch daß im Königreiche Sachsen solch' allgemeiner Wohlstand vorhanden ist, um die angegebene geringe Ziffer Nothleidender glaublich erscheinen zu lassen. Gleichwol lief der Druckfehler unangefochten durch eine Reihe von Zeitungen!

Da eben nur die Tagesarbeit abgehaspelt werden kann, verlieren die Herausgeber die Möglichkeit ihre eigene Einsicht und ihren Willen in ihrer Zeitung walten zu lassen, wenn außerhalb befindliche Kräfte in entgegengesetztem Sinne ihrer Zeitung sich bedienen. Häufig werden sie auch da, wo sie zu leiten sich einbilden, geschoben. Auch dafür einige Beispiele in Beziehung auf Fragen, über welche, unter Schriftstellern, ziemlich Einverständniß herrscht. Die Berechtigung des geistigen Eigentums wird außer von den auf römischem Boden stehenden Rechtsgelehrten von allen denen angefochten, welche aus Eigentumsverletzungen Nutzen ziehen wollen. Hätten die Zeitungsherausgeber nur einigermaßen dessen, was ihr eigener Vortheil ist, sich angenommen, so würden die gegnerischen Stimmen längst nirgends mehr Gehör finden

Der Musterschutz, der mit der Grundlage des Schriftstellerrechtes zusammenhängt, wird sogar mißgünstig von den Zeitungen behandelt. Lange Auslassungen von Aeltesten der Kaufmannschaft, von Handelskammern gegen dessen Einführung drucken sie ab ohne die gehörige Zurechtweisung. Da hieß es z. B.: Die deutsche „Textil-Industrie" würde durch ihn zu Schaden kommen, weil sie „auf schnelle und gut organisirte Nachbildung der in andern Ländern geschaffenen neuen Muster und Formen basirt ist", ohne daß hinzugefügt wäre: Ah, der Diebstahl behagt Euch! Die Zeitung vertheidigt, was ihr Herausgeber selber verwirft. Klagt nicht fast jedermann über die plötzliche Vertheuerung des Lebens? Da sollte man doch denken, die Schriftsteller würden dem Aufschnellen der Preise entgegenwirken, das auch sie so schwer trifft. Mit nichten. Als Professor Birnbaum den Landwirthen sagte, sie wüßten gar nicht, daß sie die Milch viel zu billig verkauften, verbreiteten die Blätter wol den Inhalt seiner bezüglichen Vorträge, allein einer Beurtheilung unterzogen sie ihn nicht. Qui tacet consentire videtur. Weil Schacherseelen sich in den Zeitungen äußern und die Herausgeber Nullen sind, wird beständig das Aufschlagen gelobt, als fördernd hingestellt, darauf los mit der Presse gewirkt. Auch dafür ein Beispiel. Man las Ende 1872: „Immer günstiger gestaltet sich die Lage von Kaffee." Günstig? das heißt doch: die Kaffeeernten sind vortrefflich ausgefallen, die Zufuhr zum Markte ist reichlicher geworden, die Anschaffung des Kaffees wird jetzt dem Unbemittelten erleichtert, der Kaffeegenuß kann allgemeiner werden — aber so ist es nicht gemeint! Jener Aufsatz fuhr fort: „In Brasilien hat der Markt bereits eine steigende Richtung genommen. Die Zufuhren aus dem Innern sind auf die Hälfte, von täglich 10,000 Ballen auf 5000 gefallen. Der Distrikt Santos erzielte nur eine halbe Ernte. Für den Verbrauch von 1873 fehlt ohnehin bereits ein sehr beträchtliches Quantum. Die Vorräthe schmelzen täglich mehr zusammen. Die Zufuhren werden sich ausweisen wie ein Tropfen auf einen hohlen Stein". Das Zurückbleiben des Kaffees hinter dem Bedarf wird auf anderthalb Millionen Zentner berechnet, — und ein solches Unglück wird als ein „günstiges" Ereigniß vorgeführt! Nachträglich erfährt man obenein (auch nicht aus Zeitungen),

daß Kaufleute in Frankfurt am Main, Mannheim u. a. sich zusammengethan, um durch Ausstreuung übler, weit über die Wirklichkeit aufgeschraubter Nachrichten eine Panik betreff dieser Waare hervorzurufen, damit sie aufgekaufte Vorräthe hoch losschlagen könnten.*

Eine tiefgreifende Veränderung vollzieht sich in Deutschland, die kein Blatt besprach. Die höher gebildete Schicht, insonderheit die der Studirten, ist in reißendem Sinken begriffen. Der Werth ihrer Einnahmen wird von Jahr zu Jahr niedriger. Spreche man doch nicht schnöde vom Gelde, wo es sich um ihre äußeren Verhältnisse handelt. An ihm hängt die gesellschaftliche Stellung, an dieser wieder ein Theil des Einflusses, in diesem Falle eines Einflusses, der, wenn auch nicht durchweg untadelig, weil alles Menschliche mit Gebrechen behaftet ist, dennoch im Ganzen ein emporhebender ist. Selbst die Mittel zur Weiterbildung werden verkürzt. Wie kann der Gelehrte, der Dorfprediger, der

---

* Es liegt die Ansicht nahe, daß es vielleicht richtig sei, wenn in Sachen der Gewerbe und des Handels die Zeitungsherausgeber, als nicht recht sachverständig, sich auf bloßes Registriren beschränken und auf Hinnahme der ihnen aus der Geschäftswelt zukommenden Aeußerungen. Vernehmen wir jedoch hierüber eine Stimme aus deren Mitte. Der Besitzer eines der größten Drogengeschäfte, Gehe in Dresden, ein ebenso einsichtsvoller wie uneigennütziger Mann, gibt monatlich ohne Entgelt seinen Kunden und Konkurrenten Berichte, in denen er sie in Kenntniß von den Veränderungen auf dem Markte, den Bezugswegen und Erfordernissen der einzelnen Waaren des Drogengeschäftes und dgl. setzt. In der Einleitung eines seiner letzten „Drogenberichte" steht nun zu lesen nach einem Hinweis darauf, daß als meine Schrift 1866 herauskam, die in ihr enthüllte Käuflichkeit und Unselbstständigkeit der Presse „den Meisten überraschend und kaum glaublich" erschienen, daß diese jetzt in schamloser Nacktheit vor Aller Augen stehe und „wie etwas Selbstverständliches in ein man kann sagen officielles System gebracht" sei. „Gegen die verbündete Lüge kann nichts mehr aufkommen. Zuversichtlich, wo nicht höhnend schreitet die im Besitz befindliche Macht über die noch so zahlreichen, aber keinen Wiederhall findenden Klagen schwer verletzter, berechtigter Interessen hinweg. Das Wort gehört fast ausschließlich einer Schaar von Frasenmachern, die ohne Kenntniß der Thatsachen mit dem Schlagworte „Freiheit" in Wahrheit der allerärgsten Monopolwirthschaft das Wort reden." In Folge davon „ist der wirthschaftliche Raubbau zur Regel geworden und an die Stelle des auf Versorgung mit dem Erforderlichen gerichteten reellen Handels die wüste Spekulation getreten" und dieses verkehrte Treiben beeinflußt dann sogar Professoren der Staatswirthschaft und Minister der Staaten, so daß falsche Theorien in Schwung und Geltung kommen.

Richter, der arme Lehrer gar Bücher und andere Hülfsmittel zu Studien erwerben, wenn sie vertheuert sind, während gleichzeitig der erhöhte Aufwand seines meist ohnehin eingeschränkteren Haushalts ihm kein Geld zu solchen Ausgaben übrig läßt? Wie seine Kinder sorgfältig unterrichten lassen, nachdem gradezu unverantwortlicher Weise sogar Regierungen das Schulgeld erhöht haben? Mein Vater zahlte für mich, als ich der obersten Klasse eines vorzüglichen Gymnasiums angehörte, jährlich 8 Thaler; jetzt müssen für einen Schüler in mittleren Klassen 36 und selbst 48 Thaler entrichtet werden! Das kann doch nicht ohne Nachwirkung bleiben. Zugleich erhebt sich das beschränktere Wissen über das höhere. Aus Lehrermangel oder aus Schlaffheit wird bei den Prüfungen eine Nachsicht geübt, die früher nicht vorkam. Junge Männer, die es wenig über die jetzige Seminarbildung gebracht haben, werden Lehrer, werden Vorsteher höherer Schulen und führen in Fragen des Unterrichts und des Schulwesens das große Wort. Den Gelehrten bleibt übrig sich in die Politik zu werfen, wenn sie Einfluß gewinnen wollen, oder in Forschungen zu vergraben, deren Ausbeute sie oft nicht an die Oeffentlichkeit bringen können. Bei einem solchen Gange muß unausweichlich ein Rückfall unseres Volkes kommen. Er bereitet sich vor unsern Augen vor. An Flinten und Kanonen hängt die Größe nicht. Wie verdienstlich wäre es von den Zeitungen, die ja doch unausgesetzt Wacht zu halten berufen sind, wenn sie diesem Zug der Dinge Schritt für Schritt Widerstand entgegensetzten. Geschehen ist dies bisher nicht.

Ein anderes Beispiel zeige das Verhalten. Der äußerst seltene Fall trat kürzlich ein, daß eine neue Universität errichtet werden sollte. Unsere alten Universitäten sind ungeachtet ihrer Musterhaftigkeit vermöge ihrer geschichtlichen Entwickelung mit Gebrechen behaftet, welche sich ohne große Einschnitte in vieles nicht mehr beseitigen lassen, da sie seit Alters mit ihrer ganzen Einrichtung verwachsen sind, jedoch bei einer *neuen* Schöpfung sind solche vermeidbar, mag sich neuen Gedanken und Bedürfnissen, welche die Zeit zu Tage gebracht hat, zum allgemeinen Besten Rechnung tragen lassen. Als im Jahre 1847 nur der Plan auftauchte, das Johanneum in Hamburg zu einer Universität zu erhöhen, wurden viele Vorschläge in den Blättern verhandelt. Diesmal fanden

in der Oeffentlichkeit gar keine Erörterungen über die Grundlagen statt, obwol man sich hierbei auf einem Gebiete bewegt haben würde, auf welchem die verschiedenen politischen Parteien einträchtig zusammenwirken konnten, vorausgesetzt, daß die neue Universität ein Tempel der Wissenschaft, kein politisches Werkzeug werden sollte. Was trat ein? Es kam zu keiner Neuschöpfung, und doch hätte eine solche der Universität Straßburg Bedeutung geben können. Einfach die vorhandene Gestalt mit allen ihren Mängeln nachahmend gründete man eine Universität gleich den übrigen, als ob es uns in Deutschland an mittleren Universitäten fehle, und bei den Berufungen erwiesen sich Klicken- und Parteiauffassungen als mitwirkend. Die Zeitungen sagten Amen und stimmten in die vorgesungenen Lobeshymnen ein. So sehen wir auch hier wieder, daß die Zeitungen nicht genug selbstthätig eingreifen. Sie werden gebraucht. Doch genug.

Bei solcher Zurückdrängung des Herausgebers kündigen sich neue Zeitungen an, die es gar nicht nöthig finden, den Mann nur zu nennen, der für ihren Inhalt zu sorgen hat!

Gegen früher haben sich die Ansprüche der Lesewelt an Vielseitigkeit so sehr vermehrt und gleichzeitig ist der Aufwand der Drucklegung so hoch gestiegen, daß nur wer im Besitze eines beträchtlichen Vermögens ist, wagen darf eine Zeitung erscheinen zu lassen, welche den Wettlauf mit den vorhandenen großen Blättern bestehen kann. Auf Vorzüglichkeit der schriftstellerischen Kraft läßt sich bei mäßigen Geldmitteln heutzutage keine solche gründen. Versuche, viele Gleichgesinnte zu vereinigen, um gemeinsam das Erforderniß zu decken, haben bisher meistens dahin geführt, daß sie entweder auf die Länge sich nicht behaupten konnten oder allmälich damit endeten, daß die Antheilscheine in die Hände einiger Reichen übergingen. Ein Beispiel der letzten Art liefert die auf die gedachte Weise in der Zeit der hereingebrochenen Rückströmung als wirklich fortschrittliches Blatt entstandene „Nationalzeitung" in Berlin, deren Aktien, als sie zum Drittheil ihres Nennwerthes zu kaufen waren, der wiederholt erwähnte Wolff an sich brachte. Seitdem ist sie ein Blatt wie die andern.

Nachdem die Bedingungen der Tagespresse sich so wesentlich verändert hatten, reichten die Kräfte derjenigen, welche ihre eigent-

lichen Träger sind oder sein sollten, höchstens zur Herstellung kleiner Blätter aus. So haben uns denn die letzten Zeiten die neue Erscheinung kleiner Blätter in großen Städten gebracht. Grade diese sind der Ausdruck selbstständigen Strebens geworden und befinden sich in voller Unabhängigkeit, grade sie zeichnen sich durch Gedankengehalt aus, aber sie stehen im Schatten der großen Zeitungen und führen ihr Dasein im Dunkel.

Dergleichen Blätter tauchen in bewegten Zeiten als Parteikundgebungen auf, wenn Gesinnungsgenossen Opfer bringen, um sich und andere nicht von dem Strome fortreißen zu lassen, vielmehr vereint widrigen Fluthen gegenüber Stand zu halten. Sie sind keine Gründungen zum Erwerb, sondern sollen einer gewissen Auffassung Raum verschaffen. Sie sind streitende Blätter, daher nicht immer frei von geflissentlicher Einseitigkeit. Jeder Leser weiß sogleich, wie er mit ihnen daran ist, und mag sich gegen etwaige Uebertreibungen, Bemäntelungen oder Anschuldigungen ihrer Widersacher waffnen.

Die Volkspartei regt sich im deutschen Reiche beinahe nur in solchen kleinen Blättern. Ihr Hauptblatt war die „Zukunft" in Berlin, welches Dr. Johann Jacoby 1866 mit einer ihm als Ehrengabe zugewiesenen Summe gründete. Es vermochte sich nur bis in's Jahr 1871 zu halten, obschon in ihm Guido Weiß mit vollendeter Meisterschaft das Stärkste unverfänglich und dabei zugleich anmuthig zu sagen verstand. Seitdem ist ihr einziges großes Blatt die „Frankfurter Zeitung", oft spricht sie auch aus der wiener „Tagespresse." Die Lage ist ihr widrig, aber sie kann warten. Sie ist unverwüstlich. Ihre Zeit wird wieder kommen.

Die Adelspartei besitzt zwei auf die nämliche Weise entstandene größere Blätter: die neue Preußische (Kreuz-) Zeitung" in Berlin und „Das Vaterland" in Wien. Beide sind selbstständig und eigentümlich, aber ihre Partei liegt danieder ohne Aussicht in Zukunft aufzukommen. Wagener gründete die Kreuzzeitung mit einer Aktiengesellschaft, um der rückgängigen Bewegung Vorschub zu leisten. In Berlin wurde sie anfangs Soldaten und niedern Beamten gegen den bloßen Betrag der Steuer und des Abtragelohnes überlassen, höheren Beamten, Geistlichen, Lehrern

zum halben Preise. Sie hat damals ihren Zweck erreicht: heute erinnert sie an die Vergangenheit, obwol sie noch eine Auflage von 7000 hat. Sie nimmt (was, wenn ich nicht irre, das „Vaterland“ nicht thut) Reclamen zum doppelten Preise der einfachen Anzeige auf.

Bedeutung hat die den katholischen Standpunkt betonende „ultramontan“ genannte Presse. Stark ist diese, weil in ihr kräftige Ueberzeugung das Wort führt, von den angenommenen Voraussetzungen aus folgerichtig verfährt, unzugänglich andern als kirchlichen Einflüssen. Wankelmuth darf ihr nicht vorgeworfen werden. Die Zahl der katholischen Blätter ist groß, viele sind Parteieigentum, doch ist unter ihnen keine weitum herrschende Zeitung; zu ihren größeren zählen die „Germania“ in Berlin, die Bonner Reichszeitung, die Kölner Volkszeitung und einige andere. Der Papst, die meisten Bischöfe, die Generalversammlungen der katholischen Vereine ermahnten zu wiederholtenmalen nachdrücklich das Heer der Gläubigen, die Zeitungen im Auge zu behalten und mittelst der Presse einzugreifen. Wenn der Antrag Birle's (von der „Augsburger Postzeitung“) auf der Vereinsversammlung zu Trier im September 1865, ein katholisches Preßbüreau zu errichten, nicht zur Annahme gelangte, so muß das verwundern. Immerfort ertönten aus den Reihen der gläubigen Katholiken bittere Klagen, daß die Presse, welche die Sache der Kirche vertritt, keine genugsame Unterstützung bei der Geistlichkeit und den Laien finde. Das hieß aber nur, es geschehe noch nicht genug. Der Regensburger Lukas gestand, daß sie „den Kampf des verlorenen Postens kämpft.“ Streitet sie doch gegen den Zeitgeist, gegen die Anschauung, welche die Frucht des wissenschaftlichen Fortschritts ist. Geldmittel fehlen ihr keineswegs, wie der Volkspartei, die ebenso wie sie von starken Ueberzeugungen durchdrungen ist, aber Gaben der katholischen Presse wollten lange nicht recht anschlagen; das Feld ihrer Wirksamkeit war unfruchtbar geworden. Ein aufrichtiger und einsichtsvoller Wortführer dieser Richtung, der erwähnte Lukas schilderte 1867 die Lage folgendermaßen: „Unter den Gebildeten greifen nur diejenigen nach katholischen Blättern, die mit formellem Bewußtsein an Gott und der Kirche hängen. Und diese sind

bald gezählt! Unter dem Adel sind es einige wenige Familien, bei denen die Religion zum Inventar des Hauses gehört." (Der geneigte Leser denke über den Sinn dieses ungewöhnlichen, von Lukas sicher mit Bedacht gewählten und für viele Fälle gewiß sehr treffenden Ausdruckes nach.) „Daß die Studirten en masse brutal ungläubig werden müssen, dafür sorgt die Verwilderung unseres Universitätslebens. Unter den Bürgern sind diejenigen die Eifrigen, bei denen die geistlichen Herrn ihre Bücher binden lassen, dann ihre Beinkleider, Stiefeln und Schreibmaterialien kaufen, diejenigen, von denen unsere Seminare und Stiftungen den Reis und den Sago beziehen, oder denen andere materielle Ueberzeugungsgründe beistehen. O täuschen wir uns nicht über unsere Zahl. Der nächste beste Spieß genirt sich das Allerheiligste zu begleiten, kaum der zehnte bürgerliche Magen kann die Fastenspeisen mehr vertragen und was die Frequentation der heiligen Sakramente anlangt, so greift allmälich eine Stimmung um sich, die einmal ein Bauer mit gottloser Einfall also aussprach: „„Unser Klima ist unerträglich; im Winter ist es zu kalt, im Sommer zu heiß; zu Ostern wäre es grade recht, aber da hat der Teufel das Beichten wieder da."" Ja, unsere Katholiken! Schaut sie an! Zählt die Mitglieder unserer Piusvereine, unserer Bruderschaften, unserer Vincentiusvereine, sucht sie im Pfarrgottesdienst! Wir haben freilich sehr ehrenwerthe Ausnahmen, Männer voll Ueberzeugungstreue, Muth und Hingebung — aber das sind eben die Abonnenten unserer Blätter." Indeß dies wurde anders, als der Angriffsstoß die katholische Kirche in Preußen traf. Da warf selbstverständlich die katholische Presse sich in den ausgebrochenen Kampf und schöpfte aus ihm frisches Leben. Konnte ihr ein größerer Gewinn werden, als daß nun laue Katholiken auf sie hören?

Eine neue Erscheinung ist das Aufschießen einer socialdemokratischen Presse, die auf einem eigenen Boden wurzelt. Lassalle ging mit der Gründung einer socialdemokratischen Zeitung um, als er (im Sommer 1864) das Leben verlor. Sein Vorhaben führte Baron Dr. Schweitzer aus und 1865 erschien in Berlin „Der Social-Demokrat. Organ des Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins". Ostern 1871 bekam dies Blatt den Namen des „Neuen Social-Demokraten". Es hob sich zu 12000 Abnehmern,

Im Jahre 1866 ließ in Genf Johann Filipp Becker den „Vorboten, Organ der Internationalen Arbeiter-Association“, erscheinen, eine Monatschrift, die später, 1872, einging. 1867 gründete ferner Liebknecht in Leipzig das „Demokratische Wochenblatt“, welches er 1869 zum „Volksstaat“ erweiterte, der gegenwärtig 7500 Abnehmer zählt. In gleicher Richtung tauchte eine große Anzahl kleinerer Blätter seitdem auf; manche gingen wol nach kurzer Frist wieder ein; bald jedoch ersetzten sie andere. Die Begründung geschah mehrmals durch Antheilscheine von 10 oder 5 Thalern. Bis jetzt erhielten die Blätter sich im Parteieigentum. Mittelst Herumtragen und Verbreitung in den Werkstätten, nicht durch bezahlte Anzeigen wurde Absatz gesucht und neue Abnehmer waren neue Werber, weil sie die Hebung ihres Blattes als Parteisache sich angelegen sein ließen. Dermalen besteht schon ein viertelhundert socialdemokratischer Blätter * und 5 oder 6 von

* Der Hauptsache nach in gleicher Richtung gehalten erscheinen außer den oben genannten I im Anschluß an den von Hasselmann und Hasenklever jetzt herausgegebenen neuen Social-Demokraten „Social-Politische Blätter“, ein Unterhaltungsblatt in Berlin und dann in Hamburg der „Social-Demokrat“. II in der Richtung von Marx: in der Schweiz „Das Felleisen“, in Zürich „die Tagwacht“ und „der Rütlianer“; in Stuttgart die „Süddeutsche Volkszeitung“, in München „der Zeitgeist“, das fürther oder nürnberger „Social-Demokratische Wochenblatt“, die „Hoferzeitung“, in Wien die „Allgemeine radikale Arbeiterpresse“, in Wiener-Neustadt die „Gleichheit“, in Klagenfurt das „Socialpolitische Volksblatt“, in Pest die „Arbeiterwochenchronik“, in Mainz die „Süddeutsche Volksstimme“, in Braunschweig „der Volksfreund“, weiter der „Thüringer Volksbote“, der „Geraer Volksfreund“, der „Crimmitschauer Bürger- und Bauernfreund“, die „Chemnitzer freie Presse“, der dresdener „Volksbote“. Vier von diesen haben zugleich unterhaltende Beilagen mit Erzählungen, Witzen u. dgl. Die Erscheinungsorte lehren, daß die unter den Socialisten eingetretene Spaltung auch räumlich sich kennzeichnet. III Hinzuzurechnen in gewissem Sinne ist die Presse der Gewerkvereine und der Gesellen in bestimmten Handwerken: das in Krimmitschau gedruckte nur für Mitglieder bestimmte „Circular“ des Weber- und Manufaktur-Arbeiterbunds, „Helvetische Typographie“, „Korrespondent“, „Vorwärts“, drei Blätter der Buchdruckergehülfen, der „Botschafter, Organ der deutschen Cigarren- und Tabakarbeiter“; „Korrespondent, Organ der deutschen Hutmachergehülfen“, der „Genossenschafter“, ein Blatt der Gold- und Silberarbeiter, der „Sprechsaal“ der Porzellanarbeiter. IV Von Seiten der sogenannten liberalen Partei ausgehend: „Concordia“ und „der Arbeiterfreund“ in Berlin. V Von der katholischen Geistlichkeit ausgehend: „Arbeiterfreund“ in München, „Christlich-sociale Blätter“ in Achen.

diesen erscheinen sechsmal in der Woche. Dies gibt viel zu denken. Hier tritt uns vor Augen der Rückschlag auf die Ruchlosigkeit des Uebermuthes, der den lebendigen Menschen blos als eine Arbeitskraft betrachtete, blos wie eine Waare auf dem Markte schätzte.

Von den im deutschen Reiche und den in Oesterreich herauskommenden Zeitungen, die auseinander zu halten sind, üben die ersteren die überragende Wirkung aus. Mit ihrer Betrachtung beginnen wir demnach. —

Zweierlei haben wir aber noch im allgemeinen an den Vorgängen dieser letzten Jahre zu beachten: die großen Verlegenheiten zuvörderst, in welche die Zeitungen in vielen Städten durch das Ausbleiben der höheren Lohn fordernden Setzer und Drucker wiederholt geriethen. Stockungen traten ein; in Wien und Berlin einigten sich die getroffenen Zeitungsgeschäfte und gaben mit den ihnen übriggebliebenen Kräften eine gemeinschaftliche kurze Zeitung heraus bis der Sturm beschworen war. Die Zeitungsherausgabe gehört zu denjenigen Unternehmungen, welche keine Unterbrechung zulassen. Für sie wird also hinfort auf die Erwerbung von Setz- und Ablegemaschinen allgemein Bedacht genommen werden.

Sodann Regungen eines Strebens nach größerer Selbstständigkeit.

Die Abhängigkeit von den Telegrammengeschäften fing den Herausgebern doch an lästig zu werden. Auch diesmal gingen Franzosen voran. Monatlich mußte jedes pariser Blatt in der Durchschnittssumme an die Agentur Havás eintausend Franken dafür entrichten, daß diese die französische Presse mit Nachrichten vom Auslande auf dem Laufenden hielt. Es war öffentliches Geheimniß in Paris, daß sie zur Preßwirthschaft des Kaisers gehörend Zuflüsterungen der Regierungen zugänglich war und daß über alle bei ihr einlaufenden Depeschen der Minister des Innern eine Censur übte, daß sie ferner den bei dem Unternehmen mit ihrem Vermögen betheiligten Börsenleuten diente, insofern nach ihren Mittheilungen sich die Kurse auf der Börse richteten, ja daß sie in Paris fabrizirte Nachrichten in Depeschenform ausschickte. Unabhängige Herausgeber von Zeitungen wünschten sich dieser Beherrschung zu entziehen, sahen aber ein, wie schwer dies sei. Am

5. August 1867 traten auf Girardin's Betrieb Herausgeber von 9 Blättern, welche andere Blätter heranziehen sollten, zusammen, um Havas für jede Zeitung monatlich 500 Franken anzubieten und die ersparten 500 in eine gemeinschaftliche Kasse zu legen, aus der für sämmtliche Theilnehmer eigene Telegramme besorgt werden sollten. Welche Wirkung dies Vorgehen hatte, blieb mir unbekannt, erwähnen will ich aber noch, daß bei dieser Zusammenkunft der Herausgeber der Indépendance Belge, Berardi, einen Bund der Zeitungen Frankreichs, Belgiens, Deutschlands und Englands vorschlug, um Havas dadurch entbehrlich zu machen, daß sie alle wichtigeren Kunden sich gegenseitig durch ein Vermittlungsamt zukommen ließen. Man sieht, der Bogen war von den Besitzern des europäischen Telegrafengeschäfts zu straff gespannt und der Mißbrauch schreiend geworden. Wie es dem Geschäfte in den Kram paßte, so gab es, veränderte es die theuer bezahlten Telegramme.

Einige Jahre später regten sich auch deutsche Zeitungen, die ihre Spitze natürlich gegen Wolff's Allgewalt kehrten, und der Journalistentag beschloß auf seiner achten Wanderversammlung in Hamburg am 17. August 1873, Geldmittel aufzubringen für Vorarbeiten, um zur Errichtung einer Telegrafenanstalt zu gelangen. Der jüngere Stein in Posen nahm dieser Angelegenheit sich besonders an. Es werden aber wol wiederholte Ansätze genommen werden müssen, ehe es zu einem Erfolge zu bringen sein wird.

XIV.

Welchen Geistes die allermeisten Blätter im neuen Reiche sind, erhellt aus der früheren Auseinandersetzung sattsam. Sie arbeiten rührig an der Verherrlichung Preußens und an der Verpreußung, am Verschlucken der übrigen Gebiete. Ein gerechter Beurtheiler wird hierbei an die altpreußischen und die nicht preußischen Zeitungen ein verschiedenes Maß anlegen. Herausgeber der ersteren waren Preußen, als solche von Jugend auf

in die Einbildung hineingeschraubt, in Preußen stehe es am besten, Preußen sei allen übrigen Staaten voran; sie waren darum ehrlich überzeugt, den übrigen Deutschen Gutes zu thun, wenn sie zu ihrer Verpreußung hinwirkten. Sahen sie ja immer schon in Preußen deren Vormund und Beschützer der übrigen Deutschen, obgleich es ihnen schwer gefallen sein würde, Einem gegenüber, der ihren Behauptungen entgegnen durfte, den Beweis zu führen, daß bei unsern Lebzeiten die Mittel- und Kleinstaaten in bestimmten Vorkommenheiten außer 1849, wo Preußen zugleich seinen eigenen Vortheil verfolgte, den Schutz Preußens bedurft hätten; ihr Schutz lag im deutschen Bunde. Anders jedoch verhielt es sich mit den Herausgebern vieler Zeitungen in nichtpreußischen Gebieten, welche ebenso ihre Leser bearbeiteten; zum Theile waren diese keine Angehörigen des Landes, als dessen Glieder sie sich gebärdeten, zum Theil und meistens bethörte Schwärmer, manche verkaufte Seelen.

Völlig gleich war im übrigen Inhalte die Haltung de Zeitungen nicht. Ob sie einen mehr oder minder zahmen Widerspruch gegen Regierungsmaßregeln einlegten, ob sie schüchterne oder kecker Wünsche laut werden ließen, machte indeß im Grunde keinen erheblichen Unterschied. Inmitten ihres Kreises wurde auf diese geringfügigen Verschiedenheiten unter einander vieler Werth gelegt, während außerhalb Stehende dieselben in der Hauptsache als unwesentlich betrachteten. Diese letzteren fanden die Zeitungen wol etwas mehr rechts oder etwas mehr links, im Ganzen jedoch gleich. Vorausgesetzt, daß jemand nicht zu einem der nicht sehr zahlreichen Blätter greifen will, welche auf einem ganz anderen Boden sich bewegen, kommt in unseren Tagen nicht sonderlich viel darauf an, ob jemand diese oder ob er jene gewichtige Zeitung liest.

In diese alle spielt nämlich das berliner Preßbüreau hinein. Allen diesen gibt es, sei es in unmittelbaren, sei es in mittelbaren, von den Herausgebern nicht allemal erkannten Anstößen die Richtung. Die Betrachtungen des Preßbüreaus werden wiederholt und zu den Weisen, die es hören läßt, fiedeln andere Zeitungsschreiber lustig Accompagnement und Variationen. Da befindet sich unter den Eiferern für's neue Reich gar mancher

wohlmeinende, ehrliche Kauz, der's gar nicht gemerkt hat, daß er ein Hampelmännchen ist.

Ein hoher Beamter in Berlin, den ein Freund darauf hinwies, daß eine beabsichtigte Maßregel einen üblen Eindruck auf die öffentliche Meinung hervorbringen werde, gab die Antwort, das sei nicht zu besorgen, „denn wir haben die ganze Presse." Und in der That ist es beinahe also. Preußen ist Gebieter der öffentlichen Meinung.

Offizielle, offiziöse Blätter und vom Preßbüreau ausgehende Aufsätze in unabhängigen Blättern dienen dem Ministerium in Berlin. Hinsichtlich der offiziösen Blätter äußerte Fürst Bismarck auf eine Frage Hermann Raster's: „Alles was ich verlange, ist, daß die Zeitungen mir so und so viel weißes Papier für die von hier (Berlin) ausgehenden Mittheilungen zur Verfügung stellen; im übrigen können sie schreiben, was sie wollen. Aegidi hat die ganze Sache unter sich, doch übt Bucher die leitende Controlle."

„Sauhirten" sollen die untergeordneten Werkzeuge in vertrauten Kreisen genannt werden: bestimmt weiß ich dies natürlich nicht und ebenso wenig mag ich verbürgen, was einmal in einem Berichte aus Berlin stand: Fürst Bismarck habe in einer Gesellschaft auf die Vorhaltung, warum so viele schäbige Leute im Preßbüreau verwendet würden, geantwortet: anständige bekomme er selten.* Für alle diese im Umlauf befindlichen Angaben kann und mag ich keine Verantwortlichkeit übernehmen. Indem ich blos berichte, daß dergleichen herumgetragen wird, überlasse ich jedem, ob er dem etwa Glauben schenken will oder nicht. Diese Verwahrung gilt auch für einiges Andere in diesem Abschnitte.

Täglich werden im Preßbüreau, mit dem ich 1866 bekannt machte, Weisungen aufgestellt, welche den abhängigen Schriftstellern und Blättern zu wissen thun, wie sie schwebende Fragen behandeln, in welcher Weise sie die öffentliche Meinung richten sollen. Was

---

* Zufolge des in Berlin herauskommenden Wochenblatts von Dr. Guido Weiß, 1873 S. 38, hätte Bismarck's Ausspruch gar gelautet: „Denken Sie denn, daß anständige Menschen für mich schreiben mögen?" Sollte aber nicht sein Wort im Durchgehen durch den Mund Andrer schon eine geschärftere Fassung erhalten haben?

Hahn, was Aegidi in den obersten Kreisen in Erfahrung gebracht und was sie als zu betreiben aufgestellt haben, gelangt täglich an den „Direktor des Büreaus", von diesem können dies Programm des Tages diejenigen Schriftsteller in Berlin, denen „Gelegenheit gegeben ist, sich über die Stellung der Regierung" zu unterrichten, empfangen; es soll auch „wie den Feldwebeln auf der Parade die Parole" in die Feder diktirt werden. Auswärtigen wird es zugeschickt.

Jeder der zwei Minister (vgl. Seite 130,131) scheint über eine gewisse Summe unabhängig von dem andern verfügen zu können. Einigemale ist es vorgekommen, daß da dies Preßbüreau in zwei Abtheilungen zerfällt, die beiderseitigen Vorschriften nicht übereinstimmten, auch wol einander entgegenliefen und somit „die Leiboffiziösen des Ministers Eulenburg" (wie sich der Abgeordnete Richter in einer in den Ständen gehaltenen Rede ausließ) nach ganz anderen Vorschriften arbeiteten, als die Leiboffiziösen des Fürsten Bismarck, wol gar deshalb in Streit mit einander geriethen. Dies beweist, daß eine gewisse Freiheit nicht ausgeschlossen ist und zuletzt doch immer jeder einzelne Schriftsteller die Verantwortlichkeit selbst trägt.

Den wohlangeschriebenen Schriftstellern lassen auch viele einflußreiche und gutunterrichtete Männer in den verschiedensten Staatsstellungen, Geheimeräthe aus allen Ministerien Angaben, Betrachtungen, Winke zukommen, wie dieses auch nichtpreußische Bundeskommissare thun. Manche Beamte sind ausdrücklich d a z u a n g e w i e s e n, andere thun es auf freie Hand, sei es, aus Antheilnahme am Gange der Weiterentwicklung, sei es weil sie sich gut mit der Presse stellen, auch mittelst derselben gewisse Anliegen ihres Geschäfts zu fördern trachten, sei es endlich weil sie von einer Zeitung, die es weiß, daß s i e den regelmäßigen Berichterstatter mit guter Auskunft bedienen, nicht unansehnliche Geldbezüge erhalten. Die halb oder versteckt Offiziösen, die nicht täglich in's Preßbüreau kommen, haben sich an diese zu klammern. Frühmorgens fährt der Berichterstatter der Zeitung mit der Droschke zu seinen Instruktoren und holt sich den Stoff zu seinen Aufsätzen. Im Mittelpunkte übersieht man, von wem diese oder jene Darstellung in den Zeitungen ausgeht.

Menschen, welche in abgeschlossenen Einrichtungen gemeinsam

lange thätig sind, gerathen häufig darauf, für Verhältnisse, die mit diesen zusammenhängen, eigentümliche Ausdrücke unter sich zu gebrauchen, welche Außenstehenden unverständlich sind. Wo man solche vorfindet, darf man zuversichtlich schließen, daß die Einrichtung, innerhalb deren sie entstanden sind, bereits eine Vergangenheit hinter sich hat. Das Preßbüreau ist schon dermaßen ausgebildet, daß derartige Bezeichnungen in ihm gäng und gäbe sind. Nun möchte ich zwar ebensowenig behaupten, daß des Fürsten Bismarck Bezeichnung: „meine Sauhirten" unter diesen selbst sich eingebürgert habe, als daß die, welchen sie galt, dem göttlichen Sauhirten Eumaios an die Seite zu stellen seien, mit dem uns der gute Vater Homeros bekannt machte, allein es gibt noch einen andern Kunstausdruck für die „Sauhirten". Am Preßbüreau thätig sein, heißt „Schlammbäder nehmen" (sie bekommen den Betreffenden meistens gut), die Mitarbeiter also „Schlammbader". Sie zehren vom „Reptilienfond" und neben „Offiziösen" gibt es „Hochoffiziöse" und „Halboffiziöse" und „Oberoffiziöse". Die von den Leitern ertheilten täglichen Weisungen führen den Namen „Waschzettel". Diejenigen Auskunftgeber oder „Instruktoren", welche nicht unmittelbar zum Preßbüreau gehören, heißen allesammt in jenem Rothwälsch „Pfeifer", mit einem Ausdrucke nicht eben schmeichelhaften Ursprungs. Ich würde aber für boshaft gelten, wenn ich diesen verriethe. Gar Manche in Berlin werden wissen, was in einem gewissen Jargon „Pfeifer" bedeutet.

Das Preßbüreau bekam einen viel größeren Umfang. Die für das Preßbüreau des Ministeriums des Innern unter dem Titel „Dispositionsfond" von den Ständen gleich nach dem Kriege gegen Oesterreich im November 1866 bewilligte Summe betrug nur 31000 Thaler. Bei der betreffenden Verhandlung sagte Wagener: „Bedenken Sie die Stimmung in den neuen Ländern. In Süddeutschland (welches in diesem Jahre noch nicht zum norddeutschen Bunde gehörte) werden wir schwerlich preußenfreundliche Blätter ohne Anregung von Seiten der preußischen Regierung finden." Später wurden in zwei Titeln zusammen 70000 Thaler zu Preßzwecken der Regierung zugestanden. Höchst bedeutende Summen flossen aber bald dem Preßbüreau zu, als die preußische Regie-

rung den Hauptstock der Hauseinnahmen des Königs von Hannover und des Kurfürsten von Hessen sich aneignete.

Das hing folgendermaßen zusammen.

Preußen hatte beiden Fürsten den Krieg erklärt und keinen Frieden mit ihnen geschlossen. König Wilhelm hatte seinen Vetter Georg den Welfen aus seinem Lande im Juni 1866 vertrieben, und Ende Juli den Brief nicht angenommen, in welchem Georg um Frieden ansuchte. Der hannöversche Adjudant, der ihn überreichen sollte, wurde zurückgewiesen. Der Kriegsstand kam folglich zu keinem Ende. Zwischen Kriegführenden werden bekanntlich auch einzelne besondere Verhältnisse anlangende Abkommen getroffen, ohne daß darin ein Friedensschluß läge. Zwischen den Königen Wilhelm und Georg wurden nun zwei solche Verträge vereinbart. Der eine, bevor Georg um Frieden bat, als bei Langensalza das hannöversche Heer nach einem Siege über die Preußen die Waffen streckte. Dieser enthielt die Bestimmung: „Sr. Maj. (Georgs) Privatvermögen bleibt zu Allerhöchster Verfügung", setzte mithin für dieses ein Ausnahmsverhältniß fest und entzog es preußischer Verfügung. Trotzdem wurde preußischerseits auf die aus Hannover kommenden Erträge aus demselben und sogar auf die in der englischen Bank liegenden Stocks des Königs von Hannover Beschlag gelegt. Als Grund dafür diente, daß noch vor der preußischen Besitzergreifung von Hannover der König mit Zustimmung aller hannöverschen Minister am 15. Juni 19 Millionen Thaler, die zum bei weitem größeren Theile Staatsgelder waren, nach London geborgen hatte, die demnach die Preußen, als sie Hannover besetzten, nicht hatten mit wegnehmen können, auf die sie aber doch die Hand legen wollten. Durch Bennigsen und Miquel erhielten sie ein Verzeichniß der geflüchteten Werthpapiere und sie forderten deren Ablieferung. Bei dem Uebereinkommen von Langensalza war dieser Anspruch nicht erhoben worden, folglich hätte man denken sollen, die in Langensalza getroffenen Abmachungen könnten auch von ihm nicht berührt werden. Der weggenommene Privatbesitz Königs Georg ist welfisches Hausvermögen und kann einst Erbe der englischen Königsfamilie werden. Die englische Regierung mengte sich deshalb vermittelnd ein. Als Vorbedingung von Verhand-

lungen stellte Preußen die Forderung, daß König Georg die Einverleibung des ehemaligen Königreichs Hannover in die preußische Monarchie anerkenne — mit ihrer Annahme wäre der Frieden erfolgt. Von Georg wurde jedoch diese Vorbedingung ausdrücklich „abgelehnt", wie er denn überhaupt bei jeder Gelegenheit sein Recht auf seine Krone verwahrte. Preußen ließ darauf diese seine Vorbedingung fallen, und setzte die Verhandlungen fort, die zu einem am 29. September 1867 vollzogenen „Vertrage über die Vermögensverhältnisse Sr. Maj. des Königs Georg V." führten, zu einem Vertrage also, welcher das Kriegsverhältniß nicht abstellte, sondern etwas Besonderes betraf. Georg soll von vornherein nicht geglaubt haben, daß die in ihm enthaltenen Abmachungen preußischerseits gehalten werden würden, indeß aus Rücksicht auf das Verlangen seiner englischen Verwandschaft zur Einwilligung sich verstanden haben. Er gab seine Unterschrift unter dem Drucke der Drohung (so hat Fürst Bismarck in einer Landtagsrede erzählt), daß wenn der Abschluß nicht vor dem 30. September 1867 erfolge, mit welchem Tage Wilhelms Diktatur über Hannover aufhören sollte, die Angelegenheit an den preußischen Landtag gebracht und dessen Zustimmung eingeholt werden müsse. Dieser zweite Vertrag besagte: Georg gibt die nach London geretteten 19 Millionen an Preußen und tritt demselben sein Grundeigentum in Hannover ab, mit Ausnahme einiger Oertlichkeiten, deren Verwaltung aber bei Preußen bleibt, „bis er auf die hannöversche Königskrone für sich und seine Erben ausdrücklich verzichtet" (was demnach durch diesen Vertrag nicht geschah, so daß der Kriegszustand fortdauerte), Preußen dagegen gestand zu, daß der gesammte Inhalt der abgetretenen Besitztümer, die Silberkammer, der Juwelenschatz u. s. w. Georg „verbleibe", übernahm die Entrichtung der von ihm ausgesetzten Pensionen und v e r p f l i c h t e t e sich 16 Millionen auszuzahlen. Indessen sollte so lange Preußen nicht verpflichtet sein, diese Millionen auszuhändigen, sondern nur zu verzinsen, bis Verhandlungen zum Abschluß gediehen seien über Anordnungen „behufs Sicherstellung dieser Ausgleichssumme" und über den Betrag gewisser Anrechnungen Zum Verständniß dieses Zusatzes gehört, daß es sich um ein Hausvermögen, an dem die englische Königsfamilie eine Anwart-

schaft hat, handelte und daß die Unterzeichnung des Vertrages auf preußisches Verlangen rasch, bevor noch über die Sicherstellung ein Einvernehmen erfolgt war, zu Stande kommen mußte, damit der preußische Landtag in das Abkommen nicht hineinzureden habe. Das Uebereinkommen war ausdrücklich eine bloße Abmachung über Vermögensverhältnisse, kein Vertrag, der Staatsfragen entscheiden sollte. Ueber die Verwendung des Geldes hatte Preußen sich keinen Vorbehalt ausbedungen.

Der König Georg erfüllte seine Verpflichtung, lieferte im November die 19 Millionen an Preußen ab.

Preußen erfüllte seine Verpflichtungen nicht in allen Stücken. Die Silberkammer, in deren Besitz es sich nicht befand, (sie war im Schlosse eingemauert und ungeachtet viele tausend Thaler für Angabe des Verstecks geboten worden sein sollen, hatte keiner von den vielen Mitwissern den Ort verrathen) gab es nach gemachter Eröffnung über ihren Verbleib an König Georg. Um über die Hauptsache hinwegzukommen bediente das Ministerium sich des Landtages. Diesem legte es den Vertrag zur Genehmigung mit dem Bemerken vor, daß die Regierung „bis zum 1. Oktober an eine Mitwirkung des Landtages nicht gebunden war" und äußerte sich in der ständischen Verhandlung, „daß es nicht die Absicht sei, die freie Disposition über das Abfindungskapital, dem Könige Georg einzuräumen, es sei vielmehr die bestimmte Absicht, die Mitwirkung der preußischen Regierung bei der Verwaltung des Kapitals zu sichern." Und doch stand davon im Vertrage kein Wörtlein.

Nachdem König Georg alles im Vertrage Uebernommene gewissenhaft geleistet und Preußen seine Gegenleistung — ungefähr neunzehn Millionen Thaler in Empfang genommen, erklärte Minister von der Heydt in den ständischen Verhandlungen des 18. Februars 1868: „wenn König Georg eine Stellung einnimmt, die mit Geiste und Sinne des Vertrages durchaus in Widerspruch steht, so wird zunächst die Regierung allerdings verpflichtet sein, das Vermögen des Königs Georg von neuem mit Sequester zu belegen und keinen Thaler von der Rente zu geben, bis auch der andere Theil ebenso ehrlich wie wir (!) den Vertrag zu halten entschlossen ist". Also der „Geist"

des Vertrages, der in seinem Wortlaut nicht ausgesprochen, für Andersdenkende nirgends herauszulesen war, sollte das Recht dazu geben. König Georg rüstete, es ist wahr, aber es ist ebenso wahr, daß er schon lange vor dem Vertrage gerüstet hatte, daß im preußischen Ministerium dies sehr wohl bekannt war und daß es in dieser Beziehung bei dem Abschluß des Vertrages sich nichts ausbedungen und keinen Vorbehalt gemacht hatte. Der frühere hannöversche Minister Windthorst hat im preußischen Landtage später angegeben, daß während der Verhandlungen von hannöverschen Rüstungen wol die Rede gewesen, aber keine Beschränkung König Georg auferlegt worden sei*. Ohne die empfangenen 19 Millionen herauszugeben legte König Wilhelm am 2. März zum zweitenmale auf das ganze in seinem Machtbereiche befindliche Privatvermögen König Georgs Beschlag, „nach Kriegsrecht" sagte Bismarck. War doch kein Friede geschlossen**. —

Gleichermaßen wurde mit dem Vermögen des Kurfürsten von Hessen verfahren, dessen Zinsen auf 400,000 Thaler geschätzt wurden. Der Kurfürst hatte sich in einem zur Zeit seiner stettiner Gefangenschaft getroffenen Uebereinkommen am 17. September 1866 dazu verstanden, seine Unterthanen des gegen ihn geleisteten Eides zu entbinden, jedoch nichts darüber hinaus verheißen und sich namentlich vor dem Abschluß geweigert, einen Verzicht auf sein Fürstenrecht auszusprechen. Nach Wiedererlangung seiner Freiheit ließ er eine Denkschrift über die „Usurpation" des Kurfürstentums ausgehen. Weil er dies gethan, sah Preußen jenes Abkommen nicht mehr als gültig an.

* Windthorst drückte sich aus, es seien schon vor Abschließung des Vertrags die Thatsachen, die für die Beschlagnahme sprechen, zwischen dem Ministerpräsidenten und ihm (der die Verhandlungen für König Georg führte) erörtert worden.

** Weil die Allermeisten keine Aktenstücke lesen, sondern die von Parteizwecken geleiteten, sehr häufig ungetreuen Besprechungen der Aktenstücke sich genügen lassen und hernach auf Grund vermeintlicher Bekanntschaft mit den Vorgängen in Unkenntniß vieles Erheblichen ihr Urtheil gestalten, sei verwiesen auf eine Schrift, welche die betreffenden Attenstücke enthält: Onno Klopp, Das preußische Verfahren in der Vermögenssache des Königs von Hannover. Wien 1869.

Der preußische Landtag genehmigte, gleich als ob er eine Rechtsbehörde wäre, am 29. und 30. Januar diese beiden Beschlagnahmen fremden Eigentums und wies den Ertrag dieser beiden fürstlichen Vermögen, soweit er nicht kraft besonderer Verpflichtungen beschwert war, den Staatsleitern zu freier Hand an, damit sie ihn verwendeten, um den „Umtrieben" der Feinde Preußens zu begegnen. In den damaligen Verhandlungen hatte Graf Bismarck die Worte ausgesprochen: er „verfolge bösartige Reptilien bis in ihre Höhlen hinein, um zu beobachten, was sie treiben". In Folge dieser Aeußerung benannte der berliner Witz das ihm anvertraute Geld den Reptilienfond.

Seitdem standen höchst bedeutende Summen für Preßzwecke zu Gebote. Noch im Jahre 1869 erklärte ein Schreiben der Regierung an den Vorsitzer des Abgeordnetenhauses, die Zinsen der beiden fürstlichen Vermögen langten nicht zu Verwendungen für die Länder. Allenthalben wo preußische Belange in Frage kommen konnten, wurde in einem weit größeren Maßstabe als bisher mit diesem Gelde eingegriffen und die Zahl der im Solde befindlichen Tagesschriftsteller ward viel stärker. Da die Gegenkraft, welche wider das Preßbüreau eingesetzt wurde, lediglich in den Gegenbestrebungen Einzelner bestand, die außer ihrem Verstande nichts zur Verfügung besaßen, war die Wirkung eine außerordentliche. Blos innerhalb der Kreise der katholischen Kirche gab es einen nicht bestimmbaren Mittelpunkt und Geldmittel, wurde auch Manches ganz anders angesehen als in Berlin. Auf diese fallen jetzt Keulenschläge.

Was läßt sich mit so vielem Gelde ausrichten, da die Federn so billig sind! Es gebrach nicht etwa an Werkzeugen für die erweiterte Thätigkeit. Zwar schlossen Männer von selbstständiger Denkart sich nur an, falls ihre Ueberzeugungen dies zuließen, ja deren Mehrheit, weil sie hernach gemeinschaftlich mit feilen Skribenten durch Dick und Dünn traben mußten, auch wol nur wenn sie nicht mehr anders fortzukommen wußten, aber die Rekrutirung geschah ohne merklichen Schaden aus verkommenen Schriftstellern, bedürftigen Studenten, insonderheit vielen israelitischen Bekenntnisses, und (was bemerkenswerth ist) mit aus dem Postdienste entlassenen früheren Postsekretären. Letztere sind wegen ihrer

raschen Fassungsgabe wie ihrer flotten Arbeitskraft sogar gern gesehene Stipendiaten des Reptilienfonds.

Die erstaunlichen Erfolge der preußischen Waffen rissen ohnehin den Schwarm unselbstständiger Schriftsteller in's Schlepptau. Erfolgsanbeterei trieb überhaupt was selbstsüchtig und ehrgeizig war, der Schwachkopf, der Wischlappen, der große Haufe kurzsichtiger Filister, natürlich also auch gar Mancher unter den Schriftstellern. Mit allerlei landläufigen jedoch windigen Redensarten legten sich Ueberläufer die Beschönigung ihres Abfalls von den früheren Ueberzeugungen zurecht. Viele solche, welche bis dahin großdeutsch gewesen waren, schwangen darauf die Fahne Preußens hoch. Gab es unter solchen vielleicht einige, deren Augen nicht wirklich geblendet waren, so wollten diese doch dem Verdienste nachgehen, der jetzt beinahe nur im preußischen Lager zu finden war, und in ihm mußten sie sich durch Feuereifer hervorthun um Vertrauen zu gewinnen.

Das Personal des Preßbüreaus war in fortwährendem Wachsen begriffen. Die Zahl der Zugehörigen, jedoch vor der Welt selbstständig Dastehenden nahm stark zu, derjenigen, welche insofern sie kein Gehalt bezogen, nur Nachrichten, Winke und durchschlagende Empfehlungen, mit einem für Unkundige genügenden Scheine von Recht behaupten mochten, sie seien nicht bezahlt, sie schrieben unabhängig.

Das Preßbüreau aber hält zuletzt die Fäden. Je nachdem sich eine neue Feder bewährte oder nicht, der neue Diener brauchbar oder ungeschickt, zuverlässig und verschwiegen oder schwatzhaft und vorlaut sich zeigte, ward er bald in bessere Stellungen versorgt oder mit rühmlicher Eile entlassen. Auch der nur halbwegs Brauchbaren nahmen sich die Leiter treulich mit dem Bemühen an, ihnen fortzuhelfen.

Wer mitthut, muß alles mitmachen. Ich möchte es nicht grade läugnen, daß sie in der That es so meinten, wie sie drucken liessen. Allein dies reicht zu völliger Rechtfertigung nicht aus. Denn um als Volksredner sich aufwerfen zu dürfen — und dies sind ja die „Publizisten", nur daß sie nicht mit ihrer Stimme, sondern mittelst der Presse zum Volke reden — genügt es nicht eine Meinung leichthin gefaßt zu haben, ist vorgängige reifliche Prüfung

der Grundlagen, auf denen die bewegende Frage entstanden ist, Pflicht. Das Urtheil soll ein gewissenhaftes sein. Sie jedoch befinden sich obenein in der Lage, sich etwas einreden zu lassen und Vorschriften befolgen zu müssen — Und wer wüßte es nicht, daß Menschen, die immer und immer wieder dasselbe erzählen, auch wenn dies nicht wahr ist, schließlich selbst an ihre Lügen glauben?

Die den an der Spitze stehenden Männern obliegende Aufgabe war gewiß keine leichte; ihre Schwierigkeit wurde noch dadurch erheblich gesteigert, daß die gewöhnliche Einrichtung eines Amtes nicht durchzuführen war, weil dies leicht einmal Verantwortlichkeit vor der Volksvertretung zur Folge haben könnte, man sich aber in völliger Freiheit ohne Rücksichtnahme auf zukünftige Rechenschaft bewegen wollte und auch, wenn anders dem vorgesteckten Ziele wirksam nachgestrebt werden sollte, mußte bewegen können. Es galt namentlich die zur Verfügung stehenden Kräfte ebensowol loszulassen, dergestalt daß sie auf eigene Hand handelten, und dennoch gleichzeitig die Fäden zu behalten, welche sie richteten und zu Werkzeugen machten. Vor der Welt mußten die Zugehörigen gleichwie unabhängige Denker dastehen, welche selber alle Verantwortung tragen, in Wirklichkeit gehorsame Diener abgeben. Das Preßbüreau wollte im Geheimen arbeiten; deshalb durfte es nur in den seltenen Fällen, in denen es kein Verstecken mehr gab, offen hervortreten. Es befand sich demgemäß vielfach in der Lage durch Mittelspersonen, mit Strohmännern vorzugehen. Es mußte Ableger schaffen, die äußerlich in keinem Zusammenhange mit ihm standen, ohne daß ihm gleichwol die Oberleitung entschlüpfte. Gelungen ist dies und in solchem Grade, daß kürzlich sogar das Vorhandensein eines preußischen Preßbüreau vor der unkundigen Lesermenge in Zweifel gezogen und dieser die Ansicht nahe gelegt werden konnte, die Rede der Gegner von einem Centralpreßbüreau sei eitel Flunkerei! Diese Beschaffenheit kann in der Folge einen weiteren Vortheil haben. Sollte eines Tages unausweichlich sein, das Centralpreßbüreau fallen zu lassen, so bliebe doch das von ihm geschaffene Netzwerk und die Maschinerie würde weiter arbeiten, sofern die Geldmittel, mit welchen sie gespeist wird, nicht gänzlich ausgehen.

Am Preßbüreau Angestellte kauften seitdem Zeitungen, kosteten sie selbst hunderttausend Thaler und mehr. Man fragte erstaunt, woher sie das Geld dazu nähmen?

An Orten, wo ein gewichtiges gegnerisches Blatt lahm zu legen war, erhob sich diesem gegenüber ein neues anscheinend unabhängiges, wie neben der demokratischen „Frankfurter Zeitung" die „Neue Frankfurter Presse"*. Fortan entnahm der ganze Chorus der am Leitseile gegängelten Blätter Nachrichten und Urtheile aus Frankfurt ausschließlich dieser. Lithografirte Korrespondenzen wurden an verschiedenen Plätzen geschaffen, so die „Deutsche Reichskorrespondenz" von Matthias, welche an mehr als 60, man sagt sogar an etwa hundert und zwanzig, deutsche Zeitungen ab- und in sie übergeht. In Braunschweig wie in Hannover sollen vom Reptilienfond unterhaltene Unternehmungen dieser Art thätig sein. Die Sternsche Korrespondenz, die an mehr als 40 Zeitungen geht, gewährt dem Preßbüreau ebenfalls Eingang. So behaupteten Kundige.

Für preußische innere Verhältnisse blieb die „Provinzial-Korrespondenz" ein Haupthebel; sie trat ungescheut öffentlich vor. Seit dem März des Jahres 1873 ließ auch Dr. Robolski in Berlin eine mit ihr übereinstimmende kleine Zeitung erscheinen welche darauf berechnet war in kleineren Städten als eigenes örtliches Blatt ausgegeben zu werden. Auf ihrer ersten Seite befand sich keine Titelangabe, sondern war für den nachträglich hinzuzufügenden Kopf leerer Raum gelassen, und die letzte Seite blieb ebenfalls offen. In jeder Sadt, die sich dieselbe aneignete, kam vorn das Anzeigeschild, für die letzte Seite wurden örtliche Nachrichten und Anzeigen gesetzt und das Ganze kam in ihr nochmals unter die Presse, um als Ortsblatt zu erscheinen. Hiermit führte das Preßbüreau einen fruchtbaren Gedanken aus, den mehrere Jahre zuvor Herr Schraps (das nachherige Reichstags-

* Damit verhielt es sich folgendermaßen: zuerst kaufte 1866 der preußische Polizeipräsident in Frankfurt am Main um einen hohen Preis (10,000 Thlr.) das dortige Tageblatt, dann wurde aus diesem eine förmliche Zeitung gemacht, „die Frankfurter Presse", darauf 1873 dieselbe um den vierfachen Preis an die Gesellschaft Engelmann und Comp. mit dem Vorbehalte wieder verkauft, daß die politische Leitung dem Preßbüreau verbleibe.

mitglied) betrieben hatte, als er die Herstellung einer Zeitung in Leipzig versuchte, welche am nämlichen Tage in allen Städten, mit denen die Eisenbahnverbindung es ermöglichte, nach Hinzufügung eines örtlichen Theiles als Ortsblatt ausgegeben werden sollte. Dem Besitzer der „Volkszeitung" gelang es 1874 diese auf die angegebene Weise in Potsdam, Lauenburg, Danzig, Friedberg, Rosenberg, Beuthen unter verschiedenen Titeln einzubürgern. Da ihre Haltung „fortschrittlich" ist, erboste sich der Nationalliberalismus ob solcher „publizistischen Normalabfütterung". Das berliner „Tageblatt" verunglimpfte dieses statthafte Verfahren als einen „widerwärtigen Auswuchs"; „es ist ein unter geschäftlichem Druck vor sich gehendes gewaltsames Aufzwingen politischer Anschauungen". Fabula de te narratur.

Durch vorhandene Zeitungen zu wirken war ohne Zweifel das Vortheilhafteste. Auf schwachen Füßen Stehenden wurde Geld gegeben, damit sie sich erhalten möchten, und größeren keines Zuschusses bedürftigen ebenfalls, auf daß ihre Besitzer sich dienstbereit erwiesen. Zur Führung von Zeitungen wurden am Preßbüreau Angestellte vermöge dessen Einfluß berufen. Bereitwilligen oder abhängigen Herausgebern (beide Arten wird man zu unterscheiden haben) wurden mancherlei Vortheile zugewendet, je nach den Umständen. Wo schon die öftere Anführung eines Blattes und sein Lob seitens der abhängigen Zeitungen, wo Zusenden von Aufsätzen ohne Honorarforderung ausreichte, um einen Herausgeber oder Besitzer zu befriedigen, wird man es sich nicht mehr haben kosten lassen. Man konnte aber auch bezahlte Anzeigen dem Blatte zuwenden. Ja daß abhängiger Blätter Kaution ersetzt, ihre eingezahlte Stämpelsteuer zurückvergütet, sogar ihr Herausgeber besoldet worden sei, wurde für einzelne Fälle behauptet. Beispielsweise sei angeführt, daß der tilsiter „Bürger- und Bauernfreund" wissen wollte, es beziehe von jenem Mittelpunkte der preußischen Preßthätigkeit ein gewisser Herausgeber der „Preußischen Lithauischen Zeitung" ein Gehalt von tausend Thalern. Unverfänglich sind derartige Behauptungen in Preußen, sintemal als der Herausgeber der „Germania" in Berlin den Herausgeber der Spener'schen Zeitung der geheimen Ab-

hängigkeit beschuldigt und dieser letztere, Dr. Wehrenpfennig, jenen deshalb verklagt und beschworen hatte, seine Zeitung habe kein Geld vom Staate genommen, der Gerichtshof ersteren dennoch (im Oktober 1873) freisprach, indem die über ihn mitgetheilte, wenngleich falsche Angabe keineswegs zur Herabwürdigung Herrn Wehrenpfennig's in der öffentlichen Meinung geeignet sei. Eine derartige Behauptung gilt folglich in Preußen keineswegs als ehrenrührig und so wird man wol auch fragen dürfen, ob Wehrenpfennig's Nachfolger, „unser Braun", denselben Eid zu schwören im Stande wäre.

Aegidi, stets für Preußen begeistert und glühender Verehrer des Fürsten Bismarck, entwickelte unermüdliche Thätigkeit und die größte Umsicht, den Leistungen des Preßbüreaus in großen und kleinen Blättern Eingang zu verschaffen, ihren Herausgebern schönen Zeitungsstoff zur Verfügung zu stellen und ihr Blatt zu versorgen, ohne daß es diesen Geld kostete; überall mühte er sich mit Zeitungsschreibern Verbindungen anzuknüpfen und das Bereich der Wirkungsmacht des Centralpreßbüreaus zu erweitern. Fast aufdringlich zeigte sich das letztere. Es „belästigt (wie das „Tageblatt" in Braunschweig im Jahre 1873 bekannt machte,) die Redaktion mit seinen direkten und indirekten Sendungen bis zur Verzweiflung". Auch die Wormser Zeitung beklagte sich darüber öffentlich. Zuletzt glückte es ihm doch meistens. Es sind wol nur Ausnahmsfälle, in denen die zu Gebote stehenden Mittel nicht verfingen. Doch kam es vor. Umsonst wurde z. B. einem Zeitungsbesitzer wöchentlich einmal freie Fahrt nach Berlin, damit er sich dort über den Stand der Dinge unterrichte, angeboten und Anderes in Aussicht gestellt. Doch wollte ich Näheres veröffentlichen, wäre zu gewärtigen, daß Betheiligte „aus geschäftlichen Rücksichten" widersprächen!

Ganz besonders wurden Blätter in Süddeutschland in's Auge gefaßt. Es gab da solche, welche wegen ihres Arbeitens für Preußen sich keines genügenden Absatzes erfreuten; diese wurden thatkräftig unterstützt. So soll namentlich (ich verbürge es nicht) für Fröbel's „Süddeutsche Presse" in München durch Vermittelung der preußischen Gesandtschaft eine Summe von 24000 Thalern nach und nach verausgabt worden sein; hernach wurden von ihr ei-

nige hundert Exemplare bestellt, die in Baiern an Gasthöfe, kleinere Wirthshäuser und Kaffeeschänken unentgeltlich kamen.

Es ließ sich voraussetzen, daß in Schleswig-Holstein, Hannover und Kurhessen die frühere unabhängige Presse durch eine abhängige verdrängt und ersetzt werden würde. Es ist so ziemlich erfolgt. Ueber die eroberten Reichslande senkte sich eine Wolke von Preßagenten und Lohnschreibern aus Berlin, wie Rasch angibt, reich versehen mit Geldmitteln aus dem Reptilienfond. Widrige Blätter wurden in Elsaß-Lothringen unterdrückt, z. B. die „Colmarer Zeitung". Neue Zeitungen schossen dafür mit Staatshülfe auf wie die „Zeitung für Lothringen" und die „Metzer Zeitung", die „Mülhauser Zeitung". Der regierungsfreundlichen Tagespresse ward nachdrücklich unter die Arme gegriffen. Der „Volkszeitung" in Kolmar wurden z. B. angeblich 10000 Franken gespendet. Die „Straßburger Zeitung", der „Niederrheinische Kurier" u. a. ergaben sich. Sämmtlichen Blättern des eroberten Reichslandes gingen Aufsätze zu. Der Angabe der „Vossischen Zeitung" nach haben im Elsaß gegen deren Aufnahme sich blos ein paar beharrlich gesträubt, das Wochenblatt in Kolmar und das neue Elsässer Journal in Straßburg, welches sonst an Zahmheit nichts vermissen lassen soll, aber als unabhängig gilt und deshalb den „Niederrheinischen Kurier" ausstach. Rasch nennt noch den Industriel alsacien in Mülhausen.

Bei der Regierung in Straßburg ward ein litterarisches Amt gegründet, welches eine lithografirte „Elsassische Correspondenz" anfertigte. Anzuerkennen ist gewiß, wenn von Amtswegen das Land mit eingegangenen Nachrichten unverzüglich bekannt gemacht wird, wenn die Regierung beflissen ist, die besonderen Erfahrungen der Behörden jedwedem Einwohner zugänglich zu machen: insofern aber die deutschen Zeitungen, für welche diese Lithografie bestimmt ist, in derartigen amtsmäßigen Berichten die einzige verlaßliche Quelle über die Zustände im Elsaß erblicken, gehen sie ganz fehl, denn man darf sich nie nach einem Theile allein richten. Ein altes deutsches Sprüchwort warnt davor. Folgen sie lediglich ihnen, und das thun sie, so entrollen sie vor ihren Lesern kein zutreffendes Bild und erfüllen die Aufgabe nicht nur

nicht, die sie haben, sondern handeln ihr entgegen und schaden, wie alles, was einseitig verfährt.

Auch für zeitweiligen Dienst, für vorübergehende Zwecke wurde Geld verabreicht oder versuchsweise angeboten, insonderheit ist dies behauptet worden für Fälle, in denen, weil Lärmschlagen über bestimmte Vorgänge höchst ungelegen gekommen wäre, Schweigen erkauft wurde. Oeffentlich versicherte der Kaplan Miarka, Herausgeber des „Katholik", eine gewisse Person habe ihm 7500 Thaler zahlen wollen, falls er während der Wahlen zahmer schreibe und der Einwirkung auf selbige sich enthalte.

Außerordentlich vergrößert wurde die Wirksamkeit dadurch daß eine große Anzahl Schriftsteller den Schein der Selbstständigkeit bewahren konnten, sich als unabhängige Männer gebärdeten und sehr entrüstet in Abrede stellten, sich in Dienstbarkeit begeben zu haben. Herausgeber von Zeitungen, welche das Heft in Händen behalten wollten, gingen in die Falle und blieben guten Glaubens, während sie doch schmählich getäuscht wurden. Selbst auf den Tisch, den demokratische Blätter deckten, erstreckte sich solcher verborgener Einfluß, nur daß für diese der Braten mit anderer Brühe aufgetragen wurde.

Eine ganze Reihe solcher Schriftsteller, die fälschlich für unverfänglich gelten, namhaft zu machen, bin ich von ein paar Seiten in den Stand gesetzt worden. Ich unterlasse es. Dem aufmerksamen Leser wird längst nicht entgangen sein, daß ich die Nennung solcher Personen, deren Name nicht bereits in die Oeffentlichkeit geworfen war, wenn es zu umgehen schien, unterließ. Wo es sich um Grundsätze handelt, unnachgiebig, schmerzt es mich doch selber, Personen als solchen weh zu thun, und ich denke, daß dem Einen oder Andern das Herausziehen seiner Person an's Licht der Oeffentlichkeit den Rücktritt von den jetzt gewandelten Bahnen in lauterere versperren könnte; ich würde es aber als einen schönen Lohn meiner auf diese Schrift verwendeten Mühe halten, wenn auch nur Einer von denen, die sich durch sie getroffen fühlen, zur Besinnung käme. So viel aber kann ich auf Grund meiner Vorlagen versichern, daß große Zeitungen wie die Allgemeine in Augsburg, die Kölner, die Weserzeitung

u. s. w. unter ihren ständigen Mitarbeitern nicht etwa einen, sondern mehrere haben, welche unmittelbar oder mittelbar zum Preßbüreau gehören. Und nun wissen meine Leser, was davon zu halten ist, wenn gelegentlich von Herausgebern auf das bestimmteste erklärt wird, sie stünden in keinem Zusammenhange mit dem Preßbüreau, wenn sie auf Vorhalte mit „Verläumdern" um sich werfen, wenn sie äußere Beweise fordern, wo doch in den vielen von ihrer Zeitung mitgetheilten Aufsätzen die deutlichen Beweise vorliegen für jeden, dem die Augen über das heutige Treiben geöffnet sind. Ein der Verhältnisse sehr wohl kundiger Schriftsteller schrieb mir kürzlich: „Ich wüßte wenige deutsche Zeitungen, in denen nicht ein Schlammbader sitzt."

Sind nun, wie es gegenwärtig der Fall ist, die größeren Zeitungen gespickt mit Aufsätzen, die auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückzuführen sind, so ergibt sich als natürliche Folge, daß auch die kleineren Blätter, welche außer örtlichen Nachrichten selten Eigenes von Belang bringen, sondern vom Nachdruck bestehen, nicht minder Verbreiter der Ausstreuungen und Urtheile des berliner Preßbüreaus werden. Herausgeber, die mit der Scheere arbeiten, machen gelegentlich mit der Unabhängigkeit ihres Blattes Parade! Die auf ihren Freisinn sich so viel einbildenden Leipziger merkten es nicht, daß sie Tag für Tag die Kost des Preßbüreaus in sich aufnahmen, daß sie sich „ihre Meinung" in Berlin machen ließen.

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß Wolff's Telegrafengeschäft unter preußischer Beeinflussung arbeitet. Dunkel ist das Rechtsverhältniß der preußischen Regierung zur Besitzergesellschaft dieses Telegrammengeschäftes, an deren Spitze der Kommissionsrath Wentzel steht (vgl. Seite 166). Muthmaßen mag man, daß sie viele Antheilscheine gekauft hat; sicher ist, daß sie Wolff's Unternehmen begünstigt. Dasselbe hat bekanntlich stets einen Vorsprung, indem die von ihm aufgegebenen Telegramme vor allen andern Privataufgaben befördert werden.* Diese Bevorzugung anerken-

* Die Kölnische Zeitung allein kann gleichzeitig mit „Wolff" arbeiten, da sie beständig den Draht eines Hughes'schen Apparates zur Verfügung hat.—Eine andere Vergünstigung besteht darin, daß die genaue Bezeichnung des Empfängers unterlassen und an Mehrere in einem Telegramme Mittheilung gemacht

nend färbte es denn auch Nachrichten, verbreitete Auslassungen im Sinne der preußischen Herrschaft, selbst wenn sie nicht den allergeringsten Werth besaßen, pustete Unbedeutendes auf, schlich stillschweigend über Widriges hinweg und gab auf diese Weise der Welt falsche Eindrücke.

Welchen hohen Werth Preußens Regiment auf die Telegrafie legt, erhellt sattsam aus dem Umstande, das es 1866 nach seinen Siegen den Staaten, auf die es seinen Fuß setzte, als eine Friedensbedingung die Ueberlassung ihrer Telegrafenanstalten auferlegte. Es gibt jetzt *eine* Reichstelegrafie und nur diese. Wird sie vermitteln, was Preußen nicht leiden will? Allemal hat mit ihr Preußen das *erste* Wort.

Weit über des neuen Reiches Gränzen hinaus wurde nun eingewirkt mit der doppelten Wirkung, die öffentliche Meinung des Auslands zu stimmen und durch Mittheilung von vorgeblichen Urtheilen englischer, französischer und anderer Beobachter die Deutschen in ihrem guten Glauben zu bestärken und damit harthöriger gegen die sachlichen Einsprachen unabhängig Denkender daheim zu machen. Die in der auswärtigen Presse untergebrachten Aufsätze waren es vorzugsweise, welche die Wolff'sche Telegrafie und der Troß des Preßbüreaus als des Auslands Stimme unter uns verbreitete. Viele zuerst deutsch geschriebene, dann in die fremde Sprache übertragene Aufsätze wurden also wieder in's Deutsche zurückübersetzt. Man konnte füglich aus der häufigen Anführung eines fremden Blattes und aus der wiederkehrenden Berufung auf dasselbe schließen, welche „Organe der öffentlichen Meinung" das Preßbüreau sich eröffnet hatte. Die Preßreptile vermöchte ich zu nennen, welche die Indépendance belge, welche den Hour versorgen, welche in italienische und skandinavische Blätter zu schreiben hatten. Erinnert werden muß auch daran, daß in den Hauptstädten mit der Gesandtschaft zusammenhängende oder an ihr angestellte oder ihr zugewiesene Männer dieselben Dienste leisteten. Man will z. B. wissen, daß Herrn Rudolf Lindau zur Einwirkung

werden darf. Schickt das Geschäft an mehrere Zeitungen desselben Ortes, so bezeichnet es diese *blos* mit einem Buchstaben z. B. Dresden A statt: „An Dresdener Journal", wozu noch eine Kontrolnummer kommt. Es gewinnt demnach Wörter, die sonst bezahlt werden müßten.

auf die pariser Blätter 50,000 Thaler zu Gebote stehen. Auf die Beeinflussung der österreichischen Presse wird noch zurückzukommen sein.

In Berlin bestanden 1869, um die Ansichten der Engländer zu gängeln, eine North Germany Correspondence und ebenso für Frankreich eine Correspondance de Berlin und vom Januar 1869 an wurde in Berlin bei Sittenfeld unter der Aegide der Asherschen Buchhändlerfirma eine „Norddeutsche Correspondenz" zur Belehrung englischer und amerikanischer Zeitungen gedruckt und in Neujork wie in London von Agenturen weiter vertrieben. Wahrscheinlich sind diese 3 Unternehmungen eine und dieselbe. Mit Geldzahlungen wurden überdies einzelne Aufsätze in große englische und französische Zeitungen gebracht, außerdem auch kleinere Blätter im Auslande gradezu gekauft. Bekannt ist dies von dem „Hermann" in London, dessen Haltung vormals demokratisch war. Es ist gewiß nicht ganz gleichgültig, welche Meinung sich unter den in anderen Ländern lebenden Deutschen festsetzt.

Endlich wurden auch Verbindungen mit einzelnen in der Presse und dem öffentlichen Treiben ihres Landes thätigen Männern angeknüpft, um durch ihre Hülfe dem Evangelium Großpreußens Eingang zu verschaffen, und es unterliegt schwerlich einem Zweifel, daß so Mancher, welcher sich dazu herbeiließ, „gespickt" werden mußte. Pall Mall Gazette in London gibt im December 1873 an: „Die letzte Nummer der „Diplomatischen Revue" bringt erbauliche Angaben über gewisse hervorragende Schüler des Herrn Urquhart, die in preußische Dienste getreten sind. Einer aus dieser Gesellschaft wurde, wie uns erzählt wird, vom Fürsten Bismarck kurz vor dem letzten Kriege eigens dazu verwendet, englische Zeitungsbesitzer unentgeltlich mit gutgeschriebenen Artikeln über deutsche Politik zu versorgen. Auch werden die Korrespondenten in gesellschaftlichen Beziehungen bearbeitet." Auf die sonstige Beschaffenheit der Blätter im Auslande, welche sich hergaben, wurde kluger Weise keine Rücksicht genommen. Sogar in das die Deutschen in Rußland so heftig anfeindende Blatt Katkoff's, die Moskauer Zeitung ward einzudringen versucht. Wir erfahren dies aus einer Erklärung Katkoff's in seiner Zeitung 1869 Nummer 263 vom 3./12. December, welche folgendermaßen

lautet: „Daß man von Berlin her Versuche gemacht hat, sich unserer Zeitung zu bemächtigen, das ist wahr, und um hierfür den Beweis zu liefern, brauchen wir nicht zu gefälschten Dokumenten unsere Zuflucht zu nehmen, wie die „„Norddeutsche Allgemeine““ unterstellt; wir überlassen ihr die Ehre des Gebrauchs derartiger Beweisstücke. Unser Dokument ist ein lebendiger Mensch. Dieser lebendige Mensch ist der General Schweinitz, gewesener preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg und jetzt Gesandter in Wien. Wir haben das Vergnügen, den General Schweinitz persönlich zu kennen und nehmen an, daß er nicht gefälscht werden kann. Vor einigen Monaten, im Laufe dieses Jahres, wandte er sich vermittelst unserer Freunde in Petersburg an uns mit einem von der ihn bevollmächtigenden Persönlichkeit kommenden Vorschlage, eine fortlaufende Reihe von Artikeln in unserer Zeitung abzudrucken, die man uns von Berlin aus zustellen würde. Es wurde ihm gesagt, daß er uns solchen Vorschlag vergeblich machen würde, und er ihn lieber gleich als nicht angenommen betrachten möchte."

„Nach einiger Zeit, die wahrscheinlich auf Verständigung mit dem (berliner) Auftraggeber verwandt wurde, kam ein neuer Vorschlag. Dienst für Dienst; es sollte uns nun mitgetheilt werden, daß, wenn wir berliner Artikel officiös in unserer Zeitung erscheinen ließen, so würde man dagegen in allen dem Grafen Bismarck untergebenen deutschen Zeitungen Mittheilungen und Korrespondenzen jeder Art abdrucken, ganz wie wir sie durch die ausländische Presse in die Welt zu schicken für nöthig erachten dürften. Auch dieser Vorschlag konnte nicht angenommen werden."

„Es ist durchaus nicht tadelnswerth, daß politische Parteien sich Organe in der Presse suchen und schaffen. Im Gegentheil, es ist ein ganz gewöhnliches Verfahren, welches keinen Schatten auf die wirft, welche es anwenden. Aber es wäre nicht ehrlich, daß eine Zeitung, die sich unabhängig nennt, sich zu solchem Handel hergäbe. Jede Zeitung ist das Organ irgend jemandes; unsere Zeitung ist nur unser Organ, und wäre sie noch das Organ Anderer, so würde sie selbst die erste Anzeige davon machen. Wir haben niemals die Tendenzen und Meinungen Anderer als die unsrigen aufgeführt, grade wie wir niemals zu fremden Organen

unsere Zuflucht genommen haben, um unter ihrer Flagge unsere Ansichten zu verbreiten. Wer das Gegentheil sagt, der sagt eine Lüge!" Nachdem Katkoff die Aufforderung abgelehnt hatte, war die erwähnte berliner Zeitung d. h. vermuthlich Herr Braß, so dreist gewesen, zu wiederholtenmalen zu erzählen, Katkoff stehe im Dienste „Hietzings" d. h. des vertriebenen hannöverschen Königs. Dadurch fühlte sich der Russe zu dieser Veröffentlichung herausgefordert. Es läßt sich eben nicht jeder einschüchtern.

Frese that in der „Demokratischen Korrespondenz" No. 63 vom 17. August 1869 dar, daß in einem Aufsatze der Times, von welchem die Wolff'sche Telegrafie die gebildete Welt zu unterrichten nöthig gefunden hatte, ein Stück aus einer amtlichen Erklärung des preußischen Diplomaten Thile enthalten war, die erst später, am 1. August 1869, in der Spener'schen Zeitung an die Oeffentlichkeit gebracht wurde. Daraus folgerte er, daß die Times diesen Aufsatz entweder von dem berliner Preßbüreau oder aus der preußischen Gesandtschaft erhalten habe. Als selbstständigen Ausdruck der Gesinnung der Engländer theilte ihn der Telegraf mit. Unabhängige Aeußerungen des Auslandes, welche in Berlin unangenehm berühren möchten, verschweigt hingegen die Wolff'sche Telegrafie. Unwahrheiten d. h. Halbwahres, Schiefes, Verstelltes, welches zum Vortheile Preußens lautet, spendete sie reichlich an ganz Europa. Es gilt nämlich Stimmung zu machen und es wird in Anschlag gebracht, daß die große Mehrzahl der Menschen urtheilslos ist und sicher zu gehen gedenkt, falls sie dem Haufen folgt und das allgemeine Urtheil auch zu ihrem eigenen macht. Vernimmt sie abweichende Urtheile, so stutzt sie und stößt nicht so leicht in's Horn und sie soll nicht zu einer eigenen Meinung kommen.

Wie selten kommen Enthüllungen vor über den unterirdischen Zusammenhang so mancher zu Tage tretender Erscheinungen! Es geht bei einem Versuche, wie dem hier unternommenen, leider nicht ab ohne Muthmaßungen, die sich auf Verallgemeinerung des ergründeten Urtheils in Verbindung mit gewissen Anzeichen stützen. Entweder muß man sich an der Nase herumführen lassen oder Spuren nachgehen und auf die angegebene Weise verfahren. Erst eine späte Zukunft wird in heller Beleuchtung die Vorgänge zeigen.

Fordert ein Leser bestimmte nähere Angaben, so antworte ihm Fürst Bismarck selbst mit den Worten seiner am 29. Januar 1869 gehaltenen Rede: „Dergleichen entzieht sich der Kontrolle und einem bestimmten Nachweis."

Den allgemeinen Sachverhalt, wie er sich aus der prüfenden Betrachtung der Vorgänge ergibt, haben auch mehrere unwiderlegt gebliebene Reden von Volksvertretern in den ständischen Verhandlungen bekräftigt. *

* In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 21. November 1872 sprach der Abgeordnete für Hagen, Eugen Richter Folgendes und es ist dagegen im Hause kein Widerspruch erhoben worden: „Wir sehen, daß hier in Berlin ein Beamter des offiziösen Preßbüreaus als Käufer einer Zeitung auftritt und einen Kaufpreis von mehreren Hunderttausenden für diese Zeitung zahlt. Es liegt die Frage nahe woher hat der Mann das Geld?" Richter meint, aus dem welfisch-hessischen Gelde, welches nach dem Kammerbeschluß blos zur Abwehr von Unternehmungen gegen den preußischen Staat seitens der vertriebenen Fürsten und ihrer Helfer dienen sollte, aber als ein „allgemeiner Preßfond" angesehen wurde. „Ebenso wie hier in Berlin (fährt er fort) hört man bald aus dieser Stadt in der Provinz, bald in einer außerpreußischen Stadt, daß eine neue Zeitung entstanden sei. Niemand weiß, wer hat sie gegründet, woher kommen die Mittel, woher kommen die Redakteure? Man weiß nur, der Polizeipräsident, der Regierungspräsident oder wenn es sich um das Ausland handelte, der preußische Gesandte interessirt sich für das neue Unternehmen. Ebenso sieht man, daß sich Umwandlungen vorhandener Blätter vollziehen. Das große Publikum hat überhaupt gar keine Ahnung, in welch' kolossalem Maßstabe die offiziöse Presse in den letzten Jahren zugenommen hat".

In der Sitzung desselben Landtags sprach am 3. December 1873 der vormalige hannöversche Minister Windthorst, Abgeordneter von Meppen, als er die Stempelsteuer der Zeitungen wegschaffen wollte: „Es ist nothwendig die Presse zu erleichtern, weil sie sonst die Konkurrenz mit der Regierungspresse nicht mehr bestehen kann. Es ist in Deutschland nahezu daran, daß das Preßgewerbe in der Hand der Regierung monopolisirt wird. — Ich behaupte, daß nicht allein in Preußen eine ganze Reihe von Zeitungen direkt von der Regierung gehalten wird, sondern daß auch an vielen andern Punkten Deutschlands Zeitungen existiren, die hier in Berlin für die Regierung geschrieben werden. Ich behaupte ferner, daß sei einer noch viel größeren Zahl von Zeitungen in Preußen und außerhalb Preußens in Deutschland ein Abkommen — wie immer es zu Stande gekommen, will ich jetzt nicht untersuchen — besteht, wonach gewisse Spalten der Zeitungen dem Regierungspreßbüreau offen gehalten werden müssen. Jedermann, der mit irgend welcher Aufmerksamkeit die Augsburger Zeitung, die

Zur geworbenen Kämpferschaar gesellten sich noch Freiwillige, welche Ritterdienst leisteten ohne Dank zu begehren. Aus den

---

Kölnische Zeitung liest, wird sehen, daß gewisse Nummern und Zeichen nichts Anderes sind, als die Zeichen von Leuten, die im Regierungspreßbüreau arbeiten. — Die Einwirkung des Preßreptilienfonds ist bereits bemerkbar auch außerhalb Deutschlands." Der Redner fährt fort: „ganz besonders in Wien" — wobei es höchst verwunderlich ist, daß er dem nationalliberalen Jargon gemäß Wien als eine außerhalb Deutschlands gelegene Stadt gelten läßt — nennt ferner England, Frankreich und Italien und theilt darüber Folgendes mit: „Man hat versucht Einleitungen zu treffen, um in London neben der Gesandtschaft ein litterarisches Preßreptilienbüreau zu etabliren. Das ist dann freilich, weil man den in Betracht kommenden Personen nicht die richtige Stellung hat einräumen können, nicht zu Stande gekommen, dafür aber hat man hier in Berlin für alle diese Länder ein besonderes Preßreptilienbüreau eingerichtet. Ich will davon nicht reden, was die Korrespondenten der bedeutenderen Blätter dieser Länder den Zuweisungen von Nachrichten und den Besprechungen und Arrangements zu verdanken haben, die in der Wilhelmstraße [allwo die Ministerialgebäude stehen] vor sich gehen: aber darauf will ich aufmerksam machen, daß hier in Berlin die „Deutschen Nachrichten" erscheinen und zu kaufen sind in der Schützenstraße Nummer 15, welche — ich habe hier ein englisches Exemplar in meiner Hand — in englischer und italienischer Sprache erscheinen* und in England und Italien verbreitet werden, daß außerdem eine französische Korrespondenz erscheint, die ebenso in Frankreich verbreitet wird. An und für sich würde ich das nicht für unzulässig halten, wenn die Berichte wenigstens unparteiische und objektive wären, es ist aber das grade Gegentheil der Fall."

Keine Widerlegung der Angaben Windthorst's erfolgte. Der Minister Camphausen entgegnete blos: „Ich muß im Namen der Staatsregierung die Behauptung, daß die Regierung unrecht besessene Mittel verwende, entschieden zurückweisen, werde mich auf die Angabe, wie weit sich die Preßleitung erstrecke, nicht einlassen. Es möchte ja vielleicht für die Zwecke, die der Vorredner verfolgt, sehr erwünscht sein, wenn er überall Bescheid wüßte, wie in dieser Sache procedirt wird. Ich werde ihm den Gefallen, ihn darüber zu belehren, nicht thun", und der Leiter des Preßbüreaus, Aegidi, der als Vertreter von Mörs der Versammlung angehörte, sprach nur: „Der Abgeordnete Windthorst hat gemeint, ich könne Aufschluß ertheilen über gewisse Dinge, die ich nicht als Abgeordneter sondern in einer andern Eigenschaft erfahren. Der Abgeordnete für Mörs wird sich nicht darauf einlassen. Ich bitte aber das hohe Haus aus meinem mir angemessen scheinenden Schweigen nicht den Schluß zu ziehen, als ob ich irgend eine der vielen pikanten Behauptungen des Abgeordneten Windthorst damit direkt oder indirekt habe bestätigen können oder wollen". Hiermit beruhigte sich denn auch diese Vertreterschaft der Preußen, wie sie

---

* Es gibt von ihnen auch eine deutsche Ausgabe.

Reihen der Nationalliberalen gingen sie zumeist hervor. Diese sind ja die Pathen des neuen Reiches und längst gewohnt, sich als die erleuchteten Inhaber der Staatsweisheit, als die Kenner des „wahren Volkswillens" hinzustellen. Ihre Mitthätigkeit war aus dem Grunde von allergrößter Bedeutung, weil ohne sie das Eindringen des Preßbüreaus in so viele deutsche Blätter kaum möglich gewesen wäre. Das gleichartige Eingreifen der Nationalliberalen ließ manchen Zeitungsherausgebern Aufsätze, die in ihm ihren Urspiung hatten, völlig unverfänglich erscheinen und harmlos nahmen sie dergleichen in ihre Spalten. Unter dem

---

sich ja in allen wichtigen Sachen überaus kläglich bewiesen hat. Aus solchen Entgegnungen zieht man den Schluß, daß in ihnen keine Widerlegung, eher das Zugeständniß der Hauptsache enthalten ist.

Der erwähnte Abgeordnete Richter hielt am 20. Januar 1874 im preußischen Landtage abermals eine Rede über das Preßbüreau, in der er Verschiedenes an's Licht zog. So hob er namentlich hervor, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung in Berlin", aus welcher, wie allbekannt, die Regierung spricht, Eigentum zweier Kaufleute, der Brüder Ohlendorf ist. „Die Herren, sagte er, haben freilich nie ein besonderes politisches Interesse verrathen; es sind Kaufleute, die durch glückliche Spekulation in beschädigtem Guano sich rasch ein großes Vermögen gemacht haben — sagte Richter — und die nun angeblich für mehrere hunderttausend Thaler das Eigentum einer so großen Zeitung erworben haben sollen. Man könnte freilich annehmen, sie wollten auch hier ein gutes Geschäft machen; indessen die Norddeutsche Allgemeine Zeitung führt selbst in einer Polemik mit der Kreuzzeitung aus, daß ihren Eigentümern nichts ferner liege, als ein gutes Geschäft zu machen. Nun sind allerdings diese Herren Ohlendorf in den Adelstand erhoben worden. — In den Besitz dieser Herren Ohlendorf ist nun neuerdings auch das „Preußische Volksblatt" übergegangen und dadurch, wie es in der Matthias'schen Korrespondenz heißt, auch reines Regierungsblatt geworden. Dieses preußische Volksblatt schrieb früher im Sinne der Kreuzzeitung, seitdem schreibt es im Sinne der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung und arbeitet nach den Stichworten der Regierungspresse, wird jetzt auch zu hochoffiziösen Kundgebungen benutzt." Richter weist darauf hin, daß es „sehr leichtsinnig von der Regierung sein würde, wenn sie zwei einfachen Kaufleuten ein so mühsam auferzogenes Institut wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung unbedingt preisgeben wollte" und bemerkt, nachdem er noch einige Ablagerungen des Centralpreßbüreaus vorgehalten, daß „alle diese Verhältnisse, alle diese Einrichtungen, alle diese Büreaus im innigsten Zusammenhange mit einander stehen, und daß sie alle einträchtig einen großen Hallelujachor bilden zu Lob und Preis derjenigen Minister, welche die Schlüssel zu diesem Fond besitzen."

Deckmantel der Nationalliberalen, die ja auch gern gespreizt einherschreiten, von oben heruntersprechen und den Sachverhalt verrücken und entstellen, nisteten sich die Preßreptile in vielen Zeitungen ein. Besteht ja doch zwischen dem, was die Einen und dem, was die Andern als politische Weisheit verzapfen, kein durchgreifender Unterschied. Welche Auslassung auf Rechnung dieser Zugetretenen, welche auf Rechnung der Dienstbaren zu setzen ist, vermag ein außerhalb Stehender, wie der Verfasser dieser Schrift, selten zu unterscheiden. Versuche ich nachher an einer Anzahl von Fällen den Beweis wenigstens dafür anzutreten, daß eine zusammengreifende, mithin planmäßige Wirksamkeit bestand, so muß dennoch dahin gestellt gelassen werden, ob und wieweit jede dieser beiden Kohorten von dem Beigebrachten getroffen wird.

Zieht man die sittliche Seite (was allerdings nie geschehen sollte) nicht in Betracht, so wird man kaum in Abrede stellen können, daß die Aufgabe, eine bestimmte öffentliche Meinung zu machen, meisterhaft ausgeführt wurde und daß die Vorkämpfer Preußens in der Presse so wirksame und so schneidige Werkzeuge waren, als sich nur denken läßt. Der Aeolusschlauch ist in Berlin. Die dort losgelassenen Winde blasen mit Macht über Deutschland hin und darüber hinaus. Wie die Flocken eines Schneegestöbers fallen die Leitartikel bis sie eine weiße Decke gebildet haben. Falsche Angaben schwirren durch die Luft, daß Satanas seine Lust daran haben kann. Ist eine Losung vorhanden, so wird von den Trabanten gleichzeitig eingesetzt und von vielen Seiten schallt mit einemmale das Nämliche und dieses wird hernach in verschiedenen Tonarten abgespielt. Sie biegen und drehen die Sachen, auf die es ankommt, bis sie geschmeidig werden, sie wenden sie so lange, bis das Licht nur auf gewisse Punkte fällt, der ganze übrige Körper im Dunkel bleibt. Da wird vorgegeben, geläugnet, zusammengelogen und gar stark in vaterländischer Entrüstung geschauspielert. So ist's geschehen. Manchen Aufsatz aus dieser Schmiede habe ich in Bewunderung des Geschicks und der Feinheit wiederholt durchgelesen. Es ist wahrhaftig ein schweres Stück Arbeit, Krauses glatt, Widerwärtiges mundgerecht zu machen, Unterdrückungsmaßregeln zu erhebenden Fortschritten zu gestalten. Die Sofistik hat es indeß in Staats-

sachen wunderbar weit gebracht. Da läßt man z. B. Widerwärtiges, Aergerliches in einem erkünstelten Zusammenhange mit Altbekanntem auftreten, in welches die Menschen sich schon längst, obwol es ihnen nicht recht behagt, eingewohnt haben, um den Eindruck zu mildern, wobei es auf strenge Richtigkeit der Angaben und falsche Versicherungen nicht ankommt, da es ja doch nur gilt, Sand in die Augen zu streuen. Stehen einmal Nachrichten erfreulicher Art zu Gebote, die wirklich Lob verdienen, ei, wie wissen sie dann Preußen, die Hohenzollern, Bismarck herauszustreichen! Dann schmettern die Fanfaren!

In der That, wir müssen billig sein, es heißt dem gemeinen Manne mit oder ohne goldne Uhrkette etwas viel zumuthen, daß er sich von diesen Kreuz- und Querzügen, diesen Spiegelfechtereien den Kopf nicht einnehmen und verdrehen lasse, wenn unter den Studirten selbst nur Einzelne die feinen Kniffe, die Verschiebungen und Verhüllungen merken. Nicht leicht wirrt der Leser sich aus den Scheingründen heraus und erfaßt betrüglicher Redensarten eigentlichen Sinn.

Seit 1866 gebärdeten sich die Preßknechte und ihre Helfer oft äußerst hochfahrend. Sie liebten es in dem eigentümlichen Tone der Ueberlegenheit zu schreiben, an dem der Berliner erkannt wird, der alles besser wissende Großstädter, der gegen den beschränkten Provinzialen sich zu äußern herabläßt. Das große Wort führten sie gleich als befänden sie sich im Vollbesitze des Verständnisses, von dem sie einige Brosamen gütig spendeten. Auf hohen Stelzen gingen sie gewöhnlich einher. Mit Männern von entgegengesetzten Auffassungen rechtend, war ihr Brauch diese mit verächtlichen Bezeichnungen zu belegen, die ihre Gegner von vornherein in den Augen der urtheilslosen, am Stichwort haftenden Menge herabzusetzen geeignet sind. Sie selbst sind ja die auf der Höhe stehenden Männer, die den Ueberblick weithin haben: jene andern sind die Leute der überwundenen Standpunkte, die in die Tiefe Herabgeschleuderten, ein Gewürm, das nun am Boden kriecht, im Sumpf gedeiht. Wer eine andere Ansicht zu hegen sich noch getraute, dem widerfuhr seine Gebür: er wurde von oben herunter abgekanzelt. Diese Manier wirkte dann doch auf viele Leser. Bescheiden sind ja nach dem Dichterwort nur die Lumpe. Am sofisti-

schen Räsonnement, verbunden mit kecker Dreistigkeit, Ueberhebung, selbst Frechheit, ist mitunter das Preßreptil erkennbar.

Auf's Hetzen verstanden sich diese „Patrioten" in kaum dagewesener Weise. Wo Preußens Vortheil in Frage kam, hatte jeder Unrecht, der sich nicht bescheiden und nachgiebig fügte. Sie stempelten es fast zum Verbrechen, einen andern Standpunkt einzunehmen, denn wer nicht Preußens Willen thut, der ist ein schlechter Mensch. Immer im Angriff, immer ausschlagend, stellten sie sich überdies an, als ob sie sich in Nothwehr befänden, als geschähe Preußen d. h. dem deutschen Volke Wehe. Treffend schilderte die wiener „Tagespresse" dies Treiben mit folgenden Worten: „der deutsche Michel wird so lange gekitzelt, bis er sich wie ein betrunkener Matrose gebärdet und Rache dafür verlangt, daß er dem Anderen eine Ohrfeige gegeben hat."

Seit der Siftung des Preßbüreaus bis zum Siege über Oesterreich bestand ein Theil seiner Thätigkeit unläugbar in der Verhetzung Oesterreichs. So bethätigten sie das von ihnen sonst so oft im Munde geführte Dichterwort „Seid einig." Die Nationalliberalen (rectius: Preußischservilen, die Fortsetzer der Bundesstaatspartei von 1848, dann der Nationalvereinler, einer Partei, die sich öfter häutete, ohne damit diejenigen zu täuschen, welche die Vorgänge im Zusammenhang begreifen) thaten das Nämliche aus Herzensdrang. Für beides bedarf es keines Beweises. Man nannte solch' Treiben: „Beförderung deutscher Einheit". Die Bundesbrüderlichkeit erschien in ihrer wahren Gestalt. Im Jahre 1870 that man gut gegen die Oesterreicher und schmeichelte ihnen sogar, weil man sie beschwichtigen und einlullen wollte, so lange mit den Franzosen der Kampf raste; nachdem diese niedergeworfen waren, änderte sich der Ton gegen Oesterreich und wurde wiederum übermüthig und feindselig. Etwas erzählen, was sich nicht begeben hatte, (der deutsche Ausdruck hierfür ist verpönt) gehörte dabei zum Handwerk. Wendungen wußte man schon zu finden. Ein Beispiel. Als 1873 gleichzeitig das preußische Abgeordnetenhaus, in welchem der Blumenflor der Nationalliberalen prangte, und der österreichische Reichsrath zusammentrat, durchlief eine Anekdote die Blätter, im österreichischen habe bei der ersten Zusammenkunft nach Aufruf des an Jahren

ältesten Mitgliedes zur vorläufigen Uebernahme des Vorsitzes, dieses geantwortet „Nix daitsch". Damit sollte Schatten auf den österreichischen Reichsrath fallen, der obwol er deutsch verhandelt, als keine rechte deutsche Vertretung angesehen werden könne. Allein der in Rede stehende Greis, verschiedenen leipziger Kaufleuten wohlbekannt, nimmt in seiner Heimath eine hervorragende Stellung ein und ist der deutschen Sprache selbstverständlich mächtig. Die flotte Erfindung trug indeß doch auch dazu bei, die Ansichten vieler guten Leute von Oesterreich zu bestimmen. Daß kein geeintes Deutschland besteht, sondern blos Kleindeutschland oder Großpreußen, muß immer von neuem verhüllt werden wegen des Vorgebens, es sei die deutsche Einheit durch Preußen hergestellt.

Der alte Franzosenhaß, dies nothwendige Erzeugniß des schweren Druckes der napoleonischen Beherrschung Deutschlands, war glücklich beinahe erloschen. Wer verständig war, hätte längst begriffen, daß Deutsche und Franzosen Hand in Hand als Freunde gemeinsam zu wirken und zu schaffen haben. Unzählige Deutsche hatten in Frankreich ein besseres Unterkommen gefunden, als ihnen die Heimath gewährt haben dürfte, unzählige waren bei vorübergehendem Aufenthalte in Frankreich (auch der Verfasser dieser Schrift) entgegenkommend aufgenommen und nach Thunlichkeit, selbst mehr als sie begehrten, gefördert worden. Mit einemmale wurden nun alle Blasebälge angesetzt, um die unter der Asche etwa noch glimmenden Funken alten Hasses aufzublasen. Ruchlos wurde der Völker Eintracht zu zerstören, ihr gegenseitiges Verhältniß zu vergiften getrachtet. Eine Franzosenhatz hob an, die der Krieg nimmermehr rechtfertigen kann. Von Rückwärtslern ließ sich begreifen, daß sie die Franzosen als die Träger der neuen Ideen des großen staatlichen Fortschritts bei dem deutschen Volke anschwärzten, aber unverzeihlich schwer haben sich auch hier wiederum die Nationalliberalen versündigt. Welches widerwärtige Geschimpfe und Gegeifere gegen die Franzosen, welches Donnern gegen den „Erbfeind" nach 55 Friedensjahren! In der allergemeinsten Weise, höhnisch und verächtlich wurde von Gambetta bei jeder Erwähnung gesprochen, von einem Manne, auf den die Franzosen stolz zu sein Ursache haben.

Das würdige Seitenstück blieb nicht aus: maßlose Ueberhebung in der Siegestrunkenheit. Wie die Farisäer des Neuen Testamentes warfen sich die Stimmführer der Presse in die Brust, bemitleideten die „verkommenen Romanen" und schrien so laut sie vermochten: Gott sei Dank, daß wir Deutsche nicht sind wie diese verworfenen Franzosen, wir, ja wir Deutsche — setzten sie hinzu — überheben uns im Siege nicht, sondern bleiben besonnen und bescheiden — während doch grell vor den Augen das Gegentheil stand.

Mögen wir auch daran nicht zweifeln, daß sich die Franzosen während des Krieges nicht weniger, vielleicht noch viel stärker versündigten, allein liegt in ihrer Thorheit etwa eine Rechtfertigung für dieses Verhalten der deutschen Tagespresse? Die französische Presse dieser Zeit kenne ich nicht näher, habe auch gar nicht die Aufgabe über sie zu handeln, aber wenn ich jetzt von ihr spreche, möchte ich es thun, damit sie zu einer warnenden Lehre für die Deutschen diene. Jedermann wird zugestehen, daß, wenn vor dem Kriege von 1870 unter der französischen Tagespresse eine viel größere Zahl unabhängiger Blätter und unter den unabhängigen Blättern größere Unabhängigkeit von der jeweiligen Strömung vorhanden gewesen wäre, Napoleon den für Frankreich so verderblichen Krieg entweder gar nicht oder nur weit besser gerüstet hätte anfangen können. Allein die Zeitungsschreiber waren in Banden oder erhitzt und hatten schon lange die Neigung der Franzosen sich zu rühmen gehätschelt. So trugen sie mit die Schuld an dem Unglück Frankreichs. Wer in Deutschland klug ist, wird begreifen, daß eine abhängige Presse zwar äußerst bequem ist, jedoch leicht verderblich werden kann, daß eine unabhängige Presse hingegen ein wahrer Segen für ein Land ist. —

Heute tobt ein gräulicher Sturm wider Jesuiten und Bischöfe, die das reine Wasser getrübt haben sollen. Die Preßtrabanten sind bei diesem Anlauf sicherlich mit vollen Herzen dabei und freuen sich gewiß ihren Gefühlen einmal Luft machen und drucken lassen zu können, was sie vor einigen Jahren mit Gefängniß schwer gebüßt haben würden und sind auch des innigen Einverständnisses aller befangenen Protestanten gewiß, die bei dem Worte „Jesuit"

schon scheuen und schäumen und anrennen wie der Stier, dem ein rothes Tuch vorgehalten wird, in Wuth. Die Sünden der Vergangenheit, die Uebelthaten im 16. und 17. Jahrhunderte kommen jetzt noch — auch dies ist höchst lehrreich — über die Häupter der Jesuiten. Gern wird geglaubt, daß die Bischöfe über einen bösen Angriff wider den preußischen Staat und das neue Reich brüten. Denn Preußen muß ja allemal der *angegriffene* Theil sein. Besitzt ein katholischer Geistlicher wie Potthoff in Dresden noch den Muth außerhalb der Kirche in öffentlichen Vorträgen vor einem gemischten Hörerkreise seinen Standpunkt darzulegen, ihn gewandt und maßvoll zu vertheidigen, so bringt die Nationalliberalen solche „maßlose Frechheit" vor Zorn außer Rand und Band; es regnet dann auf ihn nicht Widerlegungen, nein, Schmähungen, Lästerreden und Beschuldigungen. Während man im Namen der „freien Wissenschaft" zu schreien vorgab, rief man sogar nach dem Einschreiten des Hofes gegen Potthoff. Der „Dresdner Volksbote", mithin ein Mann aus einem Schriftstellerkreise, dem niemand nachsagen kann, daß er zur katholischen Kirche stehe, besprach am 17. April 1873 die an Potthoff's Auftreten sich knüpfenden Vorgänge und kam zu dem Ergebnisse: „Die Minoritäten haben zu schweigen! Dies ist in der That der einzige Gedanke, welcher der wüsten Hetze zu Grunde gelegen hat, der einzige Gedanke, welchen der Taumel der Menge über fremde Erfolge noch aufkommen läßt." Mit diesem Poltern thun sich viele gute Leute ein Genüge, wobei sie gänzlich unbeachtet lassen, daß neben diesen kirchlichen Fragen und selbst in ihnen hohe wichtige Fragen der Freiheit und der Wohlfahrt vorhanden sind, um die es nicht grade zum besten steht. Sie haben ein Spielzeug, das sie angenehm beschäftigt. Unterdessen kann manches vorgehen, worüber sie sich nachträglich die Augen reiben werden, ohne daß es ihnen dann noch helfen wird.

Wenn es irgend etwas in Deutschland gibt, worüber man mit Ausschluß einiger bestimmten Kreise allerorten nur *eine* Stimme vernimmt, so ist dies die Bewaffnung in der Friedenszeit, die Stärke des stehenden Heeres. Dieses sollte nicht nur noch weiter erhöht werden, sondern zugleich der Reichstag für 7 Jahre hinaus auf das Recht des Volkes hierüber zu beschließen Verzicht leisten. Selbstverständlich waren die ächten Nationalliberalen dazu bereit, der Anstand und der Gedanke,

daß ihre Abgeordneten nach einigen Jahren wieder vor das Volk werden treten und sich einer Neuwahl unterwerfen müssen, flößten indeß gegen einfaches Handeln in ihrer gewohnten Weise ihnen doch Bedenken ein. Sie wollten zu einem solchen außerordentlichen in der bisherigen Geschichte des Konstitutionalismus unerhörten Vorgange vom Volke gedrängt scheinen. Sie wußten recht gut, wie das Volk denkt, aber mit Hülfe der Presse wurde auch diesesmal der erforderliche Schein erzeugt. Die Häupter suchten zuvörderst nach einem schönen Ausdrucke, welcher den wahren Sachverhalt verdunkelte, — und hierin sind sie ungemein geschickt; nichts ist ihnen auch mehr zuwider als eine offene, grade, ehrliche Aussprache. Sie redeten also z. B. vom nothwendigen „Einstehen für die volle und ungeschwächte Erhaltung der Wehrkraft" und riefen die Parteigenossen zu einer Versammlung, welche den Abgeordneten die Bewilligung als unerlaßlich geboten bezeichnete — und war dies vollbracht, verkündete augenblicklich der Telegraf dem erstaunten Europa, daß z. B. in Leipzig eine „äußerst zahlreich besuchte" Versammlung * dies einstimmig beschlossen habe, —natürlicherweise einstimmig, da keine Gegner erschienen waren, weil es sich um eine bloße Parteiversammlung gehandelt hatte. Eine wirkliche Volksversammlung auszuschreiben konnten die Nationalliberalen sich ja gar nicht getrauen. Solche Kunden von „Volksbeschlüssen," eine nach der andern, trug der Telegraf posaunend in die Welt. Als nun aber dies die Fortschrittspartei in Berlin, Dresden u. s. w. aufrüttelte (Demokraten u. s. w. regten sich nicht erst, da sie ja wußten, was von der Reichstagsmehrheit zu erwarten ist) und diese Gegenversammlungen unter großem Zulauf abhielten, da schwieg der Telegraf über diese so gut wie

* Zufällig bin ich genau berichtet über den wahren Sachverhalt dieser leipziger Parteiversammlung, obwol ich selbe nicht besuchen konnte, da ich nicht zur Partei gehöre. Gleichzeitig fand nämlich im selben Gebäude die regelmäßige Sitzung des Schriftstellervereins statt und in ihr wurden von Mehreren, die jener beigewohnt hatten, gesprächsweise Mittheilungen gemacht. Die Versammlung fand statt im Saale des Schützenhauses, der schön, jedoch nur von mittlerer Größe ist und in ihm standen, wie an gewöhnlichen Unterhaltungsabenden Tische und er war mäßig besetzt, so daß die Zahl der Anwesenden 4 bis 500 geschätzt wurde. In früherer Zeit gab Professor Biedermann, ein Haupt der Nationalliberalen, Antragsteller in dieser Versammlung, Tele-

gänzlich und das Wenige, was er meldete, begleitete er mit herabsetzenden Bemerkungen. Von ihnen erfuhren nur die Nächststehenden. Die nationalliberale und die offiziöse Presse hielt es ebenso. Die Spener'sche Zeitung in Berlin versicherte sogar: „Von entgegengesetzten Aeußerungen ist bis jetzt nichts zu hören" (!) und die bekannte Provinzialkorrespondenz schrie dann: „daß die Bewegung aus den Tiefen der Nation heraus den Reichstag mit unerwarteter Kraft und Entschiedenheit" zur Nachgiebigkeit gegen die Regierungsforderung (dies wurde freilich mit Bemäntelungsausdrücken gesagt) treibe. Und so hieß es von dieser künstlich gemachten, dürftig genug ausgefallenen Bewegung, die so ganz dem allbekannten Sinne des Volkes entgegenlief: „Das deutsche Volk selbst hat seine Stellung zur Militärfrage in unzweideutiger Weise kundgegeben."

Einmal jedoch versagte das Werkzeug. Es gehorchte wol, jedoch die Wirkung blieb diesmal aus. Es war nach dem Tage von Sedan, als der Plan gefaßt worden war, den gefangenen Kaiser oder doch sein Haus von neuem auf den Thron von Frankreich zu heben. Da sollte dem eidbrüchigen Manne, der Kaiser geworden indem er die ihm anvertraute Republik erwürgte, wieder ein guter Leumund geschaffen werden. Allzuhart ging dies indeß gegen die eben erst aufgeregten Volksgefühle und in der nothwendigen Schleunigkeit ließ ein Umschwung der Meinungen sich nicht zuwegebringen.

Das Gebahren und die Macht der Zeitungsschreiber soll nun an einzelnen Vorkommenheiten herausgestellt werden. Thatsachen

---

gramme aus Leipzig an das Wolff'sche Geschäft; vielleicht thut er es noch. Als unmittelbar darauf in Dresden die Fortschrittler eine Gegenversammlung ausschrieben und dabei Debatten ausschlossen, hüllte ein leipziger Nationalliberaler sich in den Mantel der Tugend und ein leipziger Blatt druckte aus seiner Feder: Die Dresdner Willensäußerung werde nur einen sehr zweifelhaften Werth haben, „da man der gegentheiligen Meinung den Mund verschließen zu wollen scheint. In der hiesigen Schützenhausversammlung konnte jedermann seine Meinung frei und offen äußern." So steht es mit der Wahrheitsliebe dieser Leute, daß sie schon eine Woche nach dem Ausschreiben dieser leipziger Parteiversammlung darauf rechneten, die Leser würden vergessen haben, daß nicht jedermann zum Erscheinen eingeladen war.

mögen sprechen. Daß ohne Zweifel viele Leser auch hinsichtlich dieser Wahn in ihrem Kopfe festhalten, darf eine Untersuchung, welche auf die Wahrheit hinzielt, nicht beirren, nöthigt aber leider statt eines kurzen Hinweises etwas ausführlichere Mittheilungen zu geben.

Als Preußen sein Heer auf Oesterreich warf, verrichteten, wie aus den Zeitungen bekannt ist, gar manche Soldaten nur mißmuthig den Kriegsdienst. Wie sie in Dresden einrückten, verwünschten einige laut Beust und Bismarck. Ich hörte es, und ich habe noch mitten im Kriege aus dem Munde gemeiner Soldaten von dem preußischen Kernlande die bittere Klage vernommen, wie es ihnen an's Herz gehe, daß sie gegen deutsche Brüder kämpfen müßten, auf eben diejenigen zu schießen, diejenigen in Gefangenschaft abzuführen, mit denen sie erst kürzlich für Schleswig-Holstein zusammen gefochten hätten. Kriegslust war höchstens bei Anführern vorhanden. So war die Stimmung. Noch war der Krieg nicht ausgebrochen, als die Breslauer Zeitung einen aus Berlin ihr zugeschickten „Heerbefehl Benedek's" abdruckte, dessen im höchsten Grade übermüthiger Ton den Kriegern Preußens in's Ohr gellen mußte — ein Faustschlag in ihr Angesicht, über den sie ergrimmen mußten. Die Ader des Zorns schwoll ihnen auch an. Nach dem Einmarsch in Böhmen, auf dem ersten Halteplatz lasen die Anführer in Folge erhaltenen Befehles ihn ihrer Mannschaft vor. Ein Befehlshaber von der Landwehr, seines Zeichens ein Richter, hat mir nachmals erzählt, daß ihm bei dem Vorlesen (es lag ihm ob) der Zweifel aufgestiegen sei, ob Benedek wirklich ein so unverständiges Machwerk herausgelassen habe. Der Mann war auf guter Fährte. Dieser Heerbefehl war eine Fälschung, eine Fälschung von der ersten bis zur letzten Zeile. Preußische Leser wollen den ächten, maßvollen Heerbefehl Benedek's in Schultheß' Europäischem Geschichtskalender 1866 S. 205 nachlesen. Selbst gut unterrichteten Oesterreichern blieb dieser Frevel unbekannt, weil während des Krieges so wenig als süddeutsche Blätter in den Bereich der preußischen Macht, so wenig preußische Zeitungen nach Oesterreich drangen; nach dem Kriege bekümmerten Oesterreicher, die in ihrer bekannten Lässigkeit auf Nichtösterreichisches nicht Acht haben, um das jenseits ihrer Gränzen Vorgegangene sich nicht recht. Oesterreichischen Lesern will

ich darum ein Buch angeben, in welchem sie den untergeschobenen Heerbefehl abgedruckt finden: C. v. Winterfeld, Geschichte des Preußischen Feldzugs von 1866, Potsdam (erste Auflage) 1867 Seite 69.

Etwas Aehnliches spielte bei dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich 1870. Die Zeitungen machten viel Aufhebens von der unverschämten Zudringlichkeit des französischen Botschafters Grafen Benedetti gegen den König am Brunnen in Ems, den 13. Juli. Benedetti habe ihm zugemuthet, was, wie sogar Fechner in seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges sagt, „in der Geschichte der Diplomatie wol unerhört war und nur auf Demüthigung Preußens hinzielte". Sie sprachen von verdienter Abfertigung. Man las in den Zeitungen ein Telegramm, datirt „Ems 13. Juli Nachmittags", in welchem es hieß: „der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Sr. Majestät dem Botschafter nichts mitzutheilen habe", und man erzählte, ja stellte in Bildern den Auftritt, wie König Wilhelm dem Botschafter Frankreichs den Rücken kehrte, noch drastischer dar. Ein solches Benehmen wäre eine Beleidigung Frankreichs, eine Herausforderung Napoleon's zur Kriegserklärung gewesen und war auch einem so gebildeten und höflichen Manne, wie dem, der sich so aufgeführt haben sollte, gar nicht zuzutrauen, und war auch nicht geschehen. Benedetti berichtete im Gegentheil am 13. Juli 10½ Uhr Morgens an seinen Vorgesetzten: der König habe sich ihm huldvoll gezeigt, ihn eingeladen, noch einmal zu ihm zu kommen. Wenn er statt dessen, den Besuch abschneidend, seinen Adjutanten Fürsten Radziwill an ihn abordnete, so fiel doch, wie Radziwill's eigener Bericht beweist, nicht das geringste Verletzende vor. Der Verkehr bewegte sich beiderseits in allen Formen der Artigkeit, der guten geselligen Sitte. Weder eine Beleidigung des Königs noch des Botschafters trug sich zu.* Es war ein falsches Telegramm, das aus „Ems" datirt zum Vorscheine kam. —

* Benedetti, Ma mission en Prusse. 2. Auflage Paris 1871. S. 372. 374. 386. 387. 430 Am dreizehnten Juli schreibt Benedetti amtlich nach Paris: L'accueil apparemment gracieux qu'elle (der König) n'a cessé de faire

Als die Preußen im Juni 1866 in Dresden eingerückt waren, fertigten sie am folgenden Tage allen Herausgebern dortiger Blätter eine gedruckte Geheimzeitung mit dem Bemerken zu, es sei Fürsorge getroffen, die Zeitungen rasch mit genauen und zuverlässigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze zu versehen. Dies bedeutete augenfällig soviel als: diese sollt ihr abdrucken, abweichende Nachrichten dürft ihr nicht veröffentlichen. Ohne Zweifel haben sie es in allen größeren Städten, welche sie einnahmen, ebenso gehalten. Nummer 25 des vierten Jahrganges der Provinzial-Correspondenz vom 20. Juni 1866 war die erste Kriegsnummer. Auf dem Kriegsschauplatze, im preußischen Lager wurden die Berichte abgefaßt, darauf nach Berlin geschickt, wo eine abermalige Sichtung und Ueberarbeitung statt fand, hernach gedruckt und an die Blätter geliefert. Selbstverständlich war alles so dargestellt, wie preußischerseits gewünscht wurde, daß man es glauben solle. Diese Geheimzeitung gaben alle Blätter Nord- und Mitteldeutschlands ganz oder großentheils wieder. Sie ist daher die Hauptquelle der meisten bisher erschienenen sogenannten „Geschichten" dieses Krieges. Hiermit ist der Stab über eine Menge „geschichtlicher" Werke gebrochen. Es sei zugestanden, daß nicht allzuarg gefärbt worden ist. Hatten die Preußen doch, weil sie sich 1866 wie nachher 1870 in einem ununterbrochenen Siegeslaufe befanden, wenig Veranlassung, in dem Erzählten sich von der Wahrheit weit zu entfernen.

Was indeß vielleicht zu erwarten gewesen sein würde, wofern die preußischen Heere in Nachtheil gerathen wären, verrieth ein Fall, der Bericht von dem einzigen Gefechte, welches die Preussen 1866 verloren. Als nämlich Gablenz am 27. Juni 1866 sie aus Trautenau herauswarf, nachdem sie den tapfersten Widerstand entgegengesetzt hatten, wurden Nachrichten ausgestreut, es hätten die Bürger von Trautenau aus ihren Häusern hinterrücks auf die Preußen geschossen, heißes Wasser und siedendes Oel auf sie von oben herunter ausgegossen. Das hieß doch den guten Traute-

à mes instances. — En mettant fin à notre conversation du matin, le roi m'avait en effet assuré, qu'il m'inviterait à me rendre auprès de lui à l'arrivée des dépêches u. s. w. Der König hatte ihn noch, als er Ems zu verlassen im Begriff stand, auf den Bahnhof bestellt!

nauern zuviel Heldenmuth zutrauen! Der Bürgermeister von Trautenau Dr. juris Roth, Mitglied der böhmischen Stände und des österreichischen Reichstags, ließ darüber drucken: „Wahrlich, eine so ungeschickte, folgenschwere und allgemein geglaubte Lüge würde ich nicht für möglich halten, wenn ich es nicht selbst erlebt hätte".* Die preußische Presse schäumte damals über die Unthat der ruchlosen Trautenauer und im Zorn über die Trautenauer achteten die Leser um so weniger auf die Schlappe, da die Preußen am folgenden Tage Trautenau wieder gewannen. Aber Bürgermeister Roth, ein bekannter Ehrenmann, wurde fortgeschleppt, schmählichst behandelt, 80 Tage in schwer drückender Gefangenschaft gehalten. Damit schien die falsche Nachricht beglaubigt.

Als das französische Heer am Beginne des Krieges von 1870 einen matten Angriffsstoß gegen Saarbrücken ausführte, durchlief die Zeitungen die grausige Kunde, es habe diese Stadt eingeäschert, und tief war ihr Eindruck in Deutschland. Auch solche, welche den preußischen Waffen den Sieg darum nicht wünschten, weil dieser Sieg soviel bedeuten konnte, als Zurückwerfung der freiheitlichen Bestrebungen in Deutschland auf ein Menschenalter, auch solche empörte derartige barbarische Kriegführung der Franzosen. Doch auch an dieser Nachricht war kein wahres Wort. Die Stadt Saarbrücken steht heute noch unversehrt wie sie damals war! Blos ein paar von der Stadt abstehende Häuser, welche den preußischen Soldaten zum Stützpunkt ihrer Abwehr gedient hatten, waren von den Franzosen in Brand geschossen worden. Die Menschen wurden indeß damals durch das Zeitungslärmen dermaßen betäubt und eingenommen, daß selbst verständige Personen widersprechenden, unmittelbar aus Saarbrücken selbst eingezogenen Nachrichten keinen Glauben schenken wollten! Die Barbarei der französischen Kriegführung war zum allgemeinen Gerede gemacht worden.

Ach, wie war das Verhältniß der preußischen! Da aber hatten unsere Zeitungen, unsere nationalliberalen Stimmführer kein Wort der Entrüstung, des Abscheues. Hierüber hatte ich mancherlei Betrachtungen niedergeschrieben, doch ein Freund fiel mir in die Feder, weil die gegenwärtige Zeit noch nicht dazu angethan sei, die volle

* Roth, Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft. Prag 1867 S. 13. Diese Schrift soll in Preußen verboten sein.

Wahrheit zu hören, weil meine Worte jetzt ohne Verständniß bleiben würden und ich ohnehin schon bis zu den äußersten Gränzen des heute Möglichen mich vorgewagt hätte. Wiewol es mir schwer ankommt, indem ich schwanke, ob bei richtigerer Erkenntniß nicht geboten ist für die Grundsätze der Sittlichkeit und für die Ehre des deutschen Namens einzutreten, so unterordne ich mich doch seinem weisen Rathschlag. Andere haben ja in den häufigen Ausbrüchen wilder Roheit seit 1871 eine Frucht dieses Krieges deutlich vor Augen. Ich durchstreiche die Seiten, die in die Hände des Setzers sollten.

Taschenspielerkunststücke im Schriftstellern verfangen bei dem nicht nachprüfenden Volke. Von der Art des Verschiebens auch eine Probe. Ich muß zu solchen Beispielen greifen, die allgemein Bekanntes bringen. Als Mallinckrodt aus des früheren italienischen Ministers General Lamarmora Buch mitgetheilt hatte, daß Bismarck 1866 die Abtretung eines Bezirks an der Mosel und Saar in Aussicht gestellt habe und als darauf Fürst Bismarck diese Angabe für eine lügenhafte Erfindung erklärt, Lamarmora aber seine Aussage aufrecht erhalten hatte, wog man keineswegs die Wahrscheinlichkeit nach den damaligen Umständen, der Zuverlässigkeit der einander Widersprechenden und dem, was sonst ein Geschichtschreiber in Betracht ziehen würde, ab, sondern stellte in den Vordergrund, daß Lamarmora Staatsgeheimnisse in seinem Buche ausgeplaudert habe und deshalb kein vertrauenswürdiger Mann sei. Nun hätte zwar jemand meinen können, daß wenn Lamarmora, was die Kabinette versteckt hielten, veröffentlichte, ihm dafür, daß er die Welt besser unterrichte, Dank gebühre, dies überhaupt mit der Frage: ob er einer Lüge sich schuldig gemacht, gar nichts zu schaffen habe — allein nach den Zeitungen sprach man allgemein von Lamarmora's Verletzung seiner Amtspflichten und kümmerte sich um das Uebrige wenig; die Wirkung war erreicht, ohne daß der Fall, wie die Geschichtschreibung es erfordert, untersucht worden wäre.

Als Milliarden von dem besiegten Frankreich gefordert, eine noch nicht dagewesene, ich will den Ausdruck wählen, „Schatzung“ über dasselbe verhängt wurde, jubelten die Zeitungsschreiber, ja die preußischen Unterhändler konnten ihnen nicht genug thun

im Verlangen, und hinterher noch bedauerten sie, daß nicht noch mehr gefordert worden sei. Die voraussichtlichen Folgen erörterten sie nicht; sie gebärdeten sich so, als ob jeder Deutsche mit einem Beuteantheil bereichert werden würde. Die Rufe, daß die Franzosen schwer leiden und wir, d. h. unser Volk, keinen rechten Gewinn genießen würden, verhallten. Die Warner mußten Schmähungen hinnehmen. Was ist gefolgt? Die Franzosen haben das Geld anderweit aufgeborgt und müssen heute den Laib Brod doppelt so hoch bezahlen, wir haben ruinösen Börsenschwindel und eine Geldentwerthung geerntet, durch welche jeder ärmer geworden ist, der nicht zu gewissen Kreisen gehört. Welch' Elend, welcher Jammer ist über unsäglich Viele, die mit geringen Einnahmen, welche sie zu vergrößern außer Stande sind, sich durchschlagen müssen, durch diese unseligen Milliarden gebracht! Mit diesen Milliarden konnten übrigens die Staatsschulden grade abgetragen werden, welche die Landesväter im neuen deutschen Reiche während der Friedenszeit seit 1815 gemacht hatten. Eine große Bürde wäre dann dem Volke abgenommen worden. Es ist nicht geschehen, sondern die alte Belastung dauert fort. Für Festungen, Heeresbedürfnisse, Beschenkung der Feldherrn, für ein Vermögen um Verstümmelte zukünftiger Kriege zu bedenken u. dgl. verrann ein großer Theil dieses großen Geldes. Anstatt scharf aufzumerken, was mit den Milliarden angefangen werde, hüllten sich die Zeitungen, die sich immer für die Volksstimme ausgeben wollen, lieber in Schweigen.

Vieles Einzelne ließe sich so leider noch hervorheben, aus dem erhellen würde, in welchen üblen Zustand unser Zeitungswesen gebracht worden ist, sich gegenwärtig befindet. Doch genug. Die Reichsschweifwedler finden alles gut und reden der die Zeitungen lesenden Menge ein, sie lebe in einer großen Zeit des Glückes und des Segens, die 1866 angebrochen sei.

Ausführbar war dies erfolgreiche Fälschen der Thatsachen lediglich durch das Zusammenwirken zweier Umstände, dadurch, daß eben Hand in Hand Preßknechte und nationalliberale Freiwillige gingen, und dadurch, daß die gegnerische Presse theils zum Verstummen gebracht, theils dermaßen in den Hintergrund gedrängt war, daß ihr Widerspruch nur zur Kenntniß enger Kreise gelangte.

Weil die letzten Entscheidungen mit Pulver und Blei gegeben wurden, hat man die Bedeutung der Nationalliberalen in letzter Zeit zuweilen sehr unterschätzt, sogar bespöttelt. Mit Unrecht. Richtig ist nur, daß sie nicht allein obsiegen konnten: aber vorbereitet hat ihr Wirken den Ausgang. Die Wege für Preußen haben sie gebahnt und die Tragweite seiner Erfolge vergrößert. Gewiß, ohne ihr kräftiges Eingreifen würde alles in völlig anderem Lichte dem deutschen Volke und ganz Europa erschienen, Manches vielleicht nicht so, wie es der Fall war, abgegangen sein. Ihre Zeitungen waren die Vortruppen Preußens und sind jetzt sein Beistand.

Die freisinnige großdeutsche Partei, für die auch der Name „Volkspartei" aufkam, befand sich längst im Zurückweichen. Da ihr keine äußeren Mittel zu Gebote standen, hatte sie überhaupt nur eine geringe Zahl von Blättern, noch dazu fast sämmtlich kleineren Umfangs. Im Kriege von 1866 wurde, wo die preussischen Fahnen wehten, ihr Zeitungswesen unterdrückt. Es hätte nach dem Frieden wieder aufleben können, aber der Krieg selbst war für diese Partei mehr noch als eine Niederlage, war eine Blosstellung gewesen. Schon vorher war die Lage der unabhängigen Großdeutschen peinlich: von den Regierungen feindselig als Demokraten angesehen und behandelt, gingen sie den herrschenden Gewalten gleichwol, um des höheren Zieles willen, nicht selten zur Seite oder griffen sie mindestens nicht an, dies Andern überlassend. Wol entging ihnen nicht, daß ein kläglicher Schlag die anvertrauten Zügel führte und in schwieriger Lage in der Politik herumstümperte, aber sie überschätzten ihn dennoch: Bismarck kannte die Kutscher der Staatskarossen besser. Eine solche Beschaffenheit, wie nachher in einem bedrohten Lande immitten der Gefahr zu Tage trat, nicht voraussetzend, hatten sie unmittelbar vor dem Kriegsausbruch Schritte gethan, um dem bevorstehenden Kampfe einen andern Charakter zu verleihen; sie sahen sich jedoch genöthigt Halt zu machen, weil sie auf eine Einfältigkeit und Verbissenheit stießen, die sie so nicht für möglich gehalten hatten, und mußten überdies davon schweigen, um nicht noch auf der Widersacher Mühlen Wasser zu treiben. Der Sieg des großdeutschen Gedankens war wie der seines Gegensatzes an ein entsprechendes Ver-

halten der Regierungen geknüpft. Mußte nicht im Volke das Vertrauen zu den Großdeutschen schwinden, nachdem während des Krieges die traurigste Armseligkeit augenfällig geworden, in der nachfolgenden Friedenszeit auf den so herrlich, wie man eben geschaut, bewährten Wegen weiter gewandelt und Oesterreichs Neugestaltung in die Hände des durch sein Regiment in Sachsen bekannten Diplomaten Beust gelegt wurde? Es geziemte sich für alle unabhängigen Großdeutschen Zurückhaltung; selbst denjenigen Standpunkt, den der Sieger „partikularistisch" schalt, nachdrücklich in Schutz zu nehmen, war in Folge der Stellung, welche die Berather der Purpurgeborenen einnehmen, unthunlich. Die alte vorurtheilsvolle Auffassung, welche den Fortbestand der Einzelstaaten unmöglich machen wird, herrschte nach wie vor. Auch blieben die Großdeutschen bei Seite geschoben, augenfällig; umgekehrt wurden Häupter der Nationalliberalen geehrt, ebenso auffällig. Großdeutscherseits konnte mithin gegen die überfluthende Strömung überhaupt nur vom demokratischen Standpunkt aus angekämpft werden, der keine Umschau über alles in Frage Kommende gewährt. Wie sehr aber auch Regierungen sich mit den alten Widersachern der Großdeutschen gut zu stellen suchten, wenig gelang es ihnen. In Sachsen z. B. brach immer von neuem das Geschrei über Partikularismus wider die Minister los, obgleich von ihnen nach Allem, was ich wahrnahm, nicht der allermindeste Anlaß zu diesem Vorwurfe gegeben worden ist. Urtheilte ihr Blatt, die „Königliche Leipziger Zeitung", unbefangen, so lasen ihm sächsische Blätter, deren Magnet nach Berlin weist, den Text. Nun möchte ich zwar diese Zeitung keinem Panzerschiffe vergleichen, aber doch immerhin einer stattlichen Fregatte; wenn sie Breitseite auf Breitseite gegen die sie umschwärmenden Kanonenboote abgefeuert hätte, so würde sie diese in Grund gebohrt oder in die Ferne gescheucht haben, allein sie verhielt sich in solcher Weise, daß die Vermuthung nahe liegt, ihr Leiter habe keine freie Bewegung gehabt. So ist dieser Zeitung längst Schach gegeben. Die Nationalliberalen setzten sie am liebsten matt und werden es wahrscheinlich dahin bringen, wenn ihnen das Blatt nicht übergeben wird, oder vieles sich ändert.

Die großdeutsche Presse, welche nun den Freiheitsgedanken

voranstellte, hatte um so geringere Aussicht auf Eindringen, weil nach den erschütternden Vorgängen und Umgestaltungen der letzten Jahre im Volke nur äußerst geringe Theilnahme für Freiheitsfragen vorhanden sein konnte. Die Sonne leuchtete dem Kriegsmanne. Das allmäliche Erwachen des Volkes aus seinem Rausche, das nicht ausbleiben wird, ist in Geduld abzuwarten. Die Würtemberger, bis 1870 die demokratischen Vorkämpfer und eifrig im Zeuge, beurtheilten doch in ihrer Mehrzahl die Gesammtgestaltung jetzt sowenig richtig als vor 1866, bis wohin sie am großdeutschen Kampfe kaum nennenswerthen Antheil genommen hatten, weil die brennenden Fragen ihnen noch nicht auf dem Leib glühten. In ihrer Mitte, in Stuttgart erschien wol mehrere Jahre des Norddeutschen Frese „Demokratische Correspondenz, Organ der deutschen Volkspartei," weil sie dort, außerhalb des neuen deutschen Bundes sich freier bewegen konnte, und wurde nicht blos an Zeitungen, sondern auch an Vereine und einzelne Leser, an letztere um den vierten Theil des Preises abgegeben. Diese zeichnete die Lage auf Grund der in Nord- und Mitteldeutschland gemachten Erfahrungen richtig, jedoch die im Hinterlande meinten es besser als er zu verstehen! Die Kurzsichtigkeit und das Wanken der würtembergischen Volksführer im Jahre 1870, als sie sich von der erregten Strömung fortreißen ließen, war abermals ein schwerer Schlag für die Volkspartei und gleichzeitig wurden wieder in Mitteldeutschland Zeitungen unterdrückt, welche dem preußischen Zuge zu widerstehen gewagt hatten. Es sei nur an das Verbot der „Hannoverschen Volkszeitung" und die Abführung ihres Herausgebers, des trefflichen Eichholtz (eines geborenen Berliners), in das elende Gefängniß von Lötzen nahe der polnischen Grenze erinnert, in welchem der kränkliche Mann den Keim zu seinem vorzeitigen Ableben erhielt.*

Von den übrigen Parteien Deutschlands hat die des Adels und der Altkonservativen in Preußen vielleicht mehr zur Verbreitung als zur Berichtigung falscher Ausstreuungen beigetragen, was auffällig klingen würde, wüßte man nicht, daß einseitiges Preußentum auch sie befangen machte. Den katholischen

* Die Jahrgänge der deutschen Volkszeitung in Hannover 1867 (letzte Monate) und 1868 geben hinreichend Belege für die Preßzustände im deutschen Reiche.

Blättern lagen die Kirchensachen mehr, als was sonst vorging, an und erst nachdem diese in Frage gezogen worden waren, legten sie sich in deren Vertheidigung auch gegen die Zeitungslügen aus. Nachdrücklich, erbittert, bekämpfte die socialistische Presse den Trug, allein ihr Abnehmerkreis besteht fast ganz aus Handarbeitern, in's übrige Volk dringt sie nicht stark ein.

Dies sind die Umstände, unter denen ein Getriebe, wie das geschilderte, sich zu behaupten und das Volk zu beeinflussen vermochte.

Um beliebige Ausstreuungen unangefochten durchzubringen, mußten die Macher der öffentlichen Meinung in den Zeitungen alles hinwegräumen, was ihnen im Wege stand, nach Gefallen so oder so zu sprechen. Sichtlich stellten sie sich die Aufgabe, jede den ausgegebenen Schlagwörtern entgegenlaufende Aeußerung, jedwede abweichende Beurtheilung der Vorgänge, jede unabhängige Auffassung aus der Welt zu schaffen, damit nur eine einzige Ansicht gelte und nur eine Stimme gehört werde. Ansonst wäre ja auch die berliner Losung vom Volke gewiß nicht als unbestrittene Wahrheit, als der allgemeingültige Ausdruck der aufgeklärten öffentlichen Meinung angenommen worden, sondern hätte als Parteiäußerung erscheinen können.

Wer von der Rednerbühne des Reichstages für die Freiheit so, wie es sich ziemte, sprach oder wer gegen die fortschreitende Verpreußung deutscher Staaten das Wort ergriff, ward von der Presse todgeschwiegen oder beschimpft, und wäre es der ehrwürdige Ewald gewesen, dieser Mann fast unsterblichen Namens. Die Bande ist so roh und gemein, daß sie keine Ehrfurcht vor wahrer Größe kennt. Las man die stenografische Aufzeichnung seiner Reden, so fand man wohldurchdachte Aussprüche, bedeutende Gedanken, las man die Berichte in den Zeitungen (und nur diese werden allgemein gelesen), so klangen seine Worte lächerlich. Ergriff der Abgeordnete der ehemaligen freien Reichsstadt Frankfurt Sonnemann das Wort für die mundtod gemachten Elsässer und sagte heraus, was Briefe aus diesem Lande bestätigen, so las man in den Zeitungen: „auf seine Aeußerungen zu antworten wäre unter der Würde eines deutschen Reichskanzlers; ein solcher Grad politischer Ehrlosigkeit hat nicht Anspruch darauf als berechtigte individuelle Ansicht zu gelten". Als Mallinckrodt

die Hand auf das Buch des italienischen Ministers Lamarmora legte, erklärte die „Spener'sche Zeitung": „Die nationalen Parteien sind von dem ganzen Gebahren der Centrumspartei mit tiefem Ekel erfüllt, können ihr Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß Fürst Bismarck die ultramontanen Kläffer einer Antwort würdigt, daß er den Herren Windthorst, Mallinckrodt, Schorlemer, indem er sich herablieẞ von ihren Künsten ein Aufhebens zu machen, erst ein Relief verliehen hat und daß er ihre retorischen Uebungen nicht vollständig ignorirt", und schloß mit dem Hinweis auf Friedrich des Großen Wort: „Und mit dem Gesindel sollen wir uns herumschlagen". Auf die gleiche Weise ließen sich die Norddeutsche Allgemeine und die National-Zeitung aus und diese ihre Aufsätze flogen fast durch die ganze deutsche Presse.

So wird der Beruf und die Bedeutung der Volksvertretung von der herrschenden Partei verstanden. Wann hätten jemals die Vorbereiter der Knechtschaft sich offen zu ihrem Werke bekannt? Entweder sprachen sie von der für die allgemeine Wohlfahrt nothwendigen Ordnung, oder, wenn sie geschickter verfuhren, stellten sie sich gar an, als ob sie der Freiheit Bahn brächen.

Waidlich drosch die Knüppelgarde der Preßknechte auf alle los, welche noch dachten wie früher, welche noch wagten, ihre Meinung zu bekennen. Das Herunterreißen, Schmähen und Verlästern aller hervortretenden Gegner kam an die Tagesordnung und machte deutlich wahrnehmbar, daß die Männer von selbstständigem Urtheil eingeschüchtert, zum Verstummen gebracht werden sollten. Um Gegenbeweise bemühte sich die herrschende Presse selten, mißfällige Vorbringungen wurden einfach auf „eingefleischten Haß gegen Preußen" geschoben, höhere Auffassungen als engherzig und hämisch oder als fantastisch, kindlich, partikularistisch bezeichnet und es endlich für eine wahre Schande erklärt, „daß dergleichen aller großen Prinzipien baare Menschen sich überhaupt noch äußern dürften"!

War's gar ein in Preußen Geborener oder Angestellter, der sich vermaß einer unangenehmen Wahrheit die Ehre zu geben, so wurde er ob „unpatriotischer" Aufführung gerüffelt, wäre es selbst ein Konstantin Frantz gewesen. Dieser letztere erwiderte: „Noch

hat kein Moralfilosof gelehrt, daß es zu den patriotischen Pflichten zähle, unter allen Umständen für recht und gut zu halten, was von dem Staate geschieht, dem man als Bürger angehört. Jedenfalls wäre solcher Grundsatz mit der christlichen Religion ganz unvereinbar."

Die „unverbesserlichen Achtundvierziger" waren besonders ein Stein des Anstoßes. Verwundern kann man sich auch ganz und gar nicht, daß die Bestrebungen des Jahres 1848, wenn sie nicht in Vergessenheit zu bringen waren, von oben herunter besprochen werden mußten, so als ob die damals handelnden Männer im Vergleich mit den jetzigen, den die Freiheit preisgebenden Acteuren der politischen Schaubühne unreife Knaben gewesen wären. In der Gegenwart sei man herrlich weit; 1848 habe es sich um rohe Anfänge und thörichte Ueberspanntheiten gehandelt. Mittelmäßige Professoren beeiferten sich sogar von ihrem Katheder herab ihre eigene Beschränktheit an den Tag zu bringen, indem sie (obgleich der Gegenstand ihrer Vorträge darauf gar nicht hinführte) den Studenten von der Erbärmlichkeit der 48ger vorredeten. Die wenigen übrigen, standhaft gebliebenen Männer der alten Freiheitspartei wurden in der Presse als „trübe Köpfe" geschildert, von ihrem „radikalen Filistertum" wegwerfend gesprochen und bedauert, daß Leute wie Kolb und Vogt sich überhaupt noch „breit machen" könnten.

Wo den Stimmführern ein besonders widerwärtiger Gegner aufstieß, hieben die Preßhusaren nicht blos auf ihn ein, sondern brandmarkten ihn als einen, der Geld vom Feinde genommen habe. Von der schwarz auf weiß hinausgeworfenen Beschuldigung bestochen zu sein, blieb selbst Konstantin Frantz nicht verschont. Die saubern Gesellen urtheilten nämlich nach sich selber. Da sie Geld nehmen, wo sie es finden, setzten sie Gleiches von Andern voraus, um so mehr, da sie sonst nicht zu begreifen vermochten, wie gescheute Männer für eine Sache einstehen, die ihnen klärlich keinen Gewinn, wol aber recht empfindlichen Schaden einbringt. Namentlich flog die Verläumdung umher, der entgegengesetzt Schreibende sei von den Welfen bestochen, und eine Zeitung, die den Erfolgsanbetern unangenehme Betrachtungen zu schmecken gab, hieß „Welfenblatt". Das alte Herrscherrecht des

hannöverschen Königs und hessischen Kurfürsten sollte nicht mehr vorgehalten, gar nicht mehr erwähnt werden, gleich als läge über ihm schon der Moder von Geschlechtern. Es ist richtig, daß eine Zeitlang der Wirksamkeit des berliner Preßbüreaus ein „Welfenfond" entgegenwirkte, besser deutsch gesprochen: daß der König von Hannover einigen Schriftstellern seines Anhangs Geld zahlte, vielleicht auch einige Zeitungen unterstützte, damit sie sich seiner annähmen, allein in erheblichem Umfange ist dies keinesfalls geschehen, konnte auch bald, aus dem jedermann einleuchtenden Grunde nicht geschehen, weil König Georg nicht mehr so viel Geld besaß, um viel für Preßzwecke auszugeben; entließ er doch im September 1870 verdiente Hofbeamte, die ihm in die Verbannung gefolgt waren, „aus Ersparungsrücksichten". Wahrscheinlich ist, daß König Georg seit mehreren Jahren auf Beeinflussung der Presse gar nichts ausgibt. Gleichwol spukte die Rede vom hannöverschen Gelde im neuen Reiche fort und zwar grade seitens solcher, die aus dem Welfenfond, nämlich dem weggenommenen Vermögen Königs Georg, gespeist wurden.

In Leipzig bestand ein Blatt mittleren Ranges, die „Sächsische Zeitung", welche ziemlich viel Eingang fand und den nationalliberalen Zeitungen beschwerlich fiel, weil oft in ihr deren Lügen an den Pranger gestellt und abweichende Auffassungen verbreitet wurden. Sein Herausgeber und Besitzer, Wilhelm Obermüller aus Baden, war ein Eiferer für Oesterreich. Bevor noch im Jahre 1870 Sachsen sich zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich bekannte, bestritt er, daß der Friedensvertrag von 1866 nothwendigerweise dahin auszulegen sei, und sprach sich gegen Sachsens Betheiligung an diesem Kriege aus. Es handele sich, sagte er, um einen Streitfall, der den Norddeutschen Bund nichts angehe. „Müssen denn die Sachsen sich auch todschießen lassen?" frug er. Er hatte Unrecht, Sachsen war wirklich zur Heeresfolge verpflichtet, allein die Erörterung des Pro und Contra mußte doch mindestens so lange freibleiben, bis Sachsens Verhalten amtlich feststand. Was begab sich? Ein Haufe aufgeregter Studenten, an deren Spitze ein junger Jurist (!), der nachher unter die nationalliberalen Skribenten ging, gestanden haben soll, brachte am Mittag des 15. Juli vor der Druckerei der Sächsischen Zei-

tung ein Pereat und vor Biedermann's Wohnung ein Vivat aus, verbrannte Obermüller's Zeitung auf dem Platze vor der leipziger Universität, verlangte in einer Eingabe an den Staatsanwalt gerichtliche Verfolgung des erwähnten Obermüller'schen Aufsatzes und zog drei Abende nacheinander, bei Einbruch der Nacht, vor Obermüller's Wohnung, wo er lärmte und tobte, vom Janhagel sekundirt. Am ersten Abend blieb's beim Schreien, am zweiten wurden die Fenster eingeworfen, in der dritten Nacht versucht, die Hausthüre einzustoßen, und die Rufe ertönten: „Schlagt ihn tod! Reißt ihn in Stücke!" Das Einschlagen der Thüre verhinderte noch die Polizei. Eine vor Ausschreitungen warnende Bekanntmachung des Rathes erschien, am 17. aber erhob der Staatsanwalt die geforderte Anklage gegen Obermüller, der von gerechten Richtern Freisprechung erwarten durfte. Der Polizei wäre es ein Leichtes gewesen, diese Zusammenrottirungen sofort zu sprengen, zumal jedermann wußte, woher sie ausgingen. — Der Indicativ jedoch lautet: Obermüller ersuchte brieflich den Polizeivorstand um Schutz, anderenfalls er sich genöthigt sähe, gegen Angriffe auf seine Person von dem Revolver Gebrauch zu machen, und wurde darauf zum Polizeiamt gerufen, dort festgenommen, nach Verlangen des Staatsanwalts an's Bezirksgericht abgeliefert und in Haft gehalten. Er ging demnach seiner Freiheit verlustig. Da kurz vorher der zweite Herausgeber der Zeitung Herrn Obermüller gekündigt hatte, war augenblicklich niemand vorhanden, der für die Zeitung zu sorgen gehabt hätte. Sie stand stille. Obermüller war um 4000 Thaler ärmer, die er ihrem früheren Eigenthümer ausgezahlt hatte, und dieser um dasjenige Geld, welches Obermüller ihm noch schuldete. Das Weitere kann ich, insofern es Obermüller betrifft, nur mittheilen, wie er es einem Andern erzählt hat, nicht selber verbürgen. Obermüller erzählte: nach einiger Zeit sei er auf Bürgschaft von 300 Thlr. und Handgelöbniß jederzeit zur Untersuchung sich zu stellen, freigelassen, gleich darauf aber ihm gerathen worden, Leipzig zu verlassen, weil seine Anwesenheit Veranlassung zu Ruhestörungen gebe; er könne ja zu seiner Sicherheit nach Reudnitz ziehen oder eine Reise in die sächsische Schweiz antreten. Er habe sich anfangs geweigert, weil er dazu weder Lust noch Geld, wol aber

eine bezahlte Wohnung und eine Zeitung habe, schließlich aber habe er sich gefügt, weil er gesehen, daß er nicht anders fortkomme. In der That hat er nach seiner Freilassung Leipzig schleunigst verlassen. Er reiste nach Wurzen und Dresden: wurde also in seiner Wohnung nicht mehr angetroffen. In den Zeitungen war kurz darauf ein Steckbrief gegen Obermüller zu lesen, weil er wortbrüchig Leipzig verlassen habe. In denselben Tagen (am 18. Juli) machten Studenten im Hörsaale des Professors der Rechte Hofrath Schletter bei seinem Eintreten einen Heidenlärm, und beruhigten sich erst, nachdem er durch einen Universitätsbeamten ihnen die Erklärung hatte abgeben lassen, daß er kein Mitarbeiter der Sächsischen Zeitung sei. Von Obermüller warf dieselbe Bande sich auf den Herausgeber des „Volksstaats", den Arbeiterführer Liebknecht. Meine Wenigkeit sollte der Dritte sein, der an die Reihe käme, und schon bei dem letzten Toben vor Obermüller's Wohnung fielen Rufe, vor die meinige zu ziehen. Liebknecht hatte die Kraft der Arbeiter hinter sich und überschaute die Lage. Er hatte sogleich, als der Sturm gegen Obermüller anhob, diesen benachrichtigt: falls Obermüller verspreche in seiner Zeitung die Socialdemokraten fernerhin nicht mehr anzugreifen, wollten die Arbeiter ihn schützen: stolz hatte Obermüller dies unbeachtet gelassen. Wie nun das Lärmen nach Obermüller's Verhaftung vor Liebknecht's Wohnung begann, da sammelte sich sein Anhang in einer nahegelegenen Bierwirthschaft und sprach davon, in Massen zum Neste der Störenfriede, die jedesmal von der Wirthschaft zur „guten Quelle" den Ausgang nahmen, zu ziehen und sie zusammenzuhauen, Liebknecht aber sagte zu einem Angestellten: wofern die Polizei sich ebenso wie in Bezug auf Obermüller bei ihm verhalte, befinde er sich in der Nothwendigkeit, sich selber zu schützen, und dann wolle er keine Verantwortlichkeit für blutige Köpfe tragen. Das Eintreten der Arbeiter schreckte. Mit einemmale war die Unruhe zu Ende!

Indeß die Sächsische Zeitung war beseitigt. Am 23. Juli 1870 erschien sie nicht mehr. Als nach dem Frieden mit Frankreich Gerüchte umliefen, sie würde wieder aufleben, ließ sich ein leipziger Blatt, welches fast 12000 Abnehmer zählt, aus: „Ein Familienvater würde solche Störenfriede wie die Männer der ehe-

maligen „Sächsischen Zeitung" einfach zur Thüre hinauswerfen. In einem Verfassungsstaate geht das nicht. Sie bleiben Bürger desselben, wenn sie sich nicht offen auflehnen. Nun und dazu handeln sie zu jesuitisch d. h. sie wissen sich beim Schreiben immer den Rücken zu decken und der Wachsamkeit des Staatsanwaltes zu entziehen." Die Anschwärzung und die Drohung ist deutlich.

Erst wenn alle einzelnen Erscheinungen aneinandergereiht werden, läßt sich der Einblick in ihren Zusammenhang gewinnen, erkennt der Denker die Bedeutung, welche dem anscheinend lose Auftretenden zukommt. Alsdann erst wird man inne, ob Zufälliges oder Geplantes sich begab.

Ueberblicken wir das Vorgeführte, so haben wir einen hereinbrechenden Terrorismus vor uns. Es ist hohe Zeit ihn zu dämmen.

Unverkennbar läßt die herrschende Presse sich die Mundtodmachung und Knechtung der besiegten Minderheit mit allem erdenklichen Eifer angelegen sein. Ihr genügt es keineswegs, daß diejenigen, welche bis zum prager Frieden der durch ihn eingetretenen Ordnung der Dinge als einer ihrer Ueberzeugung nach überaus schädlichen entgegengewirkt hatten, nun gehorchen und in strenger Gesetzlichkeit sich halten, sie sollen den neuen Stand lieben und loben oder sich gar nicht regen, nur athmen. Patrioten, die sie „Reichsfeinde" nennt — sie selbst hat diese Bezeichnung für alle ihre Widersacher gangbar gemacht — möchte sie vogelfrei erklären. Unumwunden ward in Blättern geäußert: Parteien müßten zwar zu Wort kommen können, allein die Ultramontanen und die Socialdemokraten seien nicht als berechtigte Parteien anzusehen; gegen diese sei nur zu verfahren von der Staatsregierung als der berufenen Hüterin des Gesetzes und der Sitte. So das „Preußische Volksblatt". Als neuerlich in Sachsen behufs der Ausgleichung der Geldentwerthung eine Aufbesserung der Beamtengehalte in Rede stand, ermahnte ein leipziger Blatt die Staatsbehörde, diese den reichsfeindlich gesinnten Beamten nicht auch zu Gute kommen zu lassen.* Als ein höherer

* Ich weiß wenigstens einen Angestellten, der in diese Reihe gehören würde und nichts erhielt.

Staatsbeamter in Sachsen, der noch dazu nicht im eigentlichen Verwaltungsdienste beschäftigt, sondern mit der schriftstellerischen Sorge für das statistische Amt betraut ist, muthig in der Presse Entstellungen widerlegte, den wirklichen Sachverhalt mancher Fragen klar machte und als ein Mann handelte, der wie er vor 1866 gedacht hatte auch heute noch denkt, wurde weder auf seine Gründlichkeit im Verständnisse, noch auf die Umsicht der Behandlung, noch auf die Vorsicht im Ausdruck, noch endlich darauf, daß derselbe sich stets streng innerhalb der Gränzen der Gesetzlichkeit hielt, und daß sein Amt ihm keineswegs das Halten an einer bestimmten politischen Ansicht auflegt, Rücksicht genommen, sondern einfach wegen der Thatsache erhobenen Widerspruches in wiederholten Aufsätzen gegen umlaufende Versicherungen seine Absetzung von der sächsischen Regierung gefordert. Heftig beschuldigten sie diese, unter ihren höheren Beamten einen Mann im Amte zu belassen, der über den Gang der Dinge im Reiche und manche allgemeine Fragen andere Ansichten ausspreche, als welche für richtig gehalten werden sollten. In längeren Fristen erneuerte sich das Drängen Die letzte Hatz eröffnete die Kölner Zeitung und zwar wegen eines auf wissenschaftlichen Unterlagen fußenden, ruhig und in jedem Worte gemessen gehaltenen Aufsatzes, den er in ein Oppositionsblatt gegeben hatte. Darauf benachrichtigte die oberste Behörde Herrn Petermann — denn dieser war's, dessen Entlassung diesmal gefordert wurde — daß er nicht länger in seinem Amte (als Statistiker!) bleiben könne. Eine angedrohte Disciplinaruntersuchung hätte mit seiner Freisprechung enden müssen im schlimmsten Ausgange kraft des sächsischen Staatsdienergesetzes vorerst nur zu einem bloßen Verweise führen können: Petermann ließ sich sogleich zur Aufgabe seines Amtes bereit finden, womit nun der Anstoß, der in seiner Person lag, weggeräumt und der sächsische Beamtenstand um eines seiner ausgezeichnetsten Mitglieder ärmer wurde. Die in sächsischem Staatsdienste Befindlichen werden sich sagen, daß falls es ihnen noch gelüstete, Ansichten, die bis 1866 regierungsmäßig waren und jetzt als partikularistisch verschrieen werden könnten, zu vertreten oder in ein Oppositionsblatt zu schrei

ben, sie Gefahr laufen in Disciplinaruntersuchung zu verfallen und mit der Zeit ihrer erworbenen Stellung verlustig zu gehen.*

Im „Denunciren" treiben es überhaupt Nationalliberale arg. Widriges war in ihren Augen schon ein Verbrechen. In ihrem Schoße erhob sich kein Einspruch gegen das denunciatorische Treiben und wurde einem ihrer Blätter von einem Gegner vorgehalten, daß gestern von ihm ein Mann denuncirt worden sei, so hatten diese morgen die Frechheit, dies gradeweg zu läugnen. Das haben wir in Sachsen erlebt. So arg hat das Treiben der Presse schon Fanatismus entzündet, daß ein berliner Schriftsteller neulich die mündliche Auslassung eines in Deutschland reisenden Franzosen vor der Behörde zur Bestrafung angab!

Die Reichspartei gebärdete sich, als sei sie nicht nur für die herrschende, bestimmende Partei anzusehen, sondern als der alleinige ächte Ausdruck des Volkswillens. In ihren Blättern wurde stets so geschrieben, als werde die Meinung aller Verständigen kundgegeben.**

---

* Der Leser glaube, was er auch in öffentlichen Blättern zu lesen bekomme, dennoch nicht, daß der Sachverhalt ein anderer sei, daß Herr Petermann sich irgend etwas habe zu Schulden kommen lassen. Die wortgetreue Abschrift des Petermannschen Aufsatzes, der das letzte Halloh hervorrief, jedem einzuschicken, der Kopirungs- und Portokosten tragen will, bin ich 1874/75 erbötig.

** Daß dem keineswegs also ist, haben inzwischen die im Februar 1874 stattgefundenen Wahlen zum Reichstage gelehrt. Es ist in der That ein überraschender Vorgang, daß schon ein paar Jahre, nachdem der französische Imperator gefangen abgeführt wurde, **ein Drittel** sämmtlicher Wahlen auf Männer der Gegenpartei fiel – auf „Reichsfeinde", wie die herrschenden Blätter sagten. Versicherte noch nach den Wahlen ein gutmüthiger sächsischer Minister, es gebe im Königreich Sachsen keine hundert „Reichsfeinde", so täuscht er sich stark. Wie viele Nullen hinter jene Zahl zu setzen sind, weiß ich nicht, aber dies, daß die Wahlen in Sachsen mit vollem Bewußtsein der Lage geschahen, manche Unzufriedene der Abstimmung sich ganz enthielten, viele ihre Stimmen nur abgaben, um zu verhindern, daß ein Anhänger des sogenannten „nationalen Gedankens" ihren Kreis im Reichstage vertrete. Nun steht es durch eine unzweifelhafte Thatsache fest, daß die Reichspartei zwei Drittheile, ihre Gegnerschaft ein Drittheil der Bevölkerung hinter sich hat, und wenn, wie zu erwarten, die herrschende Presse in ihrer bisherigen Weise fortfährt, dürften voraussichtlich die nächsten Wahlen ein Ergebniß liefern, welches ihr noch weit empfindlicher fallen wird. Ihr Gerede, im Namen des gesammten Volkes das Wort zu führen, ist zu Schanden geworden, ist Flunkerei.

Sehr wol war dabei gewiß berechnet, daß die große Mehrheit immer geneigt ist, mit dem Strome zu schwimmen.

Wie viele unter den Herrschenden haben wol bedacht, daß Erstickung des Widerspruches mit Nothwendigkeit Uebertreibungen und Einseitigkeiten im eignen Lager nach sich zieht? Kenner der Geschichte aber werden wissen, daß ein Treiben, wie dies eingerissene, noch weit schlimmere Folgen für das ganze Volk hat.

Es müßte sonderbar zugehen, wenn nicht gegenwärtig viele Leser dieses Buches es mit fortgesetzter Ungläubigkeit und steigendem Unwillen aufnehmen sollten; ich bin nicht so thöricht mir einzubilden, sie davon zu überzeugen, daß sie bisher im Nebel und Irrtum gewandelt sind, daß sie fernerhin nicht mehr arglos den gangbaren Zeitungen ihr Vertrauen schenken dürften. Wäre meine Schrift viel schlagender, sie würde es dennoch nicht im Stande sein, und zwar darum nicht, weil die ihrem Inhalte entgegenstehende Beurtheilung aus den Unterlagen hervorgeht, welche von eben jenen Zeitungen hervorgebracht worden sind, deren Beschaffenheit hier in Frage steht. Wer die Thatsachen in der Verzerrung, wie diese Zeitungen sie brachten, in sich aufgenommen hat, der kann ja kaum anders urtheilen, als wie er thut, und, es ist folgerecht, muß sich über meine Aeußerungen erbosen. An diese Leser möchte ich, wofern sie den ehrlichen Wunsch haben, in Klarheit zu leben, die Bitte richten, sich einfach zu fragen, ob es wirklich wahr ist, daß dem Benedek ein Heerbefehl untergeschoben, daß ein unwahres Telegramm aus Ems zum Vorschein kam, über die Kämpfe bei Trautenau und Saarbrücken und über manches andere hier Hervorgezogene so berichtet worden ist, wie hier angegeben wird. Sie werden es bejahen müssen und wenn sie es bejahen, wenn sie nicht umhinkönnen, alsdann das von mir hier Vorgeführte als thatsächlich anzuerkennen — und in Abrede wird es nur ein so befangener Mensch stellen können, daß er einem Bornirten gleicht; solche gibt es, aber für solche schreibe ich nicht, — dann werden sie auch stutzen müssen. Mehr aber als Aufmerken und eigenes Prüfen herbeizuführen, kann gar nicht meine Absicht in Ansehung solcher sein, die auf einem von dem meinigen verschiedenen Standpunkte stehen.

Vor einiger Zeit traf ich mit der sehr gescheuten, schon ältlichen Frau eines Gutsbesitzers aus Ostpreußen zusammen, die mich mit großem Eifer warnte, an alles dasjenige zu glauben, was über die Hergänge von 1866, die Beschaffenheit und das Streben der preußischen Regierung man gewöhnlich höre, denn es verhalte sich alles ganz anders. Ich war überrascht von der Sicherheit, mit welcher diese Frau mir sagte — was ich ungefähr selber gesagt haben würde, und frug, ob sie eine regelmäßige Zeitungsleserin sei? Sie verneinte dies, und damit war mir der Schlüssel gegeben. An das bekannte Sichere und an die Hauptbegebenheiten sich haltend hatte sie mit natürlichem gesunden Verstande das Richtige getroffen. Das viele Zeitungsgerede ist es, welches die Ansichten verwirrt, das Urtheil getrübt, den Verstand umnebelt hat. Die unselbstständigen Köpfe beteten es nach.

Die Zeitungen haben somit häufig das Gegentheil von dem gethan, was ihre Aufgabe ist.

Wäre es damit nur abgethan, aber sie haben Schlimmeres vollbracht.* In einer Zeit, in welcher die thörichte materialistische Weltanschauung um sich greift und der Mammonsteufel umhergeht, haben sie unsittliche Lehren verbreitet und die bedenklichsten

---

* Ein ehemaliger Minister schrieb nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieser Schrift an mich: „— Man fühlte wol, daß eine dämonische Gewalt sich selbst der idealen Welt bemächtigt haben müsse. Aber wer kannte den Zusammenhang? Sie ziehen die Wahrheit schonungslos an den Tag. Das verderbliche und schändliche Handwerk der Wahrheitsverfälschung, welches früher negativ durch die Censur betrieben wurde, wird nun positiv fortgesetzt — Männlichkeit und Gradheit unterdrückt, Deutschmichelei und öffentliche Nichtswürdigkeit befördert und beschützt. In mancher Beziehung ist der neue Weg noch ungleich verderblicher. Sonst war jeder Schriftsteller der natürliche Feind der Censur, jetzt machen Viele eingreifend mit. So unfrei, unpraktisch, spießbürgerlich und untüchtig auch die deutsche Nation durch die Censur geworden, so konnte man es damals doch nicht soweit bringen, daß sich die guten Kräfte so massenhaft zur Förderung des servilen Systems hergegeben oder sich viele Leser für die servilen Zeitungen gefunden hätten." —

„Die Folgen dieses Erwerb-(nicht Gewerb-)systems werden zum Entsetzen seiner Förderer hereinbrechen." — — „Es ist aus", fährt er fort, „mit der Herrschaft der edlen Ideen, mit der Macht der Vaterlands- und Freiheitsliebe, mit der Würde und Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters. Nur Geld wird geschätzt und alle Mittel, in dessen Besitz zu gelangen, scheinen natürlich und ehrenwerth."

Sätze den Gebildeten, ja den Gelehrten eingeflößt. Wenn im Erfolge die Rechtfertigung des Handelns liegt, dann ist der die Schlechtigkeit abhaltende Wall zerbrochen, wenn dem Erfolge jeder sich zu beugen hat, so wird die Triebkraft edlen Strebens gradezu vernichtet. In einer nichtdeutschen Stadt traf ich mit einem hochgelehrten und berühmten Professor zusammen, der kein eigentlicher Politiker, kein Eiferer, aber ein regelmäßiger Zeitungsleser und zwar der herrschenden Blätter ist, und war nicht wenig verwundert, daß dieser treffliche, wohlgesinnte Mann mit größter Unbefangenheit es völlig in Ordnung fand, wenn ein Staat über seine geschlossenen Verträge, sofern sie ihm lästig fielen und er Macht genug besitze, sich auch hinwegsetze, und daß dieser Gelehrte das Wort dem Unterdrücken mißliebiger Zeitungen wie etwas Selbstverständlichem redete, d. h. der Willkür und Gewaltsamkeit. Ich meinte: man solle widerlegen, denn Unterdrücken schaffe nichts aus der Welt. „Aber, Kollege, (antwortete er) das werden Sie doch zugeben, daß man ein Blatt wie den „„Volksstaat““ unterdrücken muß.“ Aehnliche Ansichten kann man häufig vernehmen. Sie fangen an gangbar zu werden! In Büchern steht bereits zu lesen, es sei in den Begebenheiten von 1866 und den folgenden Jahren „eine historische Erscheinung“ eingetreten, „die man nicht mit den geläufigen Moralbegriffen erschöpfen konnte, sondern an der man diese Moralbegriffe erweitern und berichtigen mußte“!! Auf diesem Punkte stehen wir bereits in Deutschland. Was dies bedeutet und welche Wirkungen sich daran knüpfen müssen, begreifen allerdings solche nicht, die mit dem Erfassen des äußerlichen Zusammenhanges der Dinge und Begebenheiten ein vollkommenes Verständniß gewonnen zu haben wähnen, doch wer es eingesehen hat, daß in einem tieferen geistigen Grunde die rechte Erklärung des auf der Oberfläche Vorgehenden zu suchen ist, wird mit bekümmertem Herzen die Wurzeln des Besseren beschädigt sehen. Der Sinn für das Rechte und Richtige leidet durch die Einwirkung der verdorbenen Presse. Das heißt soviel: das deutsche Volk befindet sich in einer niedergehenden Bewegung.

Ein Stück Duldsamkeit ist in dieser Welt vonnöthen. Nicht bei den besiegten, nicht bei den unterdrückten Parteien steht es

diese zu gewähren. Die Triumfirende entscheidet darüber. Wie schroff die Gegensätze seien, mit welcher Starrheit und Rechthaberei die Parteien auf dem Gebiete des Streites aufeinander prallen mögen: hüten sollte man sich auf andere Gebiete die Erbitterung hinauszutragen, und sollte ängstlich danach trachten jedes Stückchen neutralen Bodens von der politischen Feindschaft unberührt für fortdauernde Gemeinsamkeit zu bewahren. Sonst wird die Gesellschaft zerrüttet und zerrissen, sonst wuchert Fanatismus und die Humanität geräth in Verfall.

Leider befinden wir uns auf dem kürzesten Wege dazu. Das politische Wüthen, „die nationale Begeisterung", wie man beschönigend sagt, ist bereits soweit gesteigert worden, daß „Mordspatrioten" zum Vorschein gekommen sind.

Eine furchtbare Mahnung ist das Schicksal des edeln Freiherrn von Aufseß in Straßburg. Der verschuldete Tod dieses vortrefflichen Greises, der das Germanische Museum schuf, der zu den größten Männern unseres Zeitalters gehörte und dem deutschen Volke zum Ruhme gereichte, schreit zum Himmel, stellt Deutschland, stellt wenigstens die jetzt herrschende Partei auf das allerschwerste blos. Beschauen wir die gangbaren Zeitungen und legen wir ihr Verhalten bei diesem traurigen Vorkommniß auf die Wage. Der erschütternde Vorfall war so sehr wie nur irgend etwas angethan aufzurütteln, zum ernstlichen Nachdenken zu veranlassen, ob die eingeschlagenen Wege, auf denen es zu solchen Thaten kam, wirklich die rechten oder ob sie zum Unheil führende seien. Wie jedoch verhielten die Zeitungen sich? Kein ernstes Gericht über den begangenen Frevel. Statt dessen thaten sie alles, um diesen schmählichen Vorfall zu bemänteln, die Schuld von dem Schuldigen abzuwälzen und ihn der Welt aus den Augen zu rücken. Zuerst wurde alles aufgeboten, die That der großen Menge, die ja nicht ernstlich prüft, anders erscheinen zu lassen, als sie wirklich gewesen war, so, als ob kein Frevel stattgefunden, nur läßliche Uebereilung, und als ob die Unbedachtsamkeit mit den eingetretenen Folgen nichts zu schaffen gehabt habe. Nachdem diese Meinung zu verbreiten so ziemlich geglückt war, ließ man sich (es war der zweite Schritt) über den Hergang in solcher Weise aus, daß wer über ihn noch völlig

ununterrichtet war, zu der Meinung hingeleitet werden mußte, es sei nicht an Aufseß, sondern von ihm gefrevelt worden. Lese man den folgenden Satz aus der heißblütig nationalliberalen „Gartenlaube" (1872 S. 808), dessen wohlstudirte zweideutige Fassung dem Unkundigen den Gedanken einzuflößen geeignet ist, daß Aufseß etwas in Straßburg begangen habe, was auf sein Werk, das Germanische Museum, einen Schatten werfe, daß man jedoch um der Größe dieses Werkes willen nachsichtig ihm verzeihen und seinen Namen dennoch in Ehren halten möge. Dieser Satz lautet: „Ist auch durch den Schatten, welchen leider der Name Aufseß auf das Straßburger-Universitäts-Weihefest werfen sollte und durch seinen (des Freiherrn von Aufseß) plötzlichen Tod ein Trauerflor auf das Germanische Museum, das unvergänglichste Denkmal, das er sich selbst aufgerichtet, gefallen, so ist die Größe seiner Schöpfung wie der Blick auf die helle, heitere Vergangenheit des Mannes doch recht gut geeignet, Schatten und Flor in Vergessenheit zu bringen und nur den Eichenkranz um seinen Namen zu erhalten." Wie könnte, wenn an Aufseß gefrevelt wurde, auf das Germanische Museum ein Schatten fallen? Wie könnte dieses dazu dienen, ihm trotz des Vorgefallenen einen Eichenkranz zu erhalten?

Mein armes deutsches Volk! Dein Niedergang ist sicher, wenn Du dieses Treiben nicht ausstößt.

Die Ereignisse von 1866 haben Berlin zum Mittelpunkte des neuen Reiches gemacht und damit die berliner Zeitungen zu den tonangebenden. In Bausch und Bogen lassen sich diese überschlagen. Da mein Urtheil über sie als parteiisch gelten möchte, wiederhole ich aus einem Blatte, welches dermaßen eifrig für Preußen wirkt, daß es häufig seine eigentliche Aufgabe aus den Augen verliert, aus dem „Magazin für die Litteratur des Auslandes" den Ausspruch eines Kenners. Jahrgang 1873, Seite 102 steht: „Die berliner Zeitungen sind mit wenigen Ausnahmen in erster Linie lokal, in zweiter preußisch, aber keine deutschen Blätter." —

Mehr oder weniger ist Preußentum und Nationalliberalismus ihre Farbe. Model des Dutzendkalibers, der breiten, selbst-

genugsamen Mittelmäßigkeit, ist die „Nationalzeitung"; ihr Absatz blieb daher in langsamem Steigen. Dreimal mehr Abnehmer zählte lange die mehr auf den gewöhnlichen Mann berechnete „Volkszeitung", weil Bernstein's leitende Aufsätze Staatsfragen sehr klar entwickelten und, obwol ebenfalls Abdruck des flachen Nationalliberalismus, doch dem Freiheitsbedürfnisse besser entsprachen. Sie brachte es einmal zu 33800 Abnehmern, gerieth indeß in neuester Zeit in's Sinken und besitzt gegenwärtig wenig über die Hälfte. Ein Kranz sehr tüchtiger Schriftsteller ist übrigens in Berlin und jedem Zeitungsunternehmer die Beschaffung des Inhalts daher wesentlich erleichtert. Die Menge der berliner Zeitungen erschwert aber jeder einzelnen das Emporkommen.*

---

* Es dürfte Manchem anziehend sein zu vernehmen, in welcher Weise gegenwärtig die alte „Spener'sche Zeitung" in Berlin, seit ein Haupt der Nationalliberalen, Braun, und der leipziger Professor Birnbaum mit ihrer Leitung zu thun haben, Abnehmer anzulocken sich bemüht. Sie wendete sich an die „Commandeurs", damit diese bei den Offizieren ihre Aufforderung zum Halten in Umlauf setzten, wobei sie verhieß 1) sämmtliche aus militärischen Kreisen ihr zugehende Familiennachrichten unentgeltlich aufzunehmen, 2) auf 4 Bestellungen eine fünfte Zeitung umsonst zu liefern. Zu den Anstrengungen, welche sie behufs ihrer Verbreitung machte, gehört, daß sie vom 1. Februar 1874 an „nach dem Vorgange und den Einrichtungen der größeren Blätter anderer Nationen" und „in Folge von zahlreichen, sich wiederholenden Anträgen" einen Sprechsaal eröffnete, „um auch in Deutschland dem Politiker, dem Gelehrten, dem Künstler, dem industriellen Fachmann, dem Landwirth, dem noch unbekannten Schriftsteller (!), auch für kleinere oder größere belletristische Arbeiten, kurz allen Gebildeten, die Gelegenheit zu bieten, ihre Ideen und Anschauungen über bekannte oder unbekannte (!) Fragen und Gegenstände, Geistesprodukte überhaupt zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Selbstredend kann die jetzt schon vorliegende Fülle von Stoff nicht ohne eine entsprechende pekuniäre Gegenleistung zum Abdruck gelangen." Endlich erbot sich die Leitung gegen Herausgeber von Provinzialblättern ihnen die Zeitung „kopflos" zu liefern, damit letztere sie mit einem Provinzialtitel versehen als ihr eigenes Blatt verkaufen könnten. Dieses letzte Angebot machten Kreuzzeitung und Germania im März 1874 öffentlich bekannt. Da schrie Braun auf: es sei eine „wenig ehrenhafte Weise geschäftliche Mittheilungen, die nicht für das große Publikum bestimmt sind, zu veröffentlichen." Umgekehrt halte ich es grade nicht nur für ehrenhaft, sondern sogar für verdienstlich, das große Publikum von demjenigen zu benachrichtigen, was es angeht. Im Dunkeln ist gut Munkeln.

Die Verhandlungen des Reichstags gelangen auch nur in einem gewissen Lichte zur allgemeinen Kenntniß. Wer liest den stenografischen Bericht? Der Zeitungsherausgeber gewiß nicht; dem gebricht es dazu an Muße. Wie mittelmäßig, ja untermittelmäßig diese auch seien, gleichwol haben sie immerhin Werth. Fast alle Zeitungen schöpfen sie aus lithografirten Berichterstattungen. Von diesen dürfte derzeit die von Oldenburg, einem Ostpreußen, ausgehende noch die sachverständigste, umfassendste und auch die am mindesten gefärbte sein, und sie ist wol auch die am stärksten verbreitete. Vor einigen Jahren bediente er ungefähr 40 Zeitungen, die ihm dafür, je nach ihrer Beschaffenheit 15 und viel mehr Thaler monatlich entrichteten. Oldenburg arbeitet aber auch nur mit besseren schriftstellerischen Kräften und bezahlt sie angemessen. Sie wird in der Druckerei der Nationalzeitung gesetzt. Für nicht sehr umfängliche Kammerberichte bedient sie sich aber auch wie die Stern'sche der Autografie. Außer diesen bestehen gegenwärtig in Berlin noch einige andere Geschäfte zur Berichterstattung, wie z. B. von Bad, eine fortschrittlich zugeschnittene. Größere Zeitungen, wie die Kölnische, die Frankfurter u. a. halten mehrere solche Berichte nebeneinander, sei es der Sicherheit halber für den Fall, daß einmal eine Zusendung auf der Post verloren ginge, sei es um vergleichen und wählen zu können, wenn sie einen Redner, den sie hochhalten, unglimpflich behandelt finden. Einen eigenen Berichterstatter halten nur die Kölnische Zeitung und die sächsische Regierung für ihre beiden Blätter (Dresdner Journal und Leipziger Zeitung). Außerdem entsenden mehrere berliner Zeitungen einen Mitarbeiter in die „Journalistentribüne" des Reichstags und der preußischen Kammern, die einen kürzeren zusammenfassenden Bericht und Betrachtungen über den Gang der Verhandlungen zu fertigen haben.* Unter den sämmt-

* Vielleicht wird manchem Leser erwünscht sein zu vernehmen, daß der Kaiser, der Kronprinz und Fürst Bismarck und die Ministerien einen besonderen Berichterstatter haben. Dieser ist, wie mir mitgetheilt wurde, gegenwärtig der berliner Stadtverordnete Dr. Ehrig. Derselbe ist gehalten jeder Sitzung von Anfang bis zu Ende beizuwohnen, einen kurzen Bericht über die Beschlüsse und etwaige bemerkenswerthe Vorgänge zu liefern, sowie die Anberaumung der nächsten Sitzung anzuzeigen. Befinden sich die gedachten hohen Herren

lichen Berichtenden verstehen sich wenige auf Geschwindschrift: die der großen Geschäfte haben sich deshalb mit dem Vorsteher des Stenografenamtes dahin verständigt, daß dieser ihnen eine Abschrift von den stenografisch aufgenommenen Reden der Minister und gewisser besonders namhafter Abgeordneten, wie den von Lasker, Windthorst und einigen andern gestattet. Sprechen solche Redner, legen diejenigen, welche ausführliche Berichte zu liefern haben, die Feder nieder. —

Wäre mit dem Norddeutschen Bunde und dem neuen Deutschen Reiche, wie so häufig behauptet wird, ein Zeitalter der Freiheit und des Fortschritts angebrochen, müßte heute die Leidensgeschichte der Tagespresse zu Ende sein. Preßmörderisch war in früheren Tagen der Geist in den meisten Verwaltungsbehörden, Polizeiämterm, Gerichtshöfen. Von Koncessionen und Kautionen hing der Zeitungen Dasein ab, mit Entrichtung eines „Pflichtexemplares" und hoher Stämpelsteuer außer den sonstigen Abgaben war es in Preußen beschwert, ausgesetzt der Willkür der Post, die gänzlich neutral sein müßte, doch nach Gefallen den Vertrieb entzog, ausgesetzt ferner Auklagen, die im glücklichsten Falle, da nach deutschem Recht Schadloshaltung nicht gewährt wurde, Unruhe und Unkosten, im unglücklichen sehr schwere Strafen, selbst Unfähigkeitserklärung zur Herausgabe einer Zeitung nach sich zogen. Vorgekommen ist früher, daß um den Absatz freisinniger Blätter herabzudrücken, die Namen der Besteller amtlich erfragt worden sind. Inzwischen ist allmälich der Sinn doch milder und einsichtiger geworden, und so steht es wirklich um die Presse besser — ohne daß jedoch Reichstag und Gesetzgebung dafür viel Dank verdienten. Nur das Verbot an die Post, einem Blatte den Vertrieb zu entziehen und die Beseitigung des Stämpels dürfen die Gesetzgeber sich anrechnen. Der letztere lastete allerdings auf den Zeitungsbesitzern schwer. So zahlte z. B. der Eigentümer der Schlesischen Zeitung außer den sonstigen Abgaben jährlich

nicht in Berlin, so wird ihm mitgetheilt, wo z. B. der Kaiser u. s. w. jede Stunde sich befinden wird, und er hat seinen Bericht ihm zu telegrafiren; das Telegrafenamt muß seine Aufgaben allen andern Telegrammen ohne Ausnahme vorangehen lassen.

26—29000 Thlr. Stämpelsteuer, das berliner Tageblatt in einem Vierteljahre 12528 Thlr. Wie das andere erwähnte Reichsgesetz ausgelegt wurde, erfuhren die Elsässer und Lothringer, indem die Reichspost gewisse Blätter an sie nicht beförderte, auch nach dem Ablauf der für die Diktatur festgesetzten Zeit Bestellungen auf Blätter wie die „Germania" in Berlin für die Folgezeit nicht annahm. Der Oberpräsident dieses Reichslandes sprach am 21. December 1873 in einem Schreiben an den Herausgeber der „Germania" sich dahin aus: „daß das Eintreten der Wirksamkeit der Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen vom 1. Januar 1874 an auf das Verbot des Postdebits von Zeitungen ohne Einfluß ist". Ob der oberste Postbeamte oder der oberste Provinzialbeamte die Beförderung untersagt, läuft auf dasselbe hinaus. Wie der wirkliche Zustand noch immer beschaffen ist, mögen Fernstehenden einige Vorkommenheiten lehren. Diese aktenmäßig darzustellen bin ich nicht im Stande, ich kann sie nur nach den Zeitungsangaben mittheilen; sollte sich etwas anders verhalten haben, so trifft mich keine Schuld, weil mir kein Widerspruch gegen letztere bekannt geworden ist.

Der Eigentümer der Nordhäuser Zeitung wurde vor Gericht gezogen, weil er sich seine Zeitung bezahlen lasse ohne den für Zeitungsverkäufer erforderlichen Erlaubnißschein der Bezirksregierung zu besitzen. Ein Nichtjurist möchte denken, diese Sache sei äußerst einfach, weil hier unter Zeitungsverkäufern nur Herumträger von einzelnen Blättern verstanden werden und sei erledigt worden mit dem freisprechenden Erkenntniß des ersten Richters. Mit Nichten. Der Staatsanwalt hielt die wunderliche Anklage aufrecht. Man weiß ja, daß Staatsanwälte, in ihrer Fürsorge für das Staatswohl mitunter so eifrig auf's Prozessiren wie der hartnäckigste Bauer, das Anrufen höherer Gerichte nicht lassen. Was verschlägt solchen auch abermaliges Durchfallen? Dem Angeklagten, selbst wenn er wieder freigesprochen wird, haben sie jedenfalls mittels des Rechtshandels Schaden zugefügt. Der obere Gerichtshof sprach im erwähnten Falle abermals frei, und zwar aus dem Grunde, weil es sich bei Zeitungen um Lieferungsgeschäfte handle und weil ein concessionirter Buchdrucker die Erzeugnisse seines Gewerbebetriebes verabfolgen dürfe. Der Staats-

anwalt beruhigte sich jedoch immer noch nicht. Der Justizminister ertheilt auf sein Ansuchen ihm die Erlaubniß zu einer Nichtigkeitsbeschwerde. Der Streit kommt vor das Obertribunal. Beide Erkenntnisse vernichtend verweist dieses die Sache vor das Appellationsgericht zu neuer Verhandlung. Das Appellationsgericht spricht zum andernmale frei, weil die Bezirksregierung zu Erfurt durch die Annahme der gestellten Kaution stillschweigend Genehmigung zur Ausgabe der Zeitung an Abnehmer, mithin auch zu deren Verkaufe gegeben habe. War damit der Streit zu Ende? Nein. Der Staatsanwalt schleppt ihn zum zweitenmal vor das Obertribunal und dieses verurtheilte am 26. September 1867 den Besitzer der Nordhäuser Zeitung zur Strafe. Sie betrug 5 Thaler. Bedenke man: über eine an sich klare Sache f ü n f R e c h t s g ä n g e und schließlich als Streitgegenstand 5 Thaler! Ersieht an einem solchen Falle nicht jeder, daß unser Rechtsverfahren verkehrt ist? Streitige Rechtsgrundsätze festzustellen sollte nicht auf dem Wege des Prozessirens wider Einzelne gesucht werden. Sie zu entscheiden gehört vor die gesetzgeberische Macht. Den Einzelnen, der in erklärbarem guten Glauben gehandelt hat, sollte man nicht zur Strafe ziehen, wenn seine Auslegung der Gesetze schließlich falsch erfunden wird, aber doch eine solche war, die Gerichtshöfe theilten.

Das „Mainzer Journal“ läßt sich beikommen, in einem offenen Schreiben an den Kaiser zu drucken: „So gut wie der Geringste seiner Unterthanen ist auch der Kaiser an die Gesetze der sittlichen Ordnung gebunden“ — eine unläugbare Wahrheit, durchaus keine Beleidigung. So weit ist in der kurzen Zeit der Byzantinismus jedoch bereits gediehen, daß der Staatsanwalt es für seine Pflicht hält einzuschreiten, als sei der Kaiser mit diesen Worten angetastet und gekränkt. Ich meine, der Kaiser selber werde das nicht finden. Es erfolgte auch (soviel ich mich erinnere) eine Freisprechung, allein die Zeitung hat doch die Beschwerde der Anklage ertragen müssen. Wir haben dabei vernommen, daß ein Staatsprokurator (Schön in Mainz am 19. December 1873) den Kaiser eine „g e h e i l i g t e“ Person nannte, deren Majestät „ü b e r d e n G e s e t z e n des Staates steht“, schon die nackte Anrede „an den Kaiser“ straffällig fand und die Bestimmung des Strafgesetzes, wonach Aeußerungen zur Widerlegung oder Abwehr nur

dann strafbar sind, wenn ihre Form eine beleidigende ist, gegenüber dem Kaiser nicht gelten ließ.* Die Herausgeber der „Kölner Volkszeitung" und des „Mülheimer Anzeigers" wurden (zufolge den Zeitungen) sogar wegen des Wiederabdruckes jenes Anschreibens zu zweimonatlicher Festungsstrafe verurtheilt.

Die in München erscheinende „Süddeutsche Post" theilte (25. Mai 1873) aus Berlin mit, nach 1870 sei einem dortigen großen Blatte rundweg erklärt worden: „wenn der Ton sich nicht ändert, werden wir einmal zwei Wochen hintereinander jede Nummer mit allen Beilagen konfisciren", das hieße, ihr Anzeigegeschäft und ihren Absatz zerstören. Ob dies wahr ist, vermag ich nicht zu bezeugen; Thatsache ist, daß Ende 1872 amtlich preußischen Zeitungen Beschlagnahme angedroht wurde, wenn sie sich beigehen ließen die Weihnachts-Allocution des Papstes Pius IX. vollständig abzudrucken — ein Aktenstück, dessen ganzen Wortlaut man doch kennen muß, um sich ein richtiges Urtheil zu bilden. Der wackere Volksvertreter Mallinckrodt stellte wegen dieses Versuches Censur zu üben, im Reichstage den Minister Eulenburg zur Rede und erhielt den Bescheid, mit dem Regierungsverbot habe man den Redactionen wohlwollend entgegenzukommen beabsichtigt. Der Reichstag schwieg dazu. Inzwischen waren diejenigen Blätter, in welchen dies Aktenstück stand, mit Beschlag belegt worden. Eines von ihnen, die „Germania" ward angeklagt, wurde von Rechtswegen freigesprochen. Bei dieser Gelegenheit begab sich ein Curiosum. Ein bromberger Blatt hatte die Ansprache schon abgedruckt, als dem Herausgeber im letzten Augenblicke vor der Ausgabe die Verwarnung zukam. Um nicht Gefahr zu laufen und doch auch den Geldverlust nicht zu erleiden, den ein Umdruck des ganzen Blattes verursacht haben würde, griff er zu dem Mittel russischer Censoren auswärtigen Zeitungen gegenüber und legte auf des Papstes Wort die russische schwarze Preßschminke. Also 1873, in der Freiheit des neuen Reiches, half sich der Herausgeber einer Zeitung, um sich zu schützen, mit dem bisher niemals in Deutschland angewendeten Verfahren der russischen Censoren.

* Frankfurter Zeitung 1873 Nr. 357. Erstes Blatt.

Bereits in den älteren Auseinandersetzungen wies ich darauf hin, ein wie schweres Gebrechen der deutschen Zustände die Rechtsunsicherheit ist, in welcher sich der Schriftsteller befindet. Diese beruht zum Theil auf dem Zwiespalt zwischen der Auffassung in den Kreisen der Rechtsgelehrten vom Werthe vieler Ausdrücke und der Ueberzeugung des gesammten Volkes, welches viel noch für wohl statthaft ansieht, was in dem Auge des Juristen schon straffällig ist; zum Theil und vornämlich beruht sie auf dem Mangel scharfbegränzender Bestimmungen im Wortlaut der Gesetze, welcher vielmehr der Willkür des Auslegens weiten Spielraum läßt. Nun erwäge man billigen Sinnes, daß in dem Wesen der deutschen Art ein strenger und harter Zug liegt, welcher leichter zum Verurtheilen als zum Freisprechen geneigt stimmt, und daß in der Beamtenschaft sich Streber befinden, die namentlich in der Laufbahn der Staatsanwälte durch das, was sie durchzutreiben vermögen, sich bemerklich zu machen trachten; man wird dann einsehen, wie äußerst mißlich ein wichtiger, ein für das Gedeihen des Ganzen nicht zu entbehrender Zweig der Schriftstellerei im Reiche gestellt ist. Wer ein Buch über das Steinreich drucken läßt, läuft freilich nicht die mindeste Gefahr, und ein über Staatssachen sich Aeußernder, der die jeweiligen Bestrebungen der augenblicklich waltenden Regierung unterstützt, ihr zu dienen beflissen ist, begreiflicherweise auch nicht: aber **der** Schriftsteller, welcher **gegen** die herrschende Richtung und Gewalt auftritt, geht fortwährend auf Glatteis. Die Gesetze sollen doch **nicht blos** bestimmen, in welchen Fällen Strafen zu verhängen sind, sondern zugleich die Gewißheit darüber verschaffen, was erlaubt ist ohne Bestrafung gewärtigen zu müssen. Daß niemand sich überhaupt gelüsten lassen solle, Gesetze zu bekämpfen, Thaten und Verordnungen der Staatsmacht oder ihr zugehöriger Personen ungünstig zu beurtheilen, ist von maßgebender Seite niemals verkündigt worden — allein die Gesetze ziehen keine deutlich erkennbaren Gränzen, und angeklagt werden heißt jetzt meistens verurtheilt werden. *

* Das Amt des Staatsanklägers ist eines der **höchsten** im Staate. Darum sollte es den Schlußstein der richterlichen Laufbahn bilden, nicht den Händen der Jugend, die weiter vorwärts zu kommen noch trachten muß, son-

Verurtheilungen haben sich zugetragen, welche in Staunen setzten. Ausdrücke und Sätze, welche unverfänglich gedeutet werden konnten, haben genügt, die Verfasser zur Strafe zu ziehen. Nicht blos was wirklich gesagt worden ist, nicht was ausdrücklich dasteht, nicht was nothwendige, unabweisbare, alleinige Folgerung des Gedruckten ist, wurde getroffen, hingegen alles Andere unbestraft gelassen, nein, auf Dasjenige hin, was nach der Meinung des Anklägers und der Richter der Schriftsteller mit seinen Auslassungen habe sagen wollen, sind Bestrafungen erfolgt; die möglichen (nicht die unzweifelhaften) Hintergedanken mußten gebüßt werden.

Dieser Zustand ist ebenfalls ein Kennzeichen für unser Zeitalter.

Herausgeber gegnerischer Blätter und Verfasser mißliebiger Aufsätze verfallen, ungeachtet großer Behutsamkeit, leicht den Gerichten. Wer wider den Stachel löckt, lebt in steter Gefährde. Grade diejenigen Staatsbürger, welche, weil sie nicht mit dem Strome schwimmen, auch nicht hochgetragen werden können, befinden sich somit in der übelsten Lage, sobald sie ihren Ueberzeugungen Ausdruck geben.

Bei wiederkehrender Verurtheilung steigt das Strafmaß. Dieser Umstand hat eine unseren Tagen eigentümliche Erscheinung hervorgerufen, welche weder die früheren kannten, noch die späteren sehen werden. Es ist nämlich Brauch geworden, daß wiederholt verurtheilte Herausgeber vor der Welt einem Mitarbeiter die Leitung scheinbar übertrugen, der nöthigenfalls beschwö-

dern Graukörpfen anvertraut werden. Ich habe wol auch einen jungen preußischen Staatsanwalt kennen gelernt, dem es eine Gewissenssache war, eine Anklage zu erheben, weil er sich sagte, daß er mit ihr einen Menschen, vielleicht eine Familie zu Grunde richte, und zweifle nicht entfernt, daß mancher andere Staatsanwalt dieselbe Gesinnung hat, aber wer die Welt und die Menschen kennt, wird auch einräumen, daß im allgemeinen die jüngeren Männer einseitiger, strenger und rücksichtsloser sind, als die älteren, und daß sie gar mächtige Antriebe haben, die Blicke auf sich zu ziehen, was sie nicht durch das Unterlassen oder Zurückziehen von Anklagen erreichen. Wie leicht sehen sie im Rechtsstreite nur auf das Erringen des Sieges, ohne recht zu bedenken, daß viele Verurtheilungen zu gleicher Zeit eine Beschädigung des Gesammtwohles mit sich bringen, insofern eine arbeitende Kraft lahm gelegt wird. —

ren konnte, daß er den straffälligen Aufsatz vor dem Abdruck nicht gelesen habe, und deshalb gelinder davon kam. Waren die Mitarbeiter verbraucht oder weigerten sie sich, so nahm man gegen ein Entgeld untergeordnete Männer zu „Strafredakteuren" oder „Prügeljungen" an, die als Herausgeber vor der Obrigkeit und im Blatte angezeigt wurden, ohne mit dem Inhalte „ihres" Blattes etwas zu schaffen zu haben, sondern blos zum Absitzen der zuerkannten Gefängnißstrafen bestimmt, wofür sie eintretendenfalls eine besondere Entschädigung erhielten: sichtlich ein Unfug, jedoch nach den Gesetzen bisher zulässig, weil diese von verkehrten Gesichtspunkten ausgingen. Die Krone setzte diesem Vertheidigungsverfahren eine im Mai 1873 in berliner Blättern enthaltene Anzeige auf, in welcher ein Dienstmann als verantwortlicher Herausgeber gesucht wurde. Am 1. Juli 1873 stand auch wirklich für die „Deutsche freie Zeitung" in Berlin der Dienstmann Nummer 107 Namens Fraas vor dem Untersuchungsrichter, um sich als „Redakteur" vernehmen zu lassen, wobei derselbe sich nicht ohne Gewandtheit benahm. „Wenn mir die Zeitung mal nicht gefällt, dann höre ich auf zu unterzeichnen", sprach er, wie der Richter ihn als eine vorgeschobene Person bezeichnen wollte. Auffällig ist indeß das Suchen eines Dienstmannes durch öffentliche Anzeige. Dergleichen läßt sich bequem unter der Hand abmachen. Deshalb behauptete der „Volksstaat" (am 21. Juni), das genannte Blatt, ein sozialdemokratisches, stehe dem Preßbüreau nicht fern und weil beabsichtigt werde, scharfen Bestimmungen über die Haftbarkeit der Schriftsteller in einem neuen Preßgesetze Eingang zu verschaffen, sei ein Vorgang veranstaltet, der gerechtes Aufsehen erregen müsse. „Dieser Dienstmann, der Redakteur geworden ist, ruft dies Blatt in seiner Weise, hat sich um die Firma Stieber-Bismarck-Wagener ebenso verdient gemacht, wie der Dienstmännischste der hunderte von Redakteuren, die Dienstmänner geworden sind."

Da gemäß preußischer Anschauung das Recht des Einzelnen dem Staatswillen gegenüber nicht sonderlich viel gilt, so wurde neuerdings versucht, Zeugenaussagen zu erzwingen. Es wurde vom Factor der (katholischen) „Deutschen Reichszeitung" Siegert, dessen Geschäft blos den Satz anlangt, die Angabe des Verfas-

sers eines angeklagten Schriftstückes gefordert und derselbe, weil er es mit seiner Ehre nicht vereinbaren konnte, eine derartige Aussage zu thun, in's Gefängniß abgeführt. Die Untersuchungshaft (die gegenwärtig in Deutschland viel strenger ist, als sie vor 1848 war) währte nahezu 4 Monate. Auf seinen Einspruch fällte das Obertribunal in Berlin im Oktober 1873 den Entscheid, daß die Einsperrung — zu Recht bestehe. Dieses Erkenntniß rief keineswegs in der herrschenden Presse einen Schrei des Schreckens hervor; sie berichtete es nackt und damit war es gut. Der socialdemokratische „Volksstaat" hingegen zog Folgerungen: „Der Richter braucht jetzt blos die moralische Ueberzeugung zu haben, irgend Jemand weiß irgend etwas, was auch die Behörde gern wissen möchte, so hat er das Recht, den betreffenden Jemand auf unbestimmte Zeit, auf Monate, auf Jahre ohne Urtheilsspruch, einfach nach seinem richterlichen Privatermessen, der Freiheit berauben, von Familie, Geschäft, Verdienst fortreißen, körperlich, geistig, finanziell zu Grunde richten zu können. — Das Objekt, um das es sich in dieser Affaire des „„ultramontanen"" Zeitungs-Faktors handelt, ist hundertmal wichtiger als das Objekt des „„Kulturkampfes"" zwischen kaiserlicher und päpstlicher Gensdarmerie." Die unbedingte Befugniß zur zeugeneidlichen Vernehmung jeden zu zwingen kennzeichnet deutlich die Stellung des einzelnen Menschen gegenüber dem Staate und lehrt, wohin die Geltung des in unserer Zeit von den deutschen Rechtsgelehrten ausgebildeten Staatsbegriffes hinführt.

Ob Deutschland, soweit es im Deutschen Reiche begriffen ist, durch die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 vorwärts oder rückwärts geschritten ist, ob durch sie unser Volk an Freiheit gewonnen oder verloren hat, ob die Deutschen seit jenen Jahren Aussicht haben selbstständiger oder unmündiger zu werden, dies wird handgreiflich das neue Preßgesetz an den Tag legen. Denn ein Preßgesetz ist ein sicherer Maßstab.

Der im Frühjahr 1873 verlautbarte Entwurf eines solchen gehörte in der That zu dem Aeußersten, so daß ich eine Zeitlang an der Richtigkeit der über das beabsichtigte Preßgesetz gemachten Mittheilungen gezweifelt habe; so unglaublich kamen sie mir vor. Aber sie wurden von allen Seiten bestätigt. Das preußi-

sche Preßgesetz steht unter den Preßgesetzen von Sachsen, Kurhessen und den andern kleinen Staaten. Natürlich, standen ja doch die Preußen den Deutschen in den Mittel- und Kleinstaaten in Hinsicht auf staatsbürgerliche Reife noch bedeutend nach. Nunmehr wurde vorgeschlagen, nicht etwa das preußische Preßgesetz auf die Höhe der klein- und mittelstaatlichen Gesetzgebung zu heben, sondern diese zurückzuschrauben auf das knappe preußische Maß, und obendrein das bisherige preußische Gesetz noch strammer anzuziehen und noch nachtheiliger zu verschärfen. Die Haftpflicht und Verantwortlichkeit der Herausgeber sollte erweitert, die Geld- und Gefängnißstrafe vergrößert werden u. s. w.* Das ist der Lohn, den die Presse, welche die Vorhaben der preußischen Politik gefördert, welche sich gar ihrer „patriotischen" Haltung gegen die Regierung Preußens gerühmt hat — verdient, sich selber zugezogen hat.

Es genügt die Anführung des 20ten Hauptsatzes: „Wer in einer Druckschrift die Familie, das Eigentum, die allgemeine Wehrpflicht und sonstige Grundlagen der staatlichen Ordnung in einer die Sittlichkeit, den Rechtssinn oder die Vaterlandsliebe (!) untergrabenden Weise angreift oder Handlungen, welche das Gesetz als strafbar bezeichnet, als nachahmungswerth, verdienstlich oder pflichtgemäß darstellt oder Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise erörtert, wird mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu zwei Jahren bestraft."

Welche Unbestimmtheit, welche Dehnbarkeit der Ausdrücke! Was läßt sich darunter alles bringen! Nichts ist scharf abgemessen als der Strafansatz. Was alles deutsche Staatsankläger anschuldigen, was deutsche Richter verdonnern, wie weit die Polizeimacht greift, das hat sattsam die Vergangenheit des deutschen Volkes gelehrt und alle, welche ihre Lehren beherzigen können, müssen wissen, welche Fallen in solchen Bestimmungen liegen. Unter Grundlagen der staatlichen Ordnung sind auch nicht etwa die unerlaßlichen Bedingungen jedweder Ordnung unter Menschen gemeint, sondern (laut der „Motive") die grade, zufällig be-

* Vgl. Guido Weiß in der „Wage, Wochenblatt für Politik und Litteratur". Berlin 1874 Nr.. 1 und 2.

stehenden Gesetze des Reichs und der Staaten — als ob diese sich selber heilig sprechen wollten. Darum galt auch die „Dienstpflicht“ d. h. die Stellung aller jungen Männer zum Soldatendienst, keine an sich gültige, nur eine vom Gesetze verhängte „Pflicht“, als unangreifbar. Vermuthlich auch das Militärstrafgesetzbuch, das ewige Denkmal der Freiheitsstufe, auf welcher die Preußen und die Nationalvereinler stehen — der Stufe, auf welche das Unheilsjahr **1866** die Deutschen der kleineren Bundesstaaten gebracht hat. Der erwähnte Satz ist allerdings nachträglich zurückgezogen worden, aber auch ohne ihn wird das neue Preßgesetz laut sprechen, wie es steht im neuen Deutschen Reiche **1874**.*

---

* Das am 1. Juli 1874 eintretende deutsche Preßgesetz hat die Kautionen und die Stämpelsteuer zu Gunsten der Zeitungsbesitzer aufgehoben, allein die Lage der Schriftsteller verschlimmert. Der Besitzer der Vossischen Zeitung (einer der vorzüglicheren) mochte jährlich etwa 50,000 Thaler entrichtet haben; als er sie nun sparte, warf er 4000 Thaler jährlich mehr zu Gunsten des Inhalts der Zeitung aus. Obwol in Ungarn keine Stämpelsteuer besteht, soll die pester Tagespresse der wiener gleichen. (Vgl. darüber den Pester Lloyd 26. Oct. und 3. Nov. 1871.)

Wichtiger sind die übrigen gesetzlichen Bestimmungen. Der leipziger Schriftstellerverein hat sich in zwei Eingaben an den Reichstag gänzlich erfolglos über den vorgelegten Entwurf, der mit geringen Abänderungen zum Gesetze erhoben wurde, ausgesprochen. Ich theile die zweite hiermit, damit Ununterrichtete ersehen, worum es sich handelt: „Hoher Reichstag! Nachdem die Gesetzgebung über die Presse, welche nach der Verfassung für den norddeutschen Bund den Einzelstaaten verblieben war, durch die Reichsverfassung vom 16. April 1871 zur Competenz des Reichs gezogen worden ist und nun demgemäß die Vorlage eines Reichspreßgesetzes an den gegenwärtigen Reichstag in Aussicht steht: fühlt der unterzeichnete Schriftstellerverein, der sich die Aufgabe gestellt hat, das Recht der Schriftsteller und der Presse sowol nach der Seite der Freiheit, als nach der des Eigentums-Schutzes zu vertreten, und der diese Aufgabe seit länger als 30 Jahren unausgesetzt verfolgt, sich berufen und verpflichtet, auch jetzt hervorzutreten und dem hohen Reichstag in aller Ehrerbietung Folgendes vorzutragen.

Als oberster Grundsatz muß an die Spitze gestellt werden, daß, nachdem heutzutage in Deutschland die Freiheit des Verkehrs und der Bewegung allseitig zur Anerkennung und Durchführung gelangt ist, folgerichtig auch die Presse und die Verbreitung ihrer Erzeugnisse keinem anderen als dem gemeinen Gesetze für Alle unterworfen werden sollte, daß also von einer Sondergesetzgebung für die Presse, von einem besonderen Preßgesetze nicht mehr die Rede sein dürfte. Höchstens möchten solche Bestimmungen, wie sie bereits in

den Grundrechten des deutschen Volkes vom 27. Dezember 1848 gegeben waren: —

„„Art 4. §. 13. Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.

Die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Censur, Concessionen, Sicherheitsbestellungen, Staatsauflagen, Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Postverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendirt oder aufgehoben werden.

Ueber Preßvergehen, welche von Amtswegen verfolgt werden, wird durch Schwurgerichte geurtheilt. —""

als besondere Verbürgungen in die Reichsverfassung aufzunehmen sein, bei deren getreuer Innehaltung auch jedes weitere „„vom Reich zu erlassende"" Preßregulativ hinfällig sein würde. Angesichts der Gewerbeordnung und des Strafgesetzbuches bedarf es keines neuen Preßgesetzes, vielmehr einfach der Aufhebung aller bestehenden Preßgesetze.

Wenn indessen einerseits in Deutschland die Gesetzgebungs-Politik gegenwärtig, wie es scheint, sich nicht auf die Höhe anderer freierer Länder zu erheben vermag, welche die Presse unter das gemeine Recht stellen und in völliger Freiheit walten lassen; andererseits sogar verschiedentliche Erfahrungen die Befürchtung nahe legen, daß manchen Ortes doch wol die ernstliche Absicht bestehen mag, von dem beaufsichtigenden und bevormundenden Polizeiregiment, wie es zur Schande Deutschlands so lange in Blüthe gestanden hat, durch ein Preßgesetz noch das Möglichste zu retten und allüberall zu befestigen: so wird es allerdings doch zur Nothwendigkeit, die Hauptanforderungen, welche mindestens an ein Preßgesetz jetziger Zeit, wenn denn nun einmal durchaus ein solches gegeben werden soll, zu stellen wären, zu benennen und dem Reichstage zu unterbreiten.

Diese Anforderungen sind keineswegs neu, vielmehr seit längerer Zeit immer und immer wiederholt: jüngst noch auch von dem Deutschen Juristentage beinahe durchweg aufgestellt, im Königreich Sachsen sogar zum größten Theil bereits erfüllt: — sie beziehen sich zumeist auf die periodische Presse weil nach Lage der Dinge diese vorzugsweise es ist, welche von dem Preßgesetze getroffen werden soll, sind aber erklärlicher Weise nur negativer Natur. Es wäre zunächst die Ausübung der Preßfreiheit und der Gewerbe, welche sich mit der Presse, der Herstellung und Verbreitung von Preßerzeugnissen beschäftigen, von aller und jeder Genehmigung der Behörden frei zu geben, auch auf die Entziehung oder Beschränkung des Gewerbebetriebes im administrativen oder richterlichen Wege zu verzichten, überhaupt das gesammte Concessions- und Cautionswesen in Sachen der Presse aufzuheben. Es wäre weiter das Eigentum, sei es Einheimischer sei es Fremder, unter Wegfall der Beschlagnahme durch Polizeibehörden und Staatsanwälte, unverbrüchlich sicher zu stellen sowie von Vertriebsverboten ohne vorgängiges Urtel und Recht unbedingt abzulassen. Es wäre endlich die Presse, insofern sie schriftstellerische Erzeug-

nisse vermittelt, als ein Hauptfaktor des Culturlebens mit jeder Art Nebenbesteuerung oder Belastung zu verschonen. Wo hingegen die Presse sich gegen die Staatsgesetze verginge, wäre sie von Geschworenen zu richten auf Grund des allgemeinen Strafgesetzbuchs.

Im Königreich Sachsen ist unter dem 24. März 1870 ein neues Preßgesetz erlassen worden, welches einen großen Theil des alten preßpolizeilichen Apparates, insbesondere auch das Cautionswesen gänzlich fallen gelassen und die Freigebung der Preßgewerbe durchgeführt hat. Von keiner Seite ist über diese Gesetzgebung bis jetzt eine Klage gehört worden, als ob sie dem Staate von Nachtheil gewesen wäre; im Gegentheil ist Alles seinen ruhigen, geordneten Gang weiter gegangen und die hierin gemachten Erfahrungen können nur zur Nachahmung des Beispiels, nicht zur Abschreckung gereichen.

Wir erwarten nach Vorstehendem von dem hohen Reichstag, daß er

in erster Linie von dem Erlaß eines Reichspreßgesetzes gänzlich absehe, wenn er sich aber dazu nicht entschließen könnte, dann sein Preßgesetz wenigstens also gestalte, daß im Sinne obiger Anforderungen die Freiheit der Presse und der Preßgewerbe nach allen Seiten verbürgt und durchgeführt und zugleich der Schutz des Eigentums gegen Eingriffe der Behörden gewährleistet sei;

ganz besonders und ganz zuversichtlich aber erwarten wir,

daß der Reichstag nicht auf Einrichtungen zurückgreife, die für einzelne Bundes-Länder zu den überwundenen Standpunkten gehören, wie namentlich das Zeitungs-Cautionswesen, oder Lasten auferlege, mit welchen diese anderen Länder noch immer verschont geblieben waren.

Wir würden uns gegen die Einführung oder Zurückführung solcher Ueberbleibsel eines alten mißtrauischen und mißgünstigen Staatssystems entschieden verwahren müssen. Denn der Sinn des Bündnisses der zum Reiche vereinten Staaten kann doch kein andrer als der sein, daß die in den Einzelstaaten bestehenden Rechte und Freiheiten durch das Reich gesichert, nicht daß sie durch dasselbe beschränkt, verkürzt oder unterdrückt werden sollen.

Leipzig, am 12. März 1873. In Ehrerbietung

der Schriftsteller-Verein.

Für denselben: Carl Cramer.

Setzt jemand etwa, was so natürlich anzunehmen wäre, voraus, die deutschen Schriftsteller und Zeitungsbesitzer hätten sich nachdrücklich der Verhängung des neuen Preßgesetzes entgegengestemmt, so verkennt er den dermaligen Zustand im deutschen Reiche vollständig. Die Nationalliberalen waren für seine Annahme; deshalb lobten ihre Blätter, d. h. beinahe sämmtliche große Blätter, dasselbe, und empfahlen seine Annahme. Die vorstehende Eingabe ist gegen hundert Zeitungen zugegangen, aber meist unberücksichtigt geblieben; nicht einmal die in Leipzig selbst erscheinenden Blätter theilten sie mit. Lautete sie ihnen doch unangenehm, paßte sie doch nicht zu den Täuschungen, welche sie unausgesetzt verbreiten. Sie schwiegen sie tod und priesen das neue Preßgesetz als — Fortschritt an!! Das glaubten dann ihre Leser, das war nun „öffentliche Meinung“.

XV.

Die österreichische Tagespresse ist ihre besonderen Wege gegangen.

Vergegenwärtigen wir uns in kurzen Umrissen ihre Entwicklung.*

Erster Zeitraum bis 1848. Die wiener Presse, von der fast nur die Rede sein konnte, schaal und ausgewaschen; ein enger, zusammenpressender Schnürleib war für sie die Censur unter der verruchten Herrschaft Metternich's. Das einzelnen Bevorzugten gestattete freiere Bewegen galt nur für Bücher. Schöngeistige Blätter stehen im Vordergrunde, leben meistens vom Theater, von guten und schlechten Witzen.** Amusement ist die Seele. Von wissenschaftlichen Zeitschriften eine geringe Anzahl; Glanzpunkte die medicinischen, manche von diesen sogar unentbehrlich für Forscher. Die „Wiener Jahrbücher der Literatur" bringen

* Der einzige österreichische Beurtheiler der ersten Auflage dieser Schrift, von dem ich weiß, äußerte sich ungehalten, daß in ihr vom österreichischen Zeitungswesen so wenig stand; theils schlecht, theils gar nicht hätte ich mich über dasselbe informirt (sagte er) und mir leider keine Ueberzeugung verschafft, daß es „vorangeeilt" sei und „einiges Recht hat, ein wenig stolz zu sein". Mein Herr Beurtheiler übersah dabei zweierlei: welche Aufgabe ich mir gestellt hatte, und daß ich, wofern ich auf die österreichische Presse umständlich einging, mich ebenso mit der berliner, der schwäbischen, schweizerischen, hamburgischen, frankfurter u. s. w. hätte beschäftigen müssen. Den Ausstellungen der Kritiker Rechnung zu tragen bestrebt, will ich dessenungeachtet einen Abriß von der Geschichte der österreichischen Presse in dem von mir durchlebten Zeitraum wagen, aber als nicht mehr, denn als einen bloßen Versuch. Recht hat jener wiener Beurtheiler, wenn er mich als wenig „informirt", Unrecht, wenn er das Wenige, was ich angegeben hatte, als schlecht d. h. doch wol als falsch bezeichnet. Alles damals Gesagte halte ich in der neuen Bearbeitung aufrecht.

** In den 30ger Jahren unseres Jahrhunderts war ich Leser der beiden namhaftesten (früher schon erwähnten) wiener Unterhaltungsblätter und erinnere mich noch deutlich ihrer Beschaffenheit. Das „schlecht informirt" weise ich also hier zurück. Ein Oesterreicher und ein Nichtösterreicher urtheilen über Oesterreichisches nicht allemal übereinstimmend. Dies wolle man bei dem Lesen des vorliegenden Abschnittes nicht gänzlich außer Augen lassen. Eine bessere Schilderung, die Schriftsteller in Wien im Stande sind zu geben, werde ich mit Freuden begrüßen.

Werthvolles, jedoch in langen Abhandlungen, und welcher Gelehrte nicht grade diese bedarf, mag die Jahrbücher ungelesen lassen. Politische Blätter null. Lieber als die Wiener Zeitung liest der Oesterreicher, was Bäuerle's „Theaterzeitung" unter der Ueberschrift: „Geschwind, was gibt's Neues?" ihm mittheilt, denn da wurde ihm in vorsichtiger Umhüllung doch Einiges, was vorgegangen war und er sonst nicht erfuhr, verrathen. Im Grunde konnte man neben der wiener Presse höchstens von einer prager sprechen. In den Provinzen erschien nicht viel. Bemerkenswerth ist, daß in Böhmen die tschechisch geschriebenen Blätter sich weit freier rühren konnten, denn diese beachteten die Unterdrücker in Wien nicht sehr und ihre Censoren waren tschechische Schriftsteller, welche zu der im Stillen heranreifenden Tschechenpartei hielten — bemerkenswerth, weil die Ueberlegenheit der tschechischen Tagespresse über die so fade deutsche der Ausbreitung der tschechischen Bestrebungen Vorschub that.

Wer Gutes aus Oesterreich lesen wollte, griff zur „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg, die indeß auch den Wünschen der Regierung Rechnung trug und dafür aus den Ministerien Aufsätze empfing. Nachrichten und Betrachtungen, welche nicht im Sinne der Gewalt lagen, flüchteten sich außerhalb Oesterreichs. In den 40ger Jahren regte sich Sehnsucht nach größerer Freiheit, da sprach Oesterreichs Freiheitspartei vornämlich in den grünen Heften der „Grenzboten" Kuranda's, des außerhalb Oesterreichs lebenden Böhmen, die, recht geschickt gehalten, es auf ungefähr 3000 Abnehmer brachten, von denen wol die Mehrzahl auf Oesterreich kam.

Zweiter Zeitraum: das Bewegungsjahr 1848. Von ihm datirt der Aufschwung des wiener Zeitungswesens. Die Jahrbücher für Literatur hörten auf; die Gränzboten gingen an Dr. Gustav Freytag und Dr. Julian Schmidt über, welche sie in ein Streitblatt für Preußen umwandeln und darüber die meisten Abnehmer einbüßen. Man greift nicht mehr so begierig nach den nichtösterreichischen Blättern. Ein heilsamer Windstoß vertreibt in Oesterreich die dumpfe Luft, verweht den Metternichschen Qualm und im frischeren Aufathmen ist die Lebensthätigkeit erhöht, erwacht rege Lust zu Zeitungsunternehmungen. Jedermann beinahe will ein freies Wort lesen und freut sich, daß es in der

Heimath gedruckt wird. Der alte, seit 1808 erschienene „Wanderer“ (welcher im laufenden Jahre 1873 einging) taufte sich sogleich in den „Demokrat“ um, den Seyfried und Seeböck leiteten; das seit 1836 vorhandene „Wiener Journal des österreichischen Lloyd“ nahm unter Bodenstedt und Löwenthal einen neuen Anlauf. In üppiger Fülle schossen in der Frühlings- und Sommerwärme neue Blätter empor.* Da kam zu Tage am 25. März „Das Panier des Fortschrittes“ von Wildner-Maithstein, ein wenig steif gehalten, so daß ihm schwerlich Viele lange Zeit gefolgt sind; es erschien im April die „Oesterreichische Deutsche Zeitung“, die sich bald in den „Radikalen“ umwandelte, den Becher herausgab, in den Jellineck schrieb, ein führendes Blatt: beide, Becher und der viel versprechende 25jährige Jellineck, wurden in der Frühe des 23. Novembers in der Brigittenau von kaiserlichen Kugeln niedergestreckt. Im selben Monate erschien der „Freimüthige“ von Mahler und Isidor Heller, darauf im Mai „die Constitution“ (geleitet von Häfner, Gritzner, Hauk), darauf im Juni „Grad'aus“ (Friedmann), die „Wiener Gassen-Zeitung“ (Terzky) und der „Wiener Charivari“ (Engländer und Willi Beck), die „Neue Folge der Allgemeinen Oesterreichischen Zeitung“ (Hübner); am Ende des Monats begann August Zang, bisher wiener Kipfelbäcker in Paris, der von dort mit einem kleinen verdienten Vermögen und mit der Kenntniß des einträglichen Mißbrauchs, den dort Emil de Girardin mit der Tagespresse trieb, und dem Vorsatz, ihn in sein Vaterland zu verpflanzen, nach Wien zurückgekehrt war, die „Presse“, die er durch Leopold Landsteiner besorgen ließ und 19 Jahre später, im April 1867, um eine Million Gulden an Herrn von Geitler verkauft hat. Im Juli meldete sich der „Wiener Postillon“ (Ritter), kam das „Wiener Reichstagsblatt“ (Löw) und ein „Politischer Courier, von den Studenten Buchheim und Falke.“ Wie bezeichnend für den Geist jener Tage ist es, daß an der Stirn dieses Blattes „Studenten“ mit fetter Schrift hervorgehoben wurde — zur kräftigen Befürwortung. Die älteren Männer hatten durch die Gesinnungslosigkeit, mit der sie nach

---

* Auch meiner Wenigkeit ward im Juni der Antrag zur Einrichtung einer größeren Zeitung in Wien und ich war nahe daran ihm zu folgen.

oben sich empfohlen und mit Durchschlängeln ihr Fortkommen zuwegegebracht hatten, so sehr alles Vertrauen bei dem Wiener (mit Recht) verwirkt, daß dieser lieber auf Aeußerungen der noch unverdorbenen gebildeten Jugend achtete. Im August erschien die „National-Zeitung", deren Herausgeber sich Ehrlich nannte, und „die Geißel, Tageblatt aller Tageblätter" (Möhringer), im September eine „Neue politische Straßenzeitung" (Klaus), Anfangs Oktober: der „Wiener Student" (Rülke und Waldeck), „Der jüngste Tag" (Peschke und Krayll), „Der Gemäßigte" (Nettolitz und H. Kleon) sowie die „Ost-Deutsche Post" (Kuranda). Außer diesen* gab es noch mehr neue Zeitungen, den „Wiener Zuschauer" (Ebersberg), den „Wiener Geschäftsbericht und Neuigkeitsboten", den „Oesterreichischen Courier" (Bäuerle) und vielleicht noch andere, wie zahlreiche zeitungsartige, unregelmäßig herauskommende fliegende Blätter, als die „Allgemeine Judenzeitung", „der Höllenstern", eine Frauenzeitung von Adele Miller und viele ähnliche.

Die Erregtheit der Gemüther kam dieser Wucherung der periodischen Presse zu statten. Brachte damals doch fast jeder Tag neue Kunden. Ununterbrochen drängten sich hochwichtige Vorfälle. Jeder wollte sich unterrichten, wollte erfahren, was man meldete und meinte. Die wie Pilze aus der Erde schießenden Blätter durften dessenungeachtet nicht erwarten auf der Stelle einen dauernden Leserkreis in festen Abnehmern zu gewinnen, denn ein Blatt allgemein bekannt zu machen und ihm soviel Vertrauen zu erwerben, daß eine zu seiner Erhaltung hinlängliche Anzahl von Menschen dasselbe zum Lesefutter zu erwählen sich entschließt, dazu gehört stets lange Zeit. Den Herausgebern lag überaus am Herzen, ihre Ansichten auf's schnellste zu verbreiten. Es blieb nichts übrig, als die einzelnen grade fertigen Blätter in den Straßen herumtragen und ausrufen zu lassen, Käufer aufzusuchen. Um einen, höchstens um ein paar Kreuzer war das Blatt feil. Im Sommer 1848 konnte man keine Viertelstunde in der innern Stadt Wien herumgehen, ohne daß einem ein Dutzend Zeitungen angeboten worden wären. Der Vertrieb in den Straßen ging flott.

---

* Ich nannte hier nur diejenigen, von denen ich noch Blätter vor mir habe.

Schauen wir auf die äußere Beschaffenheit dieser neuen wiener Presse. Wir haben lauter Blätter geringen Umfangs und großer Billigkeit vor uns. Für einen drittel Gulden Papiergeld konnte man ein Blatt einen ganzen Monat täglich in seiner Wohnung zugestellt erhalten. Die vornehme Ost-Deutsche Post verlangte einen Gulden! Anzeigen spielten noch keine Rolle im Haushalt der Zeitung.

Woher aber kamen, fragen wir erstaunt, in Oesterreich, das alles eher als eine Vorschule zur Publizistik gewesen war, mit einemmale die vielen Zeitungsschreiber her? Jugendliche Schöngeister, Dichter und Unterhaltungsschriftsteller, von denen die meisten bedeutenderen die damalige hohe Schule für Schriftsteller in Leipzig durchgemacht hatten, wurden plötzlich Politiker. Guter, redlicher Wille war ihnen schwerlich abzusprechen, allein von Einsicht in Staatssachen nicht sonderlich viel zu entdecken. Sie strebten als vorwärtstreibende Kräfte der Freiheit Bahn zu brechen oder die bereits errungene zu befestigen. Gewiß fingen sie dies nicht richtig an. Die äußerst verwickelten, mißlichen Verhältnisse erfaßte allenfalls ein erfahrener Mann wie Kuranda, der auch eigentlich halb Schöngeist war, und sonst noch ein paar, die Andern ließen sich von ihrem Gefühle leiten und wollten auch nur Volksblätter ausgehen lassen d. h. Blätter für die Masse des Volkes, für den Geschmack des gewöhnlichen Mannes. Stellt man sich auf ihren Standpunkt, so muß man gestehen, daß sie in der That lebendig, nicht ohne Beredheit schrieben und eine mächtige Einwirkung ausübten. Auswärtige Nachrichten kamen den Herausgebern nicht mehr wie jedwedem, der sich um die öffentlichen Verhältnisse etwas näher kümmerte, zu; weitgreifende Verbindungen besaßen sie nicht. In der völligen Freiheit, in der damals Wien sich befand, zeigte sich bald Ausgelassenheit, Eigennutz machte sich breit, ungehindert äußerte sich frecher Sinn. Um Käufer anzulocken sann der Herausgeber auf Reizmittel. Ursachen zu fortwährendem Mißtrauen waren leider in Menge vorhanden. Der Ton der meisten Blätter ward immer heftiger; sie stachelten und schürten die Bewegung, auf daß sie weiter woge, erhoben Zetergeschrei, lärmten, tobten. Schmähungen auf Personen rissen ein — aber eine „Schreckensherrschaft“ in Wien führten sie nicht herbei. Eine solche hat

es überhaupt in jener Zeit in Wien nicht gegeben. Mochten Feiglinge von einer solchen faseln, mochten Widersacher, wie z. B. noch neulich Freiherr von Helfert in seinem in falscher Darstellung die Vorgänge zeigenden Buche über Oesterreich im Jahre 1848, eine wiener Schreckenszeit in die Geschichte einschwärzen wollen: sie ist eine Fabel.* Der Wiener war auch 1848 der gutmüthige Mann.

Dritter Zeitraum. Von der Erstürmung Wiens bis zur Einführung der Verfassung 1859, 1860. Mit Wiens Erstürmung durch des Fürsten Windischgrätz Heer war es um diese Presse gethan. Die Slawen waren es, welche im Bunde mit der Hofpartei Wien brachen. Den inneren Zusammengang dieser entscheidenden Wendung faßt man gegenwärtig in der Regel falsch auf: es genüge dies eine Wort, weil Näheres nicht hierher gehört. Bereits am 23. Oktober 1848 hatte Fürst Windischgrätz aus dem Lager vor Wien das Forterscheinen der Zeitungen in der Stadt verboten, doch nur wenige Herausgeber gehorchten. Aber am 31. wurde der Feldmarschall Herr der Stadt, die seinen Massen mehrere Tage hindurch mit großer Tapferkeit widerstanden hatte. Nun stockte die Tagespresse. Erst vom 7. November an wagten sich einige Zeitungen wieder heraus, denen indeß der Vertrieb auf offener Straße untersagt war. Nicht wenige Zeitungsschreiber wurden festgenommen, einige vom Leben zum Tode gebracht, andere eine Zeitlang im Gefängniß gehalten und dann entweder an einen bestimmten Ort verwiesen oder bedeutet, ein paar Jahre auf Reisen außerhalb Oesterreichs zu gehen. Ein Paß wurde z. B. auch dem Herausgeber der „Gassenzeitung", einem vormaligen österreichischen Offizier, aufgezwungen, und dieser beklagte sich nachher mir gegenüber bitterlich, daß ihm kein Reisegeld gegeben worden sei, von dem er im Auslande leben könne, während doch für verschiedene Andere im gleichen Falle gesorgt worden sei. Fast alle größeren Blätter überdauerten das wüthend zerstörende Unwetter, aber welch' schweres Jahrzehnt mußten sie durchmachen! Eine Zei-

* Die Ermordung des Ministers Latour steht diesem Ausspruche keineswegs entgegen. Sie war eine selbstverschuldete. Doch dies näher darzulegen, würde allzuweit abführen. Die Schreckenszeit kam erst mit Windischgrätz.

tung (das „Fremdenblatt“, herausgegeben von Gustav Heine, nachherigem Baron von Heine-Geldern) erging sich seitdem im Wüthen und Schimpfen gegen die Männer der Bewegung.

Nicht die Umwälzung von 1848, sondern die nunmehrige Haltung der Regierung trägt die Schuld an der nachmaligen Schwäche, an der später mit Nothwendigkeit hereingebrochenen Gefahr des Zugrundegehens von Oesterreich. Das Unheilsministerium Schwarzenberg-Leo Thun lenkte nach dem Sinne des einen Ministers zurück in die verderbliche alte Bahn und wirkte zugleich nach dem Sinne des andern zum Schaden des Deutschtums; denn unterlassen ward das Wichtigste, was hätte geschehen sollen. Daß gleichwol gar manche Verbesserungen durch zwei kluge Minister Bach und Bruck, den Preußen und Protestanten, geschahen, braucht nicht geläugnet zu werden, allein diese betrafen nicht die Kernpunkte; beide hatten keine rechten Wurzeln, mußten, wenn sie sich in ihrer Ministerialmacht erhalten wollten, sich beugen. Bach klammerte sich in seinem Ehrgeize an die Jesuiten. Gemäß der nun eingetretenen Lage mußten die Zeitungen sich winden, mehr oder minder Werkzeuge der Regierung abgeben. Die Tuvora, die Warrens, die Zang glänzten als Matadore. Sie, Bernhard Mayer, Czörnig u. a. machten jetzt die Herolde Bach's. Gar mancher gute Oesterreicher stöhnte auf. Ein alter, vielerfahrener, seinem Vaterlande warm ergebener Schriftsteller von sehr gemäßigten Ansichten schrieb mir nachmals in den heftigsten Ausdrücken des Unwillens: „Unerhört ist die Unverschämtheit und Frechheit, mit welcher die Organe und dienstbaren Knechte des Ministeriums alles Verkehrte, Grundverderbliche und Schamlose priesen und empfahlen, und wie sie von der öffentlichen Meinung stets das Gegentheil behaupteten. Je stärker diese das Bach'sche Treiben verdammte und je erbitterter das Publikum war, desto lauter predigten die Zeitungen die innigste Befriedigung des Publikums, die lauteste Uebereinstimmung mit den Maßnahmen der Regierung. Die Wiener haben für ein solches Verfahren den Ausdruck: „„Schindluder treiben““ und wahrhaftig! Schindluder hat man mit dem Publikum damals getrieben.“

Indessen machten doch die wiener Zeitungen im Aeußeren recht erhebliche Fortschritte. Die äußeren Bedingungen lagen für sie auch günstiger als sonst irgendwo in Deutschland. Welchen

großen Absatz bot ihnen das damals schon mit seinen Vororten so volkreiche Wien allein! In der Stadt blieb übrigens der hergebrachte tägliche Einzelverkauf (wenngleich nicht auf offener Straße) im Gange, der in gewöhnlichen Zeiten in keiner andern deutschen Stadt von Belang ist. Im ganzen österreichischen Lande war ferner in den vorangegangenen Jahrzehnten die Tagespresse nicht dermaßen in's Kraut geschossen, wie außerhalb Oesterreichs; in den Provinzialstädten bestanden demzufolge nicht sehr viele Blätter und die Gebildeten sahen sich auf die größeren wiener Zeitungen hingewiesen. Diese ersetzten jetzt auch die „Allgemeine Zeitung", da dieselbe in großen Fragen sich ja ebenfalls am Gängelbande führen ließ und als in Augsburg erscheinend Vieles nicht berührte, wovon jene als Ortsblätter Kunde gaben. Die Mittel waren mithin den Zeitungsbesitzern in Wien gegeben, ihre Blätter zu vergrößern, Geld für Berichterstattungen aufzuwenden und für die verschiedenartigen Belange Sorge zu tragen. Die wiener Zeitungen entwickelten sich in großem Maßstabe und Besitzer wie Herausgeber verstanden sich vortrefflich auf die sogenannte Mache — das Aeußerliche.

Auch zogen sie norddeutsche Kräfte heran in der Erkenntniß, daß das eigene Land für leitende Aufsätze und für die Auswahl der politischen Nachrichten geeignete Männer keineswegs in hinlänglicher Zahl besaß. Das Beispiel gab die Regierung, als sie an die Spitze ihres Blattes, der „Wiener Zeitung", einen Preußen (Dr. Leopold Schweizer) stellte und ihm zum Gehülfen einen Preußen (den jüngeren Bucher) beigab. Kuranda rief an seine Seite Preußen (Dr. W. Rogge, Dr. Hildebrand u. a.), Zang vertraute seine „Presse" zwei Preußen (Friedländer und Etienne) an. Bei den meisten größeren Zeitungsunternehmungen waren Preußen, und mit besserem Gehalte als im übrigen Deutschland, thätig; die „Verfassung" hatte Dr. Herzel aus Berlin, das „Vaterland" nachher Dr. Keip aus Berlin, selbst in der halbamtlichen „General-Correspondenz" arbeitete der Berliner Dr. Brühl u. s. w.

Ebenbürtig standen bald die wiener Zeitungen den größeren Blättern im außerösterreichischen Deutschland gegenüber: von

beanspruchter Mustergültigkeit blieben sie weit entfernt. Ihre Schwäche lag immer noch in den politischen Betrachtungen.

Man darf freilich überhaupt an die deutschen Zeitungen in Hinsicht der leitenden Aufsätze keine hohen Anforderungen stellen, zumal die Vorbedingungen für solche gemeinlich verkannt werden. Soll ein Blatt stets gut versorgt sein, so müssen die in den öffentlichen Angelegenheiten, den Staatsgeschäften und dem Parteileben wirkenden Männer auch in ihm sich bethätigen, müssen viele außerhalb des Zeitungswesens Stehende mit Aufsätzen helfen. Die Times behauptet ihren hohen Rang unter anderem vornämlich dadurch, daß ein solches Verhältniß in England besteht. Ihrem Herausgeber völlig unbekannte Personen machen ihr Zusendungen, indem sie wissen, daß dieselben (wofern sie nur überhaupt gut sind) abgedruckt und bezahlt werden. In einem mir bekannten Fall wurde die Einsendung eines politischen Aufsatzes von einem Manne, der bis dahin gar keine Beziehung zu den Herausgebern der Times gehabt hatte, auch keine Staatsstellung einnahm, keinen bekannten Namen trug, mit einer Zehnpfund-Note beantwortet. Bei uns wird aus der Leserschaft äußerst wenig den Herausgebern entgegengebracht. In Wien werden politische Auseinandersetzungen wol nur ausnahmsweise von anderer als von amtlicher Seite ihnen zugegangen sein. Außerdem findet im ganzen deutschen Zeitungswesen auch kein Entgegenkommen statt. Politische Aufsätze von Männern, die weder vom Zeitungsfach sind, noch hohe Beamte, erscheinen selten willkommen, werden gewöhnlich nicht abgedruckt oder stark verändert und zugeschnitten, sofern sie nur etwas enthalten, was dem Sinne der Herausgeber nicht völlig zusagt oder wenn sie etwas mehr Raum in Anspruch nehmen würden, als grade in den nächsten Nummern für den Leitaufsatz bestimmt ist. Wird ihnen die Ehre der Aufnahme zu Theil, so werden sie gewöhnlich als geschenkt betrachtet; häufig erhält der Verfasser für die Hingabe seines Manuskripts nicht einmal dessen Abdruck. Bleiben sie ungedruckt, so wird nicht immer das Manuskript zurückgeschickt. Viele Zeitungen haben sogar die Frechheit gleich anzuzeigen, daß sie kein Manuskript zurücksenden. So geht's in der Regel — wo sollte da die Lust herkommen, politische Betrachtungen für die

Zeitungen zu schreiben? Den wiener Herausgebern wurde überdies nachgesagt (ob mit Recht, entzieht sich meinem Urtheil), daß sie sich schwer entschlössen, von einem Nichtmitarbeiter Verfaßtes aufzunehmen, und ihren Mitarbeitern, daß sie den Zutritt neuer Kräfte abzuwehren strebten. Ruht nun die Last, täglich ein oder ein paar leitende Aufsätze zu liefern, auf einigen wenigen Schriftstellern, immer denselben, so ist die unausbleibliche Folge, daß sie sich bald ausschreiben und daß sie keine Muße behalten, die zur Beurtheilung neu auftauchender Fragen erforderlichen Unterlagen zu studiren. Die Aufsätze fallen dann flach aus und der Kenner merkt schnell aus den durcheinandergewürfelten landläufigen Redensarten, daß ein Aufsatz hat gemacht werden sollen. Es war in den wiener Zeitungen vieles Fabrikarbeit, was geistige Schöpfung hätte sein müssen — womit nicht etwa gesagt sein soll, daß gar keine vortrefflichen Aufsätze in der wiener Presse erschienen seien: in ihrer Gesammtheit überschlagen, litten sie aber an Eintönigkeit. Selten strahlte die Sprache eines Mannes von fester Ueberzeugung und starkem Willen erquickende Wärme aus. Der Eindruck, den sie machten, war mehr der, als trügen alle Schreiber eine Livrée. Mehr persönliche Kraft regte sich in den ungarischen deutschen Blättern.

Seien wir gerecht. Staatsmännische Eigenschaften, die zu einem guten politischen Leitartikel erforderlich sind, gehören überall zu den Seltenheiten. In der Beamtenlaufbahn werden diese so wenig gewonnen, wie in der Diplomatie, deren Zeit überhaupt vorüber ist. Umfassende staatswissenschaftliche, geschichtliche und statistische Kenntnisse, verbunden mit lebendiger Auffassung der wirklichen Verhältnisse, sind die nicht zu missenden Vorbedingungen zur treffenden Würdigung der Staatslage und der auf Veränderungen hinzielenden Bestrebungen. Diese Vorbedingungen vorausgesetzt ist die beste Schule für den Staatsmann die Publizistik. In meinem Leben begegnete ich niemandem, der ein rascheres und zugleich reiferes politisches Urtheil besessen hätte, als der Hamburger Heckscher, derselbe, der eine kurze Zeit Reichsminister war. Die Frage, wie er zu seinem Auffassen gediehen, beantwortete er: „dadurch, daß ich mehrere Jahre die Leitartikel für ein hamburger Blatt schrieb.“ Wenige Zeitungen hatten das

Glück, in ihrem Personal mehrere Schriftsteller zu besitzen, die als Staatsmänner dachten — und wie leicht stumpft eine Feder sich ab, wenn sie ununterbrochen schreibt.

Die Form der Darstellung mußte für österreichische Leser munter ausfallen. Wenn nicht ruhig und gemessen auseinandergesetzt, sondern hübsch herumgesprungen wurde von Einem zum Andern, wenn Bilder hineingewoben wurden, wol gar Pathos oder Humor eine Stelle fand — dann gefiel eine Betrachtung der Staatssachen in Wien. Gerühmt muß Lebendigkeit und Frische an vielen Aufsätzen österreichischer Zeitungen werden.

Einige Gebrechen der wiener Auffassung im allgemeinen übten auch Einfluß. In einer Großstadt lassen sich alle geistigen Bedürfnisse so ziemlich befriedigen. Wer in ihr eingelebt ist, erhält wenig Veranlassung nach Auswärtigem zu fragen. Seine Stadt ersetzt ihm die ganze Welt. So bekümmert er sich nicht oft um Fremdes, und weil er dies unterläßt, wird er in manchem Stücke einseitig. Am schlimmsten tritt dies in Berlin zu Tage, wo man auf alles Nichtberlinische herabsieht; es macht einen Bestandtheil des „Berlinertums“ aus. In Wien ist's nicht so arg. Indeß hat man sich dort an große Verhältnisse gewöhnt und das Urtheil wird mehr durch die Massenhaftigkeit, das Weitumfassende und Prachtstrotzende bestimmt als durch die Gediegenheit. Bei den Deutsch-Russen ist dies noch in höherem Grade der Fall. Als Oesterreich das große Silberanlehen machte, erpreßte dessen Höhe nicht etwa einen Angstschrei, sondern die Unsumme schien vielmehr grade Befriedigung zu gewähren. Damals las man in allen österreichischen Blättern immer und immer wieder von dem „großartigen“ Unternehmen. Großartig war nur der Leichtsinn! In solcher Stimmung richteten die wiener Schriftsteller die Augen nur nach London und Paris, Petersburg und Berlin. Von deutschen Städten außerhalb Oesterreichs achteten sie höchstens noch auf München. Was anderorts in Deutschland vorging, dünkte ihnen klein, kleinlich, kaum berücksichtigungswerth. Solchermaßen verkannten sie schwer das Eigentümliche der deutschen Entwickelung, die bisher (in Zukunft droht es anders zu werden) nicht in dem geistigen Vermögen und der Bewegung von ein paar Großstädten bestand, sondern auf dem regen Schaf-

sen in vielen großen, mittleren und kleinen Städten beruhte, in denen gleichzeitig fortschreitende Kräfte sich wacker regten und wirkten; so verkannten sie die ächte deutsche Art, die nicht ausgeht nach der Aufsehen erzielenden Fülle, sondern in bescheidener Ruhe auf die Vollendung. Jena und Weimar waren ja einmal die Brennpunkte des deutschen Lebens, denen gegenüber, was zur selben Zeit in Wien und Berlin geleistet wurde und geschah, blutwenig bedeutete; hier fand man blos die große Menge des Gewöhnlichen, Mittelmäßigen.

Diese falsche Auffassung des wiener Zeitungsschreibers gereichte grade in dem besprochenen Jahrzehnt Oesterreich zum größten Nachtheil. Denn der Kampf über die Frage „Großdeutschland oder Großpreußen" ging in Nord- und Mitteldeutschland nach dem Ende des Parlamentes fort. In Wien bildeten sich die Staatsmänner in blöder Kurzsichtigkeit ein, mit der „Schlacht von Bronnzell", in der ein Pferd fiel, und mit der olmützer Zusammenkunft sei abgethan der Streit über Deutschlands Verfassung. Die Preußen waren viel einsichtiger, unterstützten und stärkten fortwährend im streitigen Gebiete die preußische, unter verschiedenen Benennungen sich aufführende Partei und sorgten für diejenigen, welche sich in dem Wirken für die preußische Vorherrschaft, und wäre es in unverantwortlicher Weise gewesen, blosgestellt und in Schaden gebracht hatten. Da nun umgekehrt die Großdeutschen aus Oesterreich weder von der Regierung noch von der Presse den allermindesten Beistand erhielten, nur Nackenschläge, so war der Kampf ungleich. Um Oesterreichs Stellung handelte es sich und aus Oesterreich stand ihnen nichts zur Seite. Den Wienern dünkte das kleine Ringen, in welchem Scholle um Scholle verloren ging, viel zu geringfügig, allein sein Ausgang wog hernach schwer. Die Widerstandsunfähigkeit der betreffenden Staaten war, als 1866 die Kanonen sprachen, ausgemacht, und Preussen wußte, daß es zugreifen konnte. Seine Gegner waren gelähmt, seine Anhänger rührig. Nach 1860 hatte die ausgedehntere Einwirkung der preußischen Partei sich auf Südwestdeutschland erstreckt: man hat gesehen, wie schlecht Badenser und Baiern 1866 sich hielten. Die wiener Zeitungen hatten viel zu viel mit den Absichten in Paris und Petersburg zu thun, als daß sie sich um

Vorgänge in den Mittel- und Kleinstaaten bekümmert hätten. Würdigten sie ja einmal z. B. Sachsen einer Mittheilung, so entlehnten sie diese gewiß nicht den kleinen Blättern, in denen großdeutsche Berichterstattungen gegeben waren, sondern der für Preussen wirkenden Brockhausischen Zeitung, oder Zeitungen gleichen Kalibers. Sie wußten überhaupt nichts von dem vorgehenden geistigen Kampfe, kannten die Männer, kannten die Blätter nicht, die dafür im Felde lagen, daß Oesterreich zu Deutschland gehöre; aus den preußisch gefärbten Blättern schöpften sie ihre Ansichten. Wie Kinder ununterrichtet über die Lage der Dinge und die wesentlich wirkenden Vorgänge in Deutschland zeigten sich daher die österreichischen Zeitungsschreiber und waren folglich auch ihre Leser. Nachdem sie Jahr um Jahr geschlafen, rissen sie einen Augenblick die Augen auf, als es zu spät war, um sie bald wieder zu schließen. Die „Ostdeutsche Post" war diejenige Zeitung, welche noch am meisten das außerösterreichische Deutschland beachtet hat, doch immer noch in viel zu geringem Grade. Die übrige wiener Zeitungspresse leistete, wenn sie auch einmal einen gegen Preußen losdonnernden Aufsatz brachte, mit ihrem ganzen Verhalten unabsichtlich den preußischen Bestrebungen Vorschub.

Ein anderes Gebrechen der wiener Auffassung, welches mit dem eben erwähnten zusammenhängend ab und zu die Zeitungen beeinflußte, war die Unterschätzung des Geistigen. Hebel anzusetzen, welche tiefgreifend wirken, verstand man in Wien schlecht. Wie man es trieb, gerieth der öffentliche Geist vielfach in Abhängigkeit von Berlin, und nichtiger Dünkel war es, wenn die Zeitungsschreiber sich anstellten, als hätten sie ihr Urtheil selbstständig geschöpft; ihre Selbstständigkeit bezog sich auf Anderes als dasjenige, was damals nach außen das Wichtigste war. Von preußischen Gesichtspunkten aus wurden in der österreichischen Presse Vorgänge, Schriften, handelnde Männer gewürdigt. Wer von den Preußen hochgestellt wurde, – und hochgestellt wurde, wer ein eifriger Förderer der preußischen Ziele war, – galt ebenfalls in Wien als Größe, und wenn ein Sybel, ein Biedermann nach Wien kam, wurden sie von den Oesterreichern gefeiert. Wen die Preußen verwarfen, der galt auch in den Augen der Oesterreicher nicht. Erst nach 1866

wurden einige (vielleicht nicht ganz richtige) Ansätze unternommen, einen eigenen öffentlichen Geist groß zu ziehen. Die Schuld dieser Unselbstständigkeit fällt übrigens nicht allein auf die Männer der Presse; die Regierung hat in der gleichen Unterschätzung der geistigen Einflüsse Antheil daran.

Handelte es sich um Freiheitsfragen im allgemeinen, so standen die Zeitungsschreiber ein, so weit es irgend die Verhältnisse zuließen. Dies war der Staatsgewalt gegenüber schwer, als schriftstellerische Aufgabe betrachtet aber leicht, nachdem über jene schon so sehr viel geschrieben worden. Sie wußten auch, daß die Gebildeten, in ungeheuer überwiegender Mehrzahl, dann auf ihrer Seite, sich daran erfreuten.

Im Hauptheile waren demnach die österreichischen Zeitungen schwach. Glänzend erhoben sie sich in den Nebentheilen. Eifrig und rasch waren die Herausgeber hinter Neuigkeiten her, denn die Neuigkeitskrämerei lockt Abnehmer. Die Neugier der Wiener bestrebten sie sich, wie es immer angehen mochte, zu befriedigen. Eingelaufene Nachrichten wurden hübsch aufgeputzt, damit sie anziehender erschienen. Es kam sogar vor, daß Angestellte für die örtlichen Vorkommenheiten etwas ersannen, was nicht vorgefallen war, um den Lesern zu gefallen * und Honorar herauszuschlagen.

So matt und schaal das politische Urtheil in der Regel ausfiel, so leuchtend, bunt und anregend that sich der Unterhaltungstheil hervor. Erinnern wir uns, daß Schöngeister an der Wiege des Aufschwungs der wiener Presse gestanden hatten. Was ihnen an den Zeitungen zufiel, verstanden sie lebendig, spannend und prangend in saftigen Farben vorzuführen. Lieber Leser, hüte dich ja einige Blicke auf ihre Aufsätze unter dem Striche zu werfen, sonst wirst du gepackt, zum Weiterlesen verleitet und bist gewöhnlich um

* Ein Beispiel aus dem Sommer 1867. Damals befand sich der türkische Sultan in Wien. Die „Wiener Zeitung“ berichtete über seine Fahrt in den Prater, wie er durch die Ringstraße und Jägerzeile unter unablässigem Zurufen des Volkes und hernach aus dem Prater zurück in das Theater an der Wieden gefahren sei — und der Sultan war doch gar nicht in den Prater gefahren! Eine Praterfahrt war nur angekündigt worden, daraufhin war sogleich ein „Bericht“ abgefaßt und gesetzt worden. Die Ortsnachrichten besorgt für viele Blätter ein besonderes Geschäft.

deine Zeit betrogen. Dies Wort der Warnung ist freilich kein kleines Lob für diese Schriftsteller; es würde noch weit größer sein und die Warnung unstatthaft, wenn sie die Kunst verstünden, indem sie ihre Leser zerstreuen, erheitern und ergötzen, ihren Sinn zu erheben, in anmuthigen Plaudereien und Späßen unmerklich Belehrungen zuzuführen, Pillen als Bonbons einzugeben — auf diese schwere Kunst verstehen sie sich aber leider nicht. Selbst gewöhnliche Gerichtsverhandlungen, die in Norddeutschland trocken erzählt werden, gestalteten sie zu düstern Schaudergemälden oder drolligen Auftritten, je nachdem. Anschaulich und ergreifend soll alles ausfallen. An der augenblicklichen starken Wirkung ist gelegen. Dabei verwendeten allerdings Viele, insonderheit Mitarbeiter an kleineren Blättern, gröbere Mittel, kitzelten die Sinnlichkeit und überspannten die Einbildung, so daß die Frage entsteht, ob diese Art der Schriftstellerei und die Menge der, um anzuziehen, dargebotenen Schauerromane, der gräulichen, schmutzigen, zu Helden Verbrecher stämpelnden Erzählungen, einen heilsamen Einfluß auf die Gesinnung des Volkes ausübte? Indeß kann man nicht umhin zu gestehen, daß die frischen wiener „Feuilletonisten" den Troß der „Publizisten" hinter sich lassen und den pariser Feuilletonisten nahezu gleich kommen, denen sie nur im feinen Schliff nachstehen.* Einfache, genaue, wahrheitsgetreue Darstellungen, wie solche die englischen Berichterstat-

*) Störend sind für den Nichtösterreicher die vielen Sprachschnitzer, das „weiters" statt: weiter (oder: ferner), das „nur mehr" statt: nur noch, das „über" statt: auf (den Bericht), „nachdem" für den Grund, während es richtig nur die Beziehung auf die Zeit enthält, das „beiläufig" statt: ungefähr, während es doch blos: nebenher bemerkt bedeutet u. s. w. Auch „ich finde, daß" im Sinne von: ich finde für gut, das „zu Stande bringen" statt: festnehmen, ist nicht löblich. Mundartliche Ausdrücke mögen in die Schriftsprache immerhin aufgenommen werden, sobald sie dem lebendigen Sprachgeiste entstammen; alsdann sind sie Bereicherungen. Bei einem Theile der Austriacismen ist dies aber deshalb nicht der Fall, weil sie aus dem Deutschsprechen von Nichtdeutschen hervorgingen, welche die deutsche Sprache nicht recht in der Gewalt hatten und daher in Fehler, besonders bei der Verbindung und Färbung der Sätze verfielen, über die man wol hinwegsehen kann, die man aber nicht nachahmen sollte. Sie können nicht dadurch geadelt werden, daß österreichische Redner, selbst ein Giskra, sie in den Mund nehmen, oder daß von Oesterreich aus solche Entstellungen unserer Sprache sich verbreiten.

ter geben, darf man in Wien nicht immer erwarten; Aufputz, viel Flitterstaat muß mit in Kauf genommen werden, — aber es läßt sich gut lesen. Leselust war in der Bevölkerung vorhanden, der Leserkreis jedoch unreifer als im übrigen Deutschland. Der ruhige Ernst gemessener Darlegungen war nicht nach seinem Geschmacke. Er begehrte Aufregung. Nun, Zeitungen gaben ihm Aufregendes und setzten auch wol bei dem Gefallen am Skandal ein.

Indem dergestalt die großen Zeitungen so schmackhaftes Lesefutter darboten, gediehen neben ihnen kleine Blätter für den Leseluxus nur kümmerlich.

Der leitende Gesichtspunkt blieb allemal das Geschäft. Weil die Presse gewerbsmäßig betrieben wurde, ließen die wiener Zeitungsmänner es sich sehr angelegen sein, für die Bedürfnisse der Bevölkerung gut zu sorgen, wie für ihren eigenen Vortheil. Wo das Schreiben als ein Gewerbe behandelt wird, blos zum Gelderwerb, erscheint die Käuflichkeit nicht anstößig. Zang, der wiederholt erwähnte Gründer der „Presse“, die ihn zum Millionär machte, wird gegenwärtig als der Vater des unwürdigen Getreibes genannt und als der Verderber der wiener Zeitungsschreiberei hingestellt. Wol war er auch der Reigenführer im Tanze um das goldne Kalb, allein darf man auf sein Haupt eine größere Schuld wälzen, als er wirklich zu tragen hat? Zang fand schon eine Verderbtheit der wiener Schriftsteller vor (vgl. oben Seite 28), die ihre Stellung in einer Weise ausnutzten, welche damals in Nord- und Mitteldeutschland unerhört war und hier erst in der Reaktionszeit einriß — aber wahr mag es immerhin sein, was ihm vorgeworfen wurde, daß er die litterarische Freibeuterei zum Systeme erhob. Wir kommen später darauf zurück und bemerken hier nur noch, daß sie eine große Gesinnungslosigkeit der an einer Zeitung bediensteten Schriftsteller voraussetzt. Beutelschneiderei kann nur mit Lumpen getrieben werden. Zang's „Presse“ galt in den Augen der Menge als das Hauptblatt Wiens.

Ein Umstand endlich, der nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, ist der, daß Juden in großer Anzahl sich auf die Presse warfen, selbstverständlich mit dem Geschick, dem Eifer

und dem rastlosen Streben nach Gewinn, der Schärfe und Spitzfindigkeit, durch die sie sich überhaupt hervorthun. Vorausschauenden Blickes hatte Gutzkow vor vielen Jahren verkündigt, daß die Presse „verjuden" werde. Wol die Hälfte der wiener Blätter befand sich in den Händen von Juden, wie diese denn auch in Berlin sich in vielen Zeitungen festsetzten. Das Judentum ist, wie wir weiterhin noch mehr sehen werden, eine Macht in der Presse geworden, ist heutigen Tages eine Kraft, mit der gerechnet werden muß.

Da in Oesterreich weniger als in Mittel- und Norddeutschland Bücher gelesen werden und Bücher einen Halt gegen den fortreißenden Zug der Tagespresse gewähren, so war in Oesterreich die beherrschende Gewalt der Zeitungen größer als dort. Der Oesterreicher hält auf seine Zeitung. Die Häupter der großen Blätter wurden dadurch hochmögende Herren und ihr Gewicht stieg noch, als vermehrte Freiheit ihnen ihren Beruf erleichterte. Die einflußreicheren Zeitungsschreiber bedeuten in Wien viel mehr als in Berlin und genießen weit größeres Ansehn.

Vierter Zeitraum: seit dem Eintritt der Verfassung. Im allgemeinen Fortsetzung und Steigerung des bereits Entwickelten. So weit hatte es das Regiment gebracht, daß die Niederlagen des österreichischen Heeres in Italien 1859 und der Verlust der Lombardei in Wien nicht Trauer, sondern eher Freude erregten. Schwarz auf weiß gelangte diese Stimmung natürlich zu keinem Ausdruck, aber aus Vieler Munde und wahrlich nicht von schlechten Männern konnte man hören: „es ist schlimm, allein wenn unser Heer gesiegt hätte, ginge es uns noch übler."

Nunmehr bekam die Presse Freiheit. Die alten Gesetze mit ihren äußerst harten Strafen für den sich verfehlenden Schriftsteller wurden zwar nicht aufgehoben (so viel ich weiß; hoch an der Zeit wäre es), allein bei der veränderten Sinnesart nur in Ausnahmsfällen zur Anwendung gebracht. Die wohlthuende Gutmüthigkeit und Milde des österreichischen Stammes hatte noch ein anderes Verfahren gegen wirkliche oder vermeintliche Preßvergehen aufgebracht, das sogenannte „objektive", mit welchem es sich folgendermaßen verhält. Erscheint ein für staats- oder religionsgefährlich angesehener Aufsatz, so läßt der Staatsanwalt

das Blatt, welches ihn enthält, wegnehmen und leitet einen Rechtsgang gegen — den Aufsatz ein, ohne nach dessen Verfasser und Verbreiter zu fragen. Es handelt sich dann nur darum, ob die Beschlagnahme aufrecht erhalten oder zurückgezogen werden soll, und um die Kosten, nicht um Bestrafung. Der Aufsatz bekommt einen Vertheidiger und der Rechtshandel kann durch drei über einander stehende Gerichtshöfe geschleppt werden. Gemeinlich traten die Richter dem Staatsanwalt bei. Etwas Seltsames ist's in der That, daß in allen Formen eine Schuld verfolgt wird, ohne daß man einen Thäter zur Verantwortung ziehen will, daß man das Blatt gleich einem Menschen behandelt und nach der letzten Verdammung einstampft. Mit juristischen Begriffen mag sich das nicht recht vertragen. Auch wird wahrscheinlich gar manches Blatt weggenommen, welches das Gericht nicht verurtheilen würde, wofern ein Straferkenntniß gegen Personen damit zusammenhinge. Es ist eine Nachcensur. Allein diese eigentümliche Einrichtung erleichtert offenbar nicht nur das Einschreiten der Regierung, sondern vornämlich die Bewegung der österreichischen Herausgeber und Schriftsteller. Sie schreien, aber sie befinden sich dabei in viel größerer Sicherheit als im „Deutschen Reiche“.

Der österreichischen Tagespresse lagen nach dem Umschwunge die inneren Fragen vor allem an und die Anerkennung dürfte ihr nicht zu versagen sein, daß sie im Großen und Ganzen für die Freiheit des Volkes beharrlich eingetreten ist. Die meisten Blätter vertheidigen die Verfassung und bekämpfen ununterbrochen die Vorherrschaft der Kirche und des Adels. Mit fast brennendem Eifer hat die Presse zu öfterenmalen der Geistlichkeit sich entgegengeworfen. Bei einem Sturme zieht der vorsichtige Schiffer die Segel ein. Aber so hielten es nicht alle österreichischen Kirchenhirten, nicht alle zügelten sich und ihre Kleriker — zu ihrem Schaden. Das dem Adel das Wort redende „Vaterland“, „der österreichische Volksfreund“, die katholische Litteraturzeitung, das seit 1848 erscheinende „Wiener Kirchenblatt“ (Herausgeber Wiesinger), das katholische Volksblatt „Kapistran“ in Wien (seit 1867; Herausgeber ebenfalls Wiesinger), die seit 1870 monatlich in Wien ertönenden „Weckstimmen für das katholische Volk“, die beiden theologischen Vierteljahrsschriften, sowol die seit 1848 von

den Professoren der bischöflichen Diöcesan-Lehranstalt zu Linz als die seit 1862 von den wiener Domkapitularen und Dr. Wiedemann besorgte, der seit 1865 in Insbruck monatlich sich anmeldende „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" (Malfatti) und die in derselben Stadt blühenden „Monat-Rosen zu Ehren der unbefleckten Gottes-Mutter Maria" (gepflanzt und gepflegt von Perzager) vermochten so wenig, wie die allgemeinen Volksblätter, welche Bischöfe für ihren Sprengel, wie z. B. der Salzburger, unterstützten, einen Damm gegen die widrige Fluth zu bilden. Die Presse schlägt dem Katholizismus in Oesterreich tiefe Wunden.

Der Ton der wiener Zeitungsschreiber war sehr laut und sehr stark. Schonungslos gingen sie wider Persönlichkeiten los. Ausfällige, verletzende Ausdrücke fielen da häufiger als im übrigen Deutschland.

In den Hauptstädten der österreichischen Länder kamen nun viele Blättlein in Geist und Geschmack der wiener heraus. Die großen Zeitungen in Wien vervollkommneten ihre Einrichtung weiter und leisteten soviel, daß neben ihnen keine Zeitung mehr mit mäßigen Mitteln aufkommen konnte. Man wird versucht für die Staatssachen von einem Monopol der großen Blätter zu sprechen. Wo jene Nebensache waren, mochte es noch angehen. So erschienen denn auch zahlreiche Witzblätter („Kikeriki", „Floh", „Punsch", „Figaro", „Neue böse Zungen", „Bombe", „Tschau" u. a.), das „Salonblatt" und viele andere auf besondere Zwecke, hauptsächlich auf die Volkswirthschaft, ihr Absehen richtende kleine Blätter, von denen einige Fäulnißgeruch verbreiteten. Neben großen Blättern gab es in Wien auch Schmutzblättlein.

Zum ersten Range schwang sich die seit dem 1. September 1864 erscheinende „Neue freie Presse" auf, welche aus der alten Presse Zang's ausscheidend Dr. Friedländer, Etienne und Werthner gründeten. Sie sparten kein Geld, um von vielen Seiten Nachrichten zu erlangen, auf dem Schauplatze großer Ereignisse Berichterstatter zu halten, eigene Telegramme zu bekommen. Im Hofe des großen Gebäudes in der Ringstraße, in welchem die Zeitung geschrieben und gedruckt wurde, standen (ohngeachtet in der Nähe ein Standort der Droschken war) ein paar zweispännige Wa-

gen, die jeden Augenblick für die Berichterstatter und Mitarbeiter bereit waren. Wie sticht das gegen den ärmlichen Zuschnitt nord- und mitteldeutscher Zeitungen ab! An Umfang und Vielseitigkeit des Inhalts kann unter diesen nur die „Kölnische Zeitung" mit ihr wetteifern. Im Aeußeren steht demnach gegenwärtig das österreichische Zeitungswesen voran.

Den wiener Zeitungen wird man nachrühmen müssen, daß sie besorgt sind, Nachrichten in Fülle herbeizuschaffen und die verschiedensten Bedürfnisse der Leser gut und reichlich zu decken, mehr als es wol die außerösterreichischen Blätter sich angelegen sein lassen. Man wird ihnen auch eine gewisse Feinfühligkeit für Tagesfragen und jeweilige Stimmungen zusprechen können, aber ihre Schwäche in der politischen Auffassung ist zu beklagen.* Ihre Betrachtungen über Staatssachen sind sehr geläufig und ansprechend geschrieben, jedoch ihr Gedankengehalt wiegt gewöhnlich leicht. Die Sachkenntniß und die Schärfe des Denkens kommt der Form, in welcher die Gedanken dargeboten werden, nicht gleich. Wie viel ist leeres Gerede, worin der Leser überlegene Einsicht zu finden wähnt! Wohldurchdachte Aufsätze sind Seltenheiten weil das Gesichtsfeld meist zu eng umgränzt ist und in den, Fragen der hohen Politik Wenige über das Nebensächliche und den Schein hinausgelangen. So wie die wiener Schriftsteller dem Einzelnen und Besonderen sich nähern, bekommen sie gleichsam Boden unter den Füßen und gewinnen an Tüchtigkeit zusehends. Nur eben wo es das Allgemeine, wo es Grundlagen, wo es die Stellung von strengen Fragen über das eigentliche Entscheidende gilt, erwarte man nicht viel neue Belehrung. Da tappen sie häufig herum, da halten sie sich gern an Schlagwörter. Man muß demnach ihre Behandlung einheimischer und auswärtiger Fragen unterscheiden. Die inneren Bedürfnisse und Vorgänge verstehen doch Viele, und wie auch ihre Meinungen in Ansehung derselben auseinandergehen mögen, so wird gleichwol über dieselben Zutreffendes oder doch den Gesichtspunkten Gemäßes veröffent-

---

* Ich spreche über das, was mir bekannt geworden ist d. h. einen winzigen Bruchtheil der gedruckten Auslassungen. Grade was ich nicht gelesen habe, kann reife Frucht vom Baume der Erkenntniß gewesen sein.

licht, sei es auch zuweilen nicht maßvoll genug und anderemale nicht ernst genug.

Allein, wie sehr auch die wiener Publizisten oder Staatsschriftsteller sich durch einige schriftstellerische Vorzüge, durch ihren Geist, ihre Lebendigkeit, ihre bewegte Einbildung, ihren Witz vor ihren Kollegen im übrigen Deutschland hervorthun, so geht ihnen doch in der Regel der Ernst, die Schwere und Nachhaltigkeit, welche diesen eigen ist, allzusehr ab. Leichtigkeit im Auffassen und Federfertigkeit reichen noch lange nicht zu guter Staatsschriftstellerei aus. Wie viele Enten ließen die Wiener fliegen, wie viele Scheinwechsel zogen sie, damit nur etwas vorhanden sei, worüber in der Stadt hin und her gesprochen werden könne — gänzlich unnützer Weise! Mit neuen Ministerlisten wurde ganz besonders ein schwunghaftes Geschäft getrieben. War ein Ministerium schon einige Zeit im Amte, so erklärten sie es, und nach kurzen Fristen von neuem, obgleich gar nichts Wahres daran war, für erschüttert. Ein Mitarbeiter schrieb etwa in ein berliner Blatt mit der Miene eines wohl Unterrichteten: unser Ministerium wankt wieder, vermuthlich ersetzen es die Herren so und so; das druckt getreulich die wiener Zeitung, an der er wirkt, und auch manche andere nach, und nun scheint mit einemmale eine Frage da zu sein, während doch nichts vorgeht, und sie wird in der Presse und in den Gesprächen lange herumgeschleppt und damit viele Zeit vergeudet. Zeitverlust bedeutet für ein arbeitsames Volk Vermögensverlust.

Dagegen gewahren sie nichts, wo sie nachdrücklich, und sind vergeßlich, wo sie beharrlich sein sollten. Grollte wol auch die deutsche Presse eine Weile, als des Reichskanzlers Uebereilung den Ungarn fast sämmtliche Verlangen unter schwerer Belastung der deutschen Reichshälfte zugestanden hatte, so ward dies doch baldigst wieder vergessen und sie hatte keinen Aufschrei gegen die helle Thorheit, das was vom Reiche nach dem Abzug Ungarns noch übrig blieb, als ein einheitliches Ganze zu behandeln. Das Bequemste war es allerdings den Rest als den andern Halbscheid anzusehen, aber wie unklug! Der Zuschlag von Gallizien und Dalmatien zum vormaligen Bundesgebiete stellte einen Staatskörper her, der beständig auf Ungarn angewiesen ist.

Schneide der an meiner Behauptung zweifelnde Leser aus einer Nationalitätenkarte Cisleitanien aus und lege den Ausschnitt allein vor sich, was erblickt er dann? Einen verhältnißmäßig schmalen Leib mit zwei Ausladungen, der einen nach Westen, der andern nach Nordwesten gerichtet, so daß zwischen ihnen eine große Einbuchtung vorhanden ist (in die sich Baiern, jetzt ein Bestandtheil des Deutschen Reiches, lagert), — mit zwei Flügeln, von denen sich der eine, größere, nach Osten im Bogen ausbreitet, der andere nach Süden erstreckt. Welche Gestalt! Und welche Veränderung zugleich in den Grundverhältnissen der Volksvertretung, wenn in ihr, statt wie bisher Deutsche, Slawen, Magyaren und Italiener zusammen beriethen, blos Deutsche und Slawen sich einigen sollen. Nun steht im Reichstage die deutsche Mehrheit in Frage, während doch auch nach den Ereignissen von 1866 für das bisherige Bundesgebiet die slawische Führung hätte ausgeschlossen bleiben sollen, was übrigens selbstverständlich nicht etwa heißen soll, daß kein Slawe Minister werden dürfe, weil dies nicht nur gegen die Gleichberechtigung verstieße, sondern auch eine aus beschränkten Auffassungen entspringende Ungerechtigkeit wäre. Dem großen Talente und Verdienste gebürt die erste Stelle.

Aus dem römischen Reiche deutscher Nation heraus ist dieses Reich entstanden und auf dem Zusammenhange mit dem übrigen Deutschland beruht sein ferneres Bestehen. Die Gedanken fliegen rasch, die Ereignisse vollziehen sich langsam, und es verstreicht lange Zeit bis sich erfüllt, was aus den Grundverhältnissen hervorgeht, aber dieses kommt zuletzt zur Wirklichkeit. Welche politischen Schwachköpfe waren diejenigen Hauptminister, welche seit dem westfälischen Frieden die Lebensbedingung Oesterreichs so gründlich verkannt haben!

Wenn nun seit 1848 die Deutschen Oesterreichs wiederholt, immer und immer wieder von neuem, als sei die innere Kraft des Deutschtums unverwüstlich, arg benachtheiligt wurden, in Ungarn, in Gallizien, in Siebenbürgen, in Böhmen, wenn solchergestalt Oesterreichs Regierer in schwächlicher Nachgiebigkeit gegen die übertriebenen Ansprüche der anderssprachigen Stämme, denen gebürendermaßen die volle Gleichberechtigung des Ein-

zelnen eingeräumt war, den deutschen Beruf Oesterreichs im eigenen Innern verläugneten, so war der Ausschluß aus dem Deutschen Reiche in gewissem Sinne ein verdientes Schicksal, aber seltsam nicht nur, sondern fast toll war es, daß so viele deutsche Zeitungen das Preisgeben des Deutschen als Staatsklugheit (!), als „patriotisch" belobigten, anstatt ihm mit allen Kräften zu wehren.

Wohlmeinende Männer haben gegen den Widerstreit der Bestandtheile des Reiches hervorgehoben, es müsse für jeden Oesterreicher das Höchste „die österreichische Staatsidee" sein. Die wiener „Tages-Presse" und andere Blätter vertreten diesen Gedanken mit löblichem vaterländischen Eifer. Den obersten Maßstab für das Verhalten gibt jedoch weder die Nation noch der bestehende Staat, sondern, um mit dem Aufklärungszeitalter zu reden, die Humanität. Was Ausbildung der ächten Menschheit im einzelnen Menschen am meisten fördert, ist für ihn das Ersprießlichste und dieses seinerseits zu befördern ist seine vornehmste Pflicht. Kann der Slawe nach ihr mit Erfolg streben, so erleichtert dem Deutschen das gleiche Bestreben doch ohne alle Widerrede die deutsche Bildung. Würden also die Deutschen in Oesterreich vor die traurige Wahl gestellt, ob sie ihr Deutschtum oder die österreichische Staatsidee vorziehen, so werden sie diesem jene opfern; so müßten es sie als verständige Männer. So lange sollen, aber auch nur so lange können sie zum österreichischen Staate halten, als in ihm ihr deutsches Wesen nicht in seiner Entwickelung gehemmt, noch einer zurückstehenden Bildung zu Liebe in gefährlicher Weise beeinträchtigt wird. Wenn es jedoch dahin kommt, daß wohldenkende und einsichtige Männer in Wien sprechen: „jetzt ist hier die erste Frage, das Deutschtum aufrechtzuerhalten; alles Andere sinkt zur Nebensache herab", so ist auch klar, was in Aussicht steht.*

*) Die vorgedachte Aeußerung fiel 1870 von einem Manne, den ich gebeten hatte, mich über die augenblickliche Lage zu unterrichten, auf dessen Beurtheilung ich selbstverständlich großen Werth legte. Nachdem bald danach das Ministerium Hohenwart die Zügel ergriffen hatte und auf Gestaltung eines Tschechenreiches hinarbeitete, den verfassungstreuen Landtag Böhmens auflöste und die Schulen in Böhmen, selbst die alte deutsche Universität Prag noch

Von sonderlicher Einwirkung der österreichischen Ministerien auf die auswärtige Presse ließ sich nichts gewahren; hierüber

---

mehr slawisirt wurden, ja schlechtberathen der Kaiser selbst am 12. September 1871 der Palacky'schen Träumerei das Sigel aufzudrücken schien, verbreitete sich unter den Deutschen eine Stimmung der Verzweiflung. Am erbittertsten waren mit Recht die Deutschböhmen. Wer Zeitungen zu lesen versteht, der konnte nicht im Zweifel sein, daß schon längst der preußische Einfluß sich auf die österreichischen Blätter stark, manchmal maßgebend erstreckt hatte und so war es denn auch gelungen, vielen Oesterreichern höchst irrige Vorstellungen von den Zuständen Preußens in den Kopf zu treiben. Kein Wunder, daß sich unter Umständen, wie den eben geschilderten, eine österreichfeindliche Partei aufthat, die nach Preußen schielte. Allerdings sprach sie nur vom deutschen Gedanken, jedoch im Hintergrunde lauerte die Absicht des Anschlusses an das neue Deutsche Reich, war das letzte, wenn auch unausgesprochene Ziel Aufgehen in Preußen. Was an sich vollkommen berechtigt war, das Aufpflanzen des deutschen Banners, ward durch die Richtung verderblich, die auf Preußen hinwies. Erst hätte doch die Niederlage der Deutschen unwiederbringlich und die Unmöglichkeit durch eigene Kraft sich wieder aufzuhelfen unwidersprechlich ausgemacht sein müssen, bevor daran gedacht werden durfte, sich einem zu Grunde richtenden Einfluß zu entziehen. So weit war es noch lange nicht und auch alsdann wären noch mehrere Fragen erst zu beantworten gewesen, bevor man dahin als zu dem Letzten hätte gelangen können, wovon diese Partei ausging. Als die Seele solcher voreiligen Bestrebungen ward ein Reichstagsmitglied, der eifrige Deutschböhme Dr. Pickert bezeichnet. Gleichgesinnte traten zusammen, schossen Geld ein und Mitte December 1871 erschien dann in Wien „die Deutsche Zeitung". Noch war ihr Erscheinen, wie gesagt, eine Voreiligkeit und daß sie den „Bettelpreußen" zur Seite ging, grub ihr vollends das Grab.

Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) und Kaiserfeld verlangten die Streichung ihrer Namen von der Empfehlungsanzeige dieser deutschen Zeitung. Die Ersetzung des deutsch-feindlichen Ministeriums Hohenwart durch das verfassungstreue Auersperg'sche raubte ihr den Boden, diweil nun die Lage umgestaltet war. Schon bei der zweiten Einzahlung der Antheilscheine zogen sich viele zurück; die dritte wurde von den wenigsten geleistet. Preußische Unterstützung, wofern solche gewährt worden sein sollte, reichte nicht aus und obgleich die Zeitung von Unabhängigkeit stets gesprochen, traf sie der Krach von 1873 auch so, daß es zum öffentlichen Bekenntniß ihrer Leistungsunfähigkeit kam. Bei der Versammlung der Betheiligten am 1. Oktober 1873 in Wien mußte bekannt gemacht werden, daß von einer Einzahlung von 346,145 Gulden, wenn man alle Bestände und Forderungen (gewiß hoch berechnet) in Anschlag bringe, 276,948 Gulden (!) verbraucht und verloren seien („Bohemia" 1873 Nr. 239) und die Zeitung sich nicht decken könne. Verschiedene Versuche wurden gemacht, sie zu halten. Erst wollte man sie um 70000 Gulden unter Annahme eines entscheidenden Beirathes an Hrn. Sigmund Hahn, der kein Vermögen

vermochte ich auch nichts Erhebliches in Erfahrung zu bringen, vermuthlich, weil nicht viel zu sagen war. Wir wissen, daß sie schon vor dem Jahre 1866 äußerst schwach war; im September 1868 gab die Regierung sie ganz auf; nur die wenigen (ich glaube an drei Orten) angestellten Schriftsteller, welche zugleich den Auftrag hatten, die Regierung über Vorgänge und Stimmungen zu unterrichten, ließ sie nicht fallen. Andere Agenten wurden abgedankt. Zu den Curiosis gehört, daß bis dahin ein Dr. L....... gleichzeitig dem wiener und dem berliner Preßbüreau gedient hatte! Matt schleppten sich noch einige Verbindungen fort, um allmälich einzuschlafen. Man sparte Geld. In der Staatskanzlei mochten sich vertraute Schriftsteller zwischen 11 und 2 Uhr Belehrungen über den Gang der Staatssachen holen und ein paar dem Hofrath Falke beigegebene Ministerialsekretäre waren bestellt außer Berichten an die Minister über den Inhalt der Zeitungen Aufsätze, welche die österreichischen Auffassungen darlegten, in Zeitungen zu bringen. Der kürzlich um's Leben gekommene Regierungsrath Orges schrieb für die französische Presse, ein paar Andere, die noch wirken, Berichte an die Allgemeine, die kölnische und die Neue preußische Zeitung. Alles zusammen wollte herzlich wenig besagen. Stärker war allerdings die Einwirkung auf die einheimische Presse. Im Ministerium des Innern erhielten Mitarbeiter für wiener Zeitungen Nachrichten und Weisungen und einzelnen Blättern wurden vorkommendenfalls auch Geldsummen gezahlt. Im Ganzen war aber auch dieser Einfluß keineswegs maßgebend. Es gibt in Wien viele Zeitungsschreiber, die sich an die Ministerien herandrängen, ihre Dienste anbieten und um sich zu empfehlen, das Lob der jeweilig waltenden Männer freiwillig singen.

---

besaß, verkaufen. Ihr flüssiger Besitzstand deckte jedoch die Schulden nicht. Der Bankerot schien unausweichlich. Da übernahm noch J. H. Wehle, von zehn Parteifreunden unterstützt, die Weiterführung auf eigene Rechnung, und forderte am 10. December 1873 in Zuschriften wirkliche und vermeintliche Gesinnungsgenossen auf, an der Unternehmung auch fernerhin theilzunehmen, allein das Ende ist vorauszusehen.

Diese Mittheilungen habe ich, weil sie in späterer Zeit Aufmerksamkeit verdienen könnten, anfügen wollen.

In Berlin richtete man das Auge unverwandt auf Oesterreich. Nachdem der preußische Heerbann 1866 mit eisernen Geschossen die österreichischen Regimenter niedergeschmettert hatte, wurden in der Friedenszeit die Taschen der Zeitungsbesitzer und Herausgeber großer Blätter mit silbernen Kugeln siegreich beschossen. Wiener Zeitungen förderten darauf Preußens jeweilige Vorhaben. Mangelndes Verständniß der großen, so schwer richtig aufzufassenden Fragen und der 1866 zu Tage gekommene Kleinmuth machten möglich, daß angepreußte Blätter Gehör fanden und ihre Urtheile arglos hingenommen wurden. Als die im Irrgarten der Politik herumtaumelnden Minister die nächste vorliegende Aufgabe verwahrlost: nachdrücklichst auf die dem Norddeutschen Bunde nicht angehörigen südwestdeutschen Staaten einzuwirken, wäre es auch nur gewesen, damit an der Westgränze die Umfassung durch Preußen abgewendet würde — da sah die Presse gleichgültig zu, spornte die Lässigen nicht, und als Frankreich mit Preußen in Krieg gerieth und damit die Gelegenheit sich bot unter Wahrung des deutschen Reichsgebietes die Oesterreich entrissene Stellung in Deutschland zurückzugewinnen, worauf hin denn auch scharfblickende, thatkräftige Männer, in der Erkenntniß, daß daran Oesterreichs Fortbestand hänge, vorschauend gerüstet hatten — da stellten sich die großen wiener und auch ungarische Zeitungen auf Preußens Seite, wendeten sich entrüstet von „Rachegedanken" ab, winselten nach Frieden, schrien aus Leibeskräften nach völligem Gehenlassen dessen, was auswärts sich zutrüge, und gestützt auf ihr Gezeter und die von ihnen gemachte „öffentliche Meinung" schob Graf Beust die Kriegspartei bei Seite, machte rückgängig, was bereits in Vorbereitung war. So war Graf Beust im Jahre 1870 Preußens wirksamster Bundesgenosse — um bald nachher von der preußischen Presse als Feind Preußens (oder, wie man jetzt sich ausdrückt: „des deutschen Reichs") bitter angegriffen, herabgesetzt, gelästert zu werden.

Trägt ein Volk die Last eines gewaltigen Heeres, nun so muß es auch eingesetzt werden, sobald Lebensfragen ohne Anwendung von Kriegsmitteln sich nicht günstig entscheiden lassen. War 1870 das österreichische Heer unbrauchbar dazu (was ich nicht glaube) oder besaß man nicht den Muth es zu brauchen, so

wäre viel zu sparen, wenn man, statt auszuheben, sich entschlösse, von den nürnberger Spielwaarenfabrikanten funfzigtausend Schachteln bleierner Soldaten zu kaufen. Für die Friedenszeit bedarf der Staat keine große Mannschaft.

Preußische Blätter erzählten: Frankreich habe am 2. oder 3. August 1870 einem Directeur de la presse in Wien 200,000 Franken zur Verfügung gestellt, von welchem Gelde täglich die „Wehrzeitung“ 400 Franken bezogen hätte, die „Tagespresse“ 600 Franken, das „Oesterreichische Journal“ 200 Franken und noch einige Blätter, welche klug das Gehenlassen der Ereignisse tadelten. Diese Angaben sind zu bezweifeln, was ich jedoch, trotz allen Widerspruches nicht zu bezweifeln halte, ist, daß die „Neue freie Presse“ anderswoher bestochen war. Damals einer ihrer Abnehmer wurde ich dessen bald aus ihren Betrachtungen inne; zu merken war es auch daran, daß mit einemmale nationalliberale und sinnverwandte Blätter mit auffälliger Vorliebe Urtheile aus der „Neuen freien Presse“ abdruckten. In Wien stritt man in Schriftstellerkreisen darüber, ob sie 100,000 oder 200,000 Thaler empfangen habe. Neuerlich versicherte mir ein Schriftsteller, der aus Wien kam, Friedländer sei nicht der Mann gewesen, für so wenig die Neue freie Presse herzugeben; eine Million Gulden sei der Preis gewesen. Sei dem wie ihm sei, große Summen müssen damals aus Norddeutschland nach Wien und Pest geflossen sein. Das sparsame, karge Preußen konnte sein Geld nicht besser anlegen. Bei den Ungarn stand seit 1867 vorzugsweise die Entscheidung. Ungarische Blätter wurden demzufolge gekauft. Der „Volksstaat“ theilte (am 30. November 1872 Nr. 96) mit, daß der unvermögende, mit 800 Thaler Jahresgehalt angestellte Herausgeber der „Ost-Deutschen Posener Zeitung“ Dr. Paul Waldstein um 1870 nach Pest gezogen sei um, wie man sich ausdrückte, „die deutschen Interessen in der Presse zu vertreten“, und daselbst 1871 den „Ungarischen Lloyd“, das „Pester Journal“, das „Neue Pester Journal“ und viertens das „Pester Tageblatt“ angekauft habe. Sollte er der Einzige gewesen sein, der die Thätigkeit des berliner Preßbüreaus nach Ungarn hinüber pflanzte? Ein Ungar, Graf Bethlen, gab in Pest und Wien auf preußische Kosten eine „Diplomatische Wochenschrift“ heraus, die in Ungarn

zwar nicht sonderlich viel Leser fand, jedoch von den preußischen Zeitungen als Ausdruck der in Ungarn herrschenden Partei ausgebeutet wurde.

Wie um öffentliche Meinung zu machen preußischerseits verfahren wird, hat die „Demokratische Correspondenz, Organ der deutschen Volkspartei“ (Stuttgart, den 17. August 1869 Nr. 63) in einem Aufsatz „Großpreußische Künste“ bloszulegen versucht. Als im Sommer 1869 der Eindruck einer Rede Beust's in den „Delegationen“ abgeschwächt werden sollte, behauptete die besagte „Diplomatische Wochenschrift“, alle Politiker und Parteien Ungarns seien gegen Beust mit der Verpreußung Deutschlands einverstanden, und darauf hin benachrichtigte Wolff's Telegrammengeschäft Europa, wie sich Graf Bethlen ausgelassen und daß „Pester Lloyd“, „Ungarischer Lloyd“ und „Pesti naplo“, die verbreitetsten Zeitungen Ungarns, welche die Gesinnung der vornehmsten Staatsmänner und der Mehrheit der Vertreter Ungarns ausdrückten, sich ihm angeschlossen hätten. Die Verbindung des berliner Telegrafengeschäftes mit der Bethlen'schen Wochenschrift oder beider mit einem Dritten im Hintergrunde war eine so innige, daß einmal, am 15. December d. J. telegrafirt werden konnte, was die Wochenschrift zwei oder drei Tage später drucken würde.* Die „ungarische Korrespondenz“ in Pest erklärte auch später auf das bestimmteste, „daß Ungarn gegen jede Trübung der Freundschaft Oesterreichs mit Preußen nachdrücklich Einspruch erheben und niemals gemeinsame Sache mit des deutschen Reiches Feinden machen werde“, was in Berlin die „Norddeutsche Allgemeine“ abdruckte.

Abgerechnet kurze Unterbrechungen aus besonderen Rücksichten haben die Staatsschriftsteller der meisten großen Blätter Wiens, sei es durch klingende Gründe gestimmt, sei es von der Glorie der preußischen Siege berauscht, gleichviel ob sie übrigens die österreichische Verfassung vertheidigten oder gar als Demokraten gelten wollten, Preußen angepriesen, in des Fürsten Bismarck Politik das glückliche Verfolgen einer hohen sittlichen Idee gefeiert und darauf gedrückt, daß ihr Oesterreich unter allen Umständen Preußen nachgehe. Sie nahmen gar nicht in Betracht, daß in Folge der von ihnen geforderten Neutralität an Oesterreichs Westgränze der Hoch-

* Demokratische Correspondenz. Stuttgart 1869 Nr. 99.

gebietende in Berlin Nachbar wurde. Sie trugen, soweit dies in Wien möglich ist, dazu bei, die Freiheitsmänner im Deutschen Reiche niederzuhalten. Sie ergossen die Schale ihres Zornes wie über die Widerstandspartei im deutschen Reichstage (die „Centrumsfraction") so über den General Lamarmora. Fast jubelnd begrüßten sie die neuen Forderungen für das Heerwesen im Deutschen Reiche: der österreichische Kriegsminister aber hat einen gar harten Stand, wenn **er** Bewilligungen verlangt. Wien ist auch Sitz einer Filiale des berliner Preßbüreaus, deren Leitung gegenwärtig Herr Arthur Levysohn hat, derselbe, welcher, als die Preußen vor Paris standen, die versailler Zeitung schrieb und nun zu den Herausgebern des „Neuen Tagblatts", des in Wien selbst derzeit vielleicht gelesensten, gehört. Diese Filiale versorgt mit Berichten aus Oesterreich den Schwäbischen Merkur, das Frankfurter Journal, die Schlesische Presse, die Vossische Zeitung u. a.

So lange österreichische und ungarische Zeitungsbesitzer und Zeitungsschreiber es nicht wider ihre Ehre halten, über vaterländische Belange nach den Wünschen Auswärtiger zu urtheilen und Geld zu nehmen, wo sie es finden, so lange wird ein Preuße die österreichische Presse gängeln und wo je Oesterreichs Staatsrücksichten eine Haltung gebieten könnten, deren Spitze Preußen träfe, wird diese Presse entscheidendes Handeln abwenden oder lähmen.

Ebenso wirkt Ungarn auf die Beschlußfassungen in Wien. Dies ist so offenkundig, daß ohne Anstand zu nehmen in den Verhandlungen der ungarischen Landtafel 1873 Thomas Pechy den Minister Szlavy zur Rede stellte, warum nicht ein Theil des „Dispositionsfonds" dazu verwendet werde, wiener Blätter zu Gunsten Ungarns umzustimmen — als ob gar nicht für Unterbringung solcher Aufsätze gesorgt worden wäre, welche für Ungarn gegen das übrige Oesterreich Partei nehmen. Der Minister versicherte, er verwende den Dispositionsfond nicht für Preßzwecke und das Haus lachte laut zu seiner Versicherung.

Orges schrieb mir: „ich weiß bestimmt, daß Aegypten und die Pforte einzelne Journale für politische Korrespondenzen bestechen."

Wie lächerlich, daß österreichische hohe Beamte sich einbildeten und versicherten, die österreichische Macht flöße Furcht ein! Wüßten

sie nur, wie über Oesterreichs Stärke auswärts geurtheilt wird! Man unterschätzt sie sogar sehr. Wurde Nationalliberalen vorgeworfen, daß mit durch ihr Verschulden Deutschland zerrissen worden sei, so antworteten sie: „Vorläufig, weil es einmal nicht anders ging, um zur Einheit zu gelangen. Eines nach dem andern! Deutschösterreich nehmen wir noch.“ Sie wissen recht gut, wie sehr es in Oesterreich an dem festen Willen, der alle Kraft einsetzt, gebricht und daß, was die eigene Schwächlichkeit des Sinnes verschuldete, nachher entschuldigt zu werden pflegt mit dem „überwältigenden Gange der Ereignisse.“ Der Schwächere folgt dem Stärkeren unwillkürlich. Mangel an Vaterlandsliebe ist ein Hauptschaden Oesterreichs. Erklärlich ist er wol aus alledem, was sich in Oesterreich zugetragen hat, und die Sünden der Väter büßen Söhne und Enkel. Was die Preußen zu viel, nämlich in einer die Gerechtigkeit gegen Andere verletzenden Weise, haben, davon haben die heutigen Oesterreicher zu wenig. Dann aber haben auch (was ich wiederhole, weil es stark zu betonen ist) die an der Spitze stehenden Männer nicht verstanden, einen selbstständigen öffentlichen Geist zu erzeugen. Den Zeitungen war es demnach ganz überlassen, die Richtung zu geben und die Gemüther zu stimmen, und durch ihr Treiben ist es dahin gekommen, daß Berlin, zu dem sie aufzublicken lehrten, den Ton an der Donau angab und eitel Nachbeterei um sich griff.

Noch Widrigeres muß gesagt werden. Die Zahl derer, die eine feste Ueberzeugung haben und geltend machen, ist nicht beträchtlich. Wie viele besitzen eine eigene Meinung? Trotz Charakterlosigkeit vermögen Zeitungsschreiber Einfluß zu gewinnen, weil sie ihre Betrachtungen zu unterschreiben nicht nöthig haben. Wer sich den veränderlichen Strömungen der Tagesmeinung stets anpaßt, wird auch jederzeit von ihnen getragen und schwimmt oben. Es ist ein wiener Tagesschriftsteller, der schreibt*: „einen charakterfesten Mann kann man nicht brauchen, einen Mann, der nur für die Wahrheit ficht, kann man heute in keiner wiener Redaktion verwenden. Uneigennützigkeit ist Sanskrit für einen

* Wiener Schriftsteller und Journalisten. Typen und Silhouetten von Don Spavento (A. Mels?). Wien 1874.

Journalisten" — ich füge hinzu: bis auf die Ausnahmen, deren es gewiß noch zahlreiche gibt.

Ihr Talent dient folglich ihrem Vortheil und geschäftlichen Sinn besitzen die meisten wiener Zeitungsschreiber. Wenn, von Zang gar nicht zu reden, Herr Moritz Szeps, der wenig mehr als seine Feder sein eigen nannte, binnen 8 Jahren sich zum Millionär emporschwang und mit seinem erwähnten „Neuen Wiener Tagblatt" zugleich zu einer beachtenswerthen Macht in Wien erhob, so war ein Vorbild gegeben, dem sich nacheifern ließ. Wollte man ebenso gedeihen, dann mußte man freilich in allem den Erfolg vor Augen haben, sich ganz und gar dem Geschmack der Lesewelt anpassen und, wenn es vortheilhaft dünkte, auch ohne Bedenken dem Verwerflichen das Wort reden. Der Verkauf der Blätter an die Abnehmer sowie die Zahlung von dem Blatte für das ihm gelieferte Schriftstück warf bei weitem nicht so viel ab, als wenn man sich bezahlen ließ dafür — daß man nach den Wünschen Anderer die Zeitung richtete und in sie schrieb. Geld warf man dabei zusammen, aber es wurden auch aus Gold Fesseln für die Presse geschmiedet und sie fing an, unheilvoll zu wirken. „Mehrere große wiener Zeitungen", sagt die „Allgemeine Illustrirte Industrie- und Kunst-Zeitung", „haben unermüdlich am Verderben Oesterreichs gearbeitet. Eine Pest hätte in Oesterreich nicht größeres Unheil anrichten, kein Krieg hätte mehr Opfer kosten können, als der österreichischen Presse, speziell aber der wiener, heute zur Last gelegt werden müssen." Die Presse heilt nicht die Wunden, die sie schlägt, oder erst sehr spät und dann auch nur mit großen Opfern und Mühen.

An Beschönigungen für's Geldmachen fehlt es nicht. Erinnere man sich aber, daß es nur eine grade Linie gibt, der krummen jedoch viele.

Das noch Schlimmere in Oesterreich war, daß die Feilheit seiner Schriftsteller offenkundig wurde, ohne daß man sich darüber entsetzte. Ehre und Gewissen betrachteten sehr viele fast wie Vorurtheile beschränkter Köpfe, indem sie es in der Ordnung fanden, Geld zu nehmen, sobald man es bekommen konnte.

Man trug keine Scheu. In der Schrift „die Corruption in Oesterreich" (Zweite Auflage, Leipzig 1872 S. 23) steht zu lesen, daß Dr. Friedländer von der „Neuen freien Presse", dessen

Leiche nicht lange danach (er starb am 20. April 1872) österreichische Minister zur Beerdigungsstätte begleiteten, zur Deckung eines von ihm an eine Bank zu bezahlenden Betrages 1870 die Anweisung einer andern Bank auf fünftausend Gulden für eine näher bezeichnete „journalistische Leistung" zugestellt habe, und daß der Schein angenommen worden sei. Auch Berlin, München und andere große Plätze sind von diesem Krebse angefressen, aber so arg wie in Wien war es nirgends.

Sehr häufig soll es vorgekommen sein, daß große Zeitungen ihr Eintreten für gewisse Zwecke auf eine bestimmte Frist verkauften, und man sagte der eignen Regierung nach, daß selbst sie dieses Mittel nicht verschmähe. Wie viele zehntausend Gulden sie in einem Falle verabreicht haben solle, wurde auch in engeren Kreisen angegeben.

Wien wurde zu einem Platze ärgsten Mißbrauchs der Presse. Welcher hervorragende Mann im öffentlichen Leben vom Drucke der herrschenden Meinung Schaden erleiden konnte, auf den warfen Zeitungsbesitzer und Zeitungsschreiber die Augen und sahen zu, ob sie ihn sich tributpflichtig machen könnten. Ihr Wüthen gegen den Grafen Hohenwart und gegen Schäffle verursachte sicherlich nicht blos die verkehrte Politik dieser Minister, sondern auch der Umstand, daß diese, als ehrliche Männer vom reinsten Willen, sich nicht abfinden mochten.

Großen Gewinn verhieß die Ausbeutung des Verkehrslebens. Auf dieses stürzten sich daher die verderbten Leute der wiener Presse. „Die Unternehmer brauchen uns; niemand kann uns zumuthen, daß wir uns umsonst zur Verfügung stellen": so rechtfertigten sie ihre Handlungsweise; an den Beruf des Zeitungsschreibers dachten sie nicht. Die theuren Reclamen, etwa im „Hans Jörgel", der zum Tone des niederen Volkes herabsteigt, würden nach allem früher Auseinandergesetzten keine besondere Hervorhebung rechtfertigen, aber eine neue Erscheinung war die systematische Erpressung, die gegen große Unternehmungen, Eisenbahnen, Banken u. dgl. in Schwang kam. In Pest ging es bald ebenso her wie in der andern Hauptstadt an der Donau.

Die Finanzwelt blutete. Mit Anpreisung geködert oder mit Angriffen bedroht verstand sie sich, gemäß den kaufmännischen

Ansichten, leicht zur Bestechung, zu Schweigegeldern und Lohn für Unterstützung. Sie nannte dies „die Presse gewinnen.“ Es kostete freilich bedeutende Summen. Die Zeitungsmänner waren es, welche forderten, falls ihnen nicht sogleich entgegengekommen wurde.

Zwei Arten der Erpressung seitens der großen Blätter wurden gewöhnlich. Die eine bestand darin, daß nicht nur einzurükkenden Anzeigen unmäßig bezahlt werden mußten, sondern daß solche erzwungen wurden. Blieb eine erwartete Anzeige aus, so schickte der Eigentümer des Blattes seinen „Inseratenagenten“ an den betreffenden Kaufmann oder Vorsteher einer geschäftlichen Unternehmung, um wegen des Abdrucks einer solchen anzufragen, und wie höflich der Beauftragte sich äußere, jener versteht, daß, falls er sich weigert, die Zeitung ihn und sein Geschäft im günstigen Falle todschweigen, wahrscheinlicher herunterreißen wird und ihm sehr schaden. Er zahlt. Die Zeitungsbesitzer verfuhren auch wol rücksichtsloser und sendeten blos einen Brief ab: „Ihr Inserat über . . . ist uns unbegreiflicher Weise nicht zugegangen. Wir wollen nicht hoffen, daß Sie uns absichtlich übergangen haben und erwarten den Insertionsauftrag noch heute.“ Oder sie machten noch weniger Umstände und druckten die Anzeige ohne Anfrage nach. Eine Eisenbahnverwaltung gab vielleicht aus Sparsamkeit eine Bekanntmachung, einen Fahrplan, einen Rechnungsabschluß nur in 2 oder 3 Blätter, erblickt ihr Eingesandt aber sogleich in 10—20 Zeitungen und am folgenden Tage kommt der hinkende Bote, die Rechnung von allen diesen. Wollte sie Unbestelltes nicht gelten lassen, so würde Rache geübt werden und sie sähe sich verfolgt.

Diese Brandschatzung wäre noch das geringste. Die Zeitungsbesitzer begehrten aber für ihre „Unterstützung“ außerordentliche Zahlungen. Sich ihnen entziehen, hätte geheißen Anfeindung bis zum Ruin hervorrufen. Widerspenstig durfte man nicht sein. Es galt schon als eine Gunst, wenn eine Zeitung sich willkürlicher, wiederkehrender Taxirung d. h. Plünderung begab und zu einem Pauschale für ihre Beihülfe auf eine gewisse Zeit verstand. Von der Höhe dieser Beträge hat man außerhalb Oesterreichs keine Vorstellung. Von einem wohlkundigen Gewährsmanne wurde mir

mitgetheilt, daß vor dem Krache an einer halben Million Gulden nicht viel gefehlt habe, welche jährlich die wiener Eisenbahnverwaltungen zusammen für Anzeigen u. s. w. an die wiener Presse abzuführen gehabt hätten, und daß nach dem Krache die Zahlungen sich immer noch auf mehrere hunderttausend Gulden belaufen. Die Ertheilung von Freikarten für österreichische Eisenbahnen an die Zeitungsschreiber und ihre Angehörigen ist daneben etwas so Untergeordnetes, daß ich dessen gar nicht gedenken würde, wenn es den Leser nicht vielleicht interessirte zu erfahren, daß die Mitarbeiter an großen Zeitungen das Billet erster Klasse, die von mittleren und kleinen Blättern Freikarten zweiter Klasse erhalten.

Eine wahre Fundgrube für die Zeitungsbesitzer waren Neugründungen großer Unternehmungen und ebendeshalb darf man wol mit Fug den Ausspruch thun, daß der Gründungsschwindel und das wiener Zeitungswesen ein fast untrennbares Ganzes bildeten. Sie genossen nämlich eine Mitbetheiligung am Gewinn und zwar ohne bei den möglichen Nachtheilen des Fehlschlagens verhaftet zu sein. Sollte es zu Ausgabe neuer Aktien kommen, schrieb ihnen einer der Unternehmer, man habe sich die Ehre gegeben, sie mit einer Anzahl Aktien ohne Risiko und mit Entbindung von der vorgeschriebenen Einzahlung zu „betheiligen". Daraufhin Empfehlung des neuen Geschäftes, gleichviel wie es beschaffen war. Der Zeitungsherr gibt sich nun alle mögliche Mühe den Werth dieser Aktien auf der Börse in die Höhe zu schrauben, um, sobald dies gelungen, Auftrag zu ertheilen: „Verkaufen Sie und schicken Sie den Gewinn baar ein". Bei 50,000 Gulden, ja in die Hunderttausende haben dann die Spekulanten an die Vertreter der Presse ausgezahlt. Es hat sich auch begeben, daß diese sauberen Gesellen sagten: wir wollen Euere Aktien nicht, zahlt uns lieber gleich eine runde Summe, so und so viel Zehntausende, und wir verpflichten uns Euch in den nächsten drei Jahren zur Seite zu stehen, Euer Unternehmen in keiner Weise zu tadeln u. s. w.

Aber nun nahten sich auch einzelne gewichtige Mitarbeiter und fragten: wo bleiben wir? — und man räumte ihnen ebenfalls eine kleinere Mitbetheiligung ein.

Was soll man gar sagen, wenn man vernimmt, Einige hätten sich so gut auf diese journalistische Beutelschneiderei verstanden, daß sie eine Weile nach eingesacktem Gewinne auf das bisher anempfohlene Unternehmen zu schelten begannen, um durch nochmalige „Betheiligung" zum Schweigen gebracht zu werden! Namhafte Gewerbsleute, Künstler mußten auch heran. Schamloses Treiben! Fortgesetztes Täuschen und Betrügen der Leser. Denn wozu verkauften sich diese Erpresser? Um zur Ausbeutung des Volkes zu helfen.

Fälle wurden mir mitgetheilt, die ich nicht wiederhole. Beweisen könnte ich ja doch nichts. Würde jedoch so viel erzählt worden sein, wenn schlechterdings nichts der Art vorgekommen wäre? Einzelne Fälle sind öffentlich beglaubigt. In den Verhandlungen des gegen Placht geführten Prozesses kam zu Tage, daß dieser in einem Jahre an verschiedene wiener Blätter für Reclamen und Inserate 155,000 Gulden ausgezahlt hatte. Den Umfang der Summen, welche neue Unternehmungen bei Ausgabe ihrer Aktien an die Presse in der Form von „Betheiligungen" entrichtet haben, kennen wir von der 1871 in Wien gegründeten „Raten- und Rentenbank". Diese „betheiligte" 29 einzelne Personen, welche vermuthlich bloße Zeitungsschreiber waren, mit Geschenken, die von 750 bis 100 Gulden herabgingen, und höher vierundfünfzig Besitzer von Blättern Wiens und Ungarns. Die großen („Presse" und „Neue freie Presse", „Tagblatt") empfingen drittehalbtausend Gulden, das „Fremdenblatt" 1500, vier andere bedeutende 1200, „Neues Fremdenblatt" bekam nur 700, sechs wiener Blätter und ein pester mußten mit 500 Gulden vorlieb nehmen, vier (die Henop'sche „Geschäftszeitung" und das Witzblatt „Floh", der „Ungarische Lloyd" und der „Ungarische Aktionär") mit 400, „Reporter" bekam 300, die übrigen (die Witzblätter nicht vergessen) wurden mit 250 bis 50 Gulden abgefunden. Der frankfurter (!) „Aktionär" strich überdies 500 Gulden ein. Im Ganzen betrug die Spende 33285 Gulden. Die „Oesterreichische finanzielle Revue" theilte mit und erbot sich zum Erweise vor Gericht, daß die „Anglobank", als sie die schwindelhaften „Türkenloose" ausgab, um für sie Meinung zu machen, dreiundsiebzig wiener Blättern Schweige- oder Empfehlungsgeld gezahlt habe, als dem „Tagblatt" 32000 Gulden, den beiden

„Pressen" je 25000, der „Vorstadt-Zeitung" 16000, der „Montagsrevue" und dem „Fremdenblatt" je 12000, der „Tagespresse" 10000 Gulden, bis zu der „Deutschen Zeitung", die sich mit 800 Gulden genügen lassen mußte.

Wir erinnern uns, daß die „Neue freie Presse", die, wie sie es verdiente, schnell viele Abnehmer fand, am Anfang des Jahres 1867 ungefähr achtzehntehalbtausend, am Anfang des Jahres 1872 gegen 30,000 zählte, mit dem Erlöse von ihrem Vertrieb die Kosten nicht decken konnte. Wenn eine mir gemachte Mittheilung wahr ist, so betrug der Ausfall im Jahre 1868, wo sie ungefähr 24,000 Abnehmer hatte, 73,000 Gulden. Ihre Rechnung stellte sich indeß anders durch die Einnahmen von dem Anzeigetheil, den Reclamen und geheimen Zuwendungen. Diese zusammen übertrugen nicht nur den Ausfall, sondern ließen einen Ueberschuß, von dem jeder der drei Besitzer 30 oder 40,000 Gulden für seinen Haushalt bezog und dann noch ein solcher Rest blieb, daß zur Erbauung eines eigenen Hauses auf der Ringstraße geschritten werden konnte. Wer Wien sah, weiß, daß die Häuser der Ringstraße Palläste sind, die schwerlich unter einer halben Million Gulden kosten. Die „Ost-Deutsche Post", die es der Schule Zang's nicht gleichthat, vermochte nicht, sich zu erhalten.

Zwei demokratische Großdeutsche, ein Preuße und ein Hesse, Frese und Trabert, Publizisten ersten Ranges, welche die äußere Lage Oesterreichs richtiger als alle einheimischen Blätter beurtheilten, hatten im Sommer 1870 eine kleine Zeitung, das „Oesterreichische Journal" aufgethan, welche sie nach einem Jahre eingehen lassen mußten. Von ihren Lesern am 1. November 1871 Abschied nehmend sagten sie: „Als wir es unternahmen hier zu wirken, machten wir uns zur Bedingung: wir bedürfen einen Quadratschuh reinen Boden. Dies kleine Blatt sollte der Quadratschuh sein und ist es bis an's Ende gewesen. Der Leser glaubt nicht, wie theuer der Quadratschuh reiner Boden hier in Wien ist. Wir haben die Ueberzeugung gewonnen: eine ehrliche Zeitung, die nicht raubt, ist hier — wenn überhaupt — nur möglich mit so ungeheuern Mitteln, daß das Risico in gar keinem Verhältniß steht zu dem schließlichen Ertrag. Wer so enorme Mittel nicht hat, der kommt nicht durch

oder er verfällt der Räuberei. Alle Welt weiß davon, die Finanzwelt hat sich darein ergeben, das Publikum kümmert sich nicht darum. Die Korruption wird bleiben, bis die Staatsmacht dreinfährt."

In einem Garten, in welchem das Unkraut nicht ausgejätet wird, wuchert es üppig und überzieht zuletzt den ganzen Boden. Das Unwesen wurde ärger. Nachdem schon manche bloße Mitarbeiter in die Fußstapfen der Eigentümer und Herausgeber getreten waren, verdroß es untergeordnete Zeitungsschreiber, daß sie wegen ihrer niedrigeren Stellung übergangen worden waren, und in dem heißen Wunsche bestochen zu werden, gingen sie darauf aus, solche, welche sie bestechen könnten, zum Bestechen zu zwingen. Menschen ohne alle schriftstellerische Befähigung, selbst ohne Universitätsbildung, gründeten kleine Blättlein in der Absicht, Erpressungswerkzeuge gegen Personen, welche gut zahlen konnten, in die Hände zu bekommen. Diese Schmarotzer der Presse schnappten nach fetten Bissen oder mindestens nach Brocken, die für sie abfallen sollten, und da ihre Blättlein als gar zu bedeutungslos angesehen wurden, gingen mehrere von ihnen eine Genossenschaft ein, um Zahlungen oder Abfindungen den Banken und Gründern abzudrängen: ihre Menge sollte wuchten.

Das Uebel fraß weiter. Wo sich im Guten keine Beute erschnorren ließ, versuchte dies Gewürm sie im Bösen zu ertrotzen. In erster Reihe trachteten die Lungerer große gewerbliche Unternehmungen zu umschlingen, aber damit sich nicht begnügend stellten sie Privatleuten Verunglimpfungen in Aussicht und forderten einen Kaufpreis für deren Nichtveröffentlichung. Sie stellten die Skandalsucht des vornehmen und niedern Pöbels in Rechnung. Auf daß die Razzia gegen Banken und Bahnen nachdrücklicher werde, gingen sie ihren Vorstehern an die Ehre. Wer sich nicht gutwillig plündern ließ, mußte sich gefaßt machen, daß seine persönlichen Schwächen und seine Familienverhältnisse auf die hämischste Weise entstellt vor die Oeffentlichkeit gezerrt wurden. Wirkliche Vorfälle, die in jeder guten Familie sich zutragen können, aber auf dem Markte nicht ausgeschrieen werden, drohten sie in die Oeffentlichkeit in böser Fassung zu tragen und hatten sie nichts erlauern können, so erlogen sie frech.

Im Bürstenabzug legt der journalistische Schnapphanski einen schlimmen Aufsatz gegen ein Geschäft oder eine Person an der Stelle vor, welche getroffen werden soll. Er kommt um einen Freundschaftsdienst zu leisten; der Aufsatz rühre von einem Mitarbeiter her, auf den Rücksicht genommen werden müsse, aber er wolle den Streich noch bei Zeiten abwenden und bei dem Verfasser vermitteln; vielleicht lasse sich derselbe durch ein Stück Geld bewegen, ihn zurückzuziehen. Der Verfasser ist natürlich der Sprechende selber. Dies war noch zartes Auftreten und dieses wird schon Zang zum Vorwurf gemacht, der zuerst die Börsenwelt geschröpft, der sich für Unterdrückung von Aufsätzen habe Wechsel ausstellen lassen, der aber vielleicht der allgemeine Sündenbock geworden ist. Hatte man mit einem festen Manne zu thun, so wurde nicht so zart zu Werke gegangen. Ohne vorgängige Verwarnung brachte das Giftblatt unter der Ueberschrift „Redaktionsbriefkasten" eine ihm vorgeblich zugegangene Warnung vor dem auf's Korn genommenen Geschäft zum Vorschein oder benachrichtigte in seinen Spalten seine Leser, daß sie in der nächsten Nummer entsetzliche Dinge über eine gewisse Unternehmung finden würden. Verstand diese den zarten Wink mit der Faust und fand sich ab, so blieb die Anklage aus; vielleicht prangte gar fettes Lob an ihrer Stelle.

Wer hätte nicht erfahren, daß von Verläumdungen immer etwas hängen bleibt? daß die Betretung des Rechtsweges allemal mißlich ist? Wie schwer fällt gewöhnlich die Führung eines strengen Beweises! Und erlangt der Kläger ein schönes Erkenntniß, so sind vorher durch die Gerichtsverhandlung die Lästerreden erst recht in den Mund der Menschen gebracht worden und der Name des Klägers ist in den Blättern herumgeschleift. Wird die eifersüchtige Frau dem Erkenntniß glauben? Es reicht schon eine zweideutige Bemerkung über das Benehmen der Tochter auf einem Balle hin, ihr auf lange Zeit einen Schandfleck anzuhängen, der vielleicht einen Bewerber von ihr verscheucht. Man krümmte sich und zog den Beutel.

Unter Berufung auf den „Wanderer" vom 20. Oktober 1870 theilt „das Ausland" Folgendes mit: „Um verwundbare Seiten der Gepreßten zu finden, umzingelt jene Sorte Presse die größeren Insti-

tute mit einer förmlichen Spionieriekette. Unter den erfindungsreichsten Vorwänden werden Besuche da und dort erstattet, um etwas vielleicht Verwerthbares zu erspähen. Es gibt Blätter, welche unter den Beamten gewisser Institute förmliche Privatdetectives sich halten, um hinter die Kulissen verwaltungsräthlicher Geheimnisse blicken zu können." Der Revolverjournalist (ward mir geschrieben) paßt auf, ob ein verheiratheter Mann mit einem leichtfertigen Fräulein einige Worte wechselt oder eine ehrbare Frau in eine Begegnung geräth, die sich mit Zuthaten der Einbildung als eine verdächtige darstellen läßt.

Der Leiter einer Bahn hatte im Bewußtsein der Makellosigkeit mehrere Schröpfungsversuche zurückgewiesen: da geht eines Tages den Beamteten dieser Bahn massenhaft, unentgeltlich die Nummer eines Blattes zu, in welchem eine vermuthlich erfundene, höchst schmutzige Mätressengeschichte über ihren Vorgesetzten angefangen und Fortsetzung angezeigt ist. Der Betroffene zahlte. Da läßt z. B. der Eigentümer und Herausgeber der „Wochenpresse" unter der Ueberschrift: Chronique scandaleuse allerhand üble Dinge über eine Schauspielerin des Theaters an der Wien und über deren Angehörige drucken und nachdem sein Blatt verbreitet ist, läßt er durch verschiedene Personen zu ihrer Kenntniß bringen, er gedenke dabei nicht stehen zu bleiben. Ihr bestürzter Vater eilt bittend zu ihm und nachdem der 300 Gulden erlegt hat, verpflichtet sich der würdige Vertreter der Presse nichts mehr gegen dies Mädchen und ihre Familie zu schreiben.

Wähne man nicht, blos schaale Witzblätter hätten sich derartig vergangen. Die „Adelszeitung" machte es auch so, denn solches Gebahren fing an einzureißen. Ihr Eigentümer und Herausgeber, ein Edelmann und, was mehr sagen will, ein Rechtsgelehrter, schickte dem Vorsteher der Westbahn einen ihn schwer antastenden Aufsatz im Bürstenabzuge und verstand sich, ihn zu unterdrücken und durch einen günstig lautenden zu ersetzen, nachdem er 150 Gulden eingestrichen und eine Freikarte zur Fahrt auf der Westbahn erhalten hatte.

Wer nicht viel besaß, der war allerdings sicher vor dieser modernen Räuberei im Geschmacke der Jetztzeit.

„Mehr als ein zerrüttetes Familienglück (sagt der Verfasser des erwähnten Aufsatzes im „Ausland") [v. Hellwald?], mehr als eine zerstörte Existenz hat dieses cynische Enthüllen oft durchaus privater Vorkommnisse schon auf dem Gewissen. Es genügt, daß irgend eine Unüberlegtheit, irgend eine Privatrancüne einen Namen auf die Oberfläche geworfen hat, um ihn sofort malitiös zu zerfasern und nach dem Sprüchworte, wie der Schelm ist, so denkt er, gründlich schlecht zu machen. Auch bei dieser „„Causerie"" hat das endliche Schweigen seinen Marktpreis, sowie manch' einer seine klingenden Gründe zugezählt erhalten hat, um Den oder Jenen gründlich anzuschwärzen und zu verläumden. Es ist einfach oft das Banditentum statt mit dem erkauften Stilet mit der gedungenen Feder aus dem tückischen Hinterhalt feiger Anonymität mordend."

In Wien, wo die Presse zu einem Höhestande in äußerer Beziehung gediehen war, wie noch nirgends in Deutschland, erhob sich auch das schriftstellerische Freibeutertum. Es kam wol auch anderswo zum Vorschein (so ward z. B. in Berlin Holländer's Blatt „Der Börsenwächter", gemeinhin der Nachtwächter genannt, desselben Verhaltens bezichtigt) und einzelne Strauchritter von der Feder sind hie und da, auch in Leipzig, aufgetaucht, allein was in Wien beinahe zur Gewohnheit geworden war, beschränkte sich in anderen Plätzen erst auf Ausnahmsfälle. Wie anders beschaffen war der Auswuchs der Presse in Berlin und in Wien! Dort machte ein politischer Gedanke die Zeitungsschreiber dienstbar und verdarb sie; hier gingen die Einzelnen auf Geldschneiderei, auf Bereicherung aus. Wir werden weiterhin sehen, daß die große Tagespresse Wiens gradezu von den Mächten der wiener Börse abhängig werden sollte, um als ihr Werkzeug zu arbeiten.

Zwei Nichtösterreicher waren es, welche an den alten Ueberlieferungen der Ehrenhaftigkeit festhaltend in Wien voll Entrüstung gegen das eingerissene Schandtreiben in die Schranken traten, die Männer des „Oesterreichischen Journals" Frese und Trabert. Sie donnerten gegen den Mißbrauch der Presse. Ihr Auftreten drängte verschiedenen großen Blättern in Wien, die nicht wollten, daß man sie für mitbetroffen halte, Ausfälle gegen die „Corrup-

tion" ab, Ausfälle, die weniger gegen die Käuflichkeit der Haltung — denn wie viele waren nicht käuflich? — als gegen die Erpressungsversuche gerichtet waren. Jene beiden Vorkämpfer, auf welche, weil ihr Blatt klein war, die Inhaber der großen Zeitungen in kindischem Dünkel von ihrer eingebildeten Höhe herabschauten, schlugen am 10. März 1871 dem Ministerium vor, „solche Praktiken als Défraude strafbar zu machen mit dem vierfachen Betrag; den sollen zahlen sowol die Bestochenen als ihre Herren und zwar nicht aus der Gesellschaftskasse d. h. aus dem Säckel der Aktionäre, sondern höchstselbst aus eigener Tasche, und wer solcher Praktiken einmal überführt ist, der soll gerichtlich für unfähig erklärt werden, je wieder Direktor oder Verwaltungsrath zu sein, und die Ueberführung werde erleichtert dadurch, daß ihre Bücher eventuell gegen sie selbst zeugen, wofern sie nicht nachweisen, daß jeder gebuchte Kreuzer wirklich seine ehrliche Verwendung gefunden hat." — Das ging nun wol nicht an. Sie tauften diese wiener Schandblätter Revolverpresse und der Name ist geblieben. Er ward ergänzt, indem im Abgeordnetenhause ein Volksvertreter in Bezug auf die großen Zeitungen von der „Kanonenpresse" sprach. Frese und Trabert ermahnten die Oesterreicher sich nicht einschüchtern zu lassen, schlechte Ansinnen sogleich bekannt zu machen und die Beutelschneider vor den Richter zu schleppen.

Nunmehr faßten sich die Vorsteher der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, von Eichler und von Jacobi das Herz, nachdem ein Herr von Zerboni sie mit dem Erscheinen einer sehr scharfen Flugschrift, welche „riesige Sensation" machen werde, bedroht hatte, davon am 22. Mai 1871 aller Welt Kunde zu geben mit der Erklärung, sie würden in Zukunft jeden gegen sie gerichteten Erpressungsversuch zur öffentlichen Kenntniß bringen, und als darauf der vorhin erwähnte Besitzer der „Adelszeitung" ein angeblich bei ihm eingegangenes ehrverletzendes Schreiben dem gedachten Hofrath Eichler brachte, mit dem Verheißen von demselben keinen Gebrauch zu machen, wofern Eichler 100 Gulden zahle und in der Eigenschaft eines „Mitbegründers" der Adelszeitung jährlich 100 Gulden zu ihrer Unterstützung beitragen wolle, wendete sich Eichler an den Gerichtshof, der (im Juni 1871) solches

Vorgehen mit vier Monaten schweren Kerkers bestraft hat. Das gute Beispiel fand Nachfolge. Die Vorstände der Franz-Josefs-Bahn zogen noch 1871 die Leiter des „Floh" auf die Anklagebank. Sein Herausgeber wurde zu 2, sein Besitzer zu 4 Monaten Haft verurtheilt. Eine Frau Rath verklagte 1872 einen Schriftsteller, weil er sein Versprechen nicht gehalten hatte, keine ehrverletzenden Aufsätze gegen sie und ihre Familie zu schreiben, nachdem er vorher mit der Drohung, einen Roman, in dem sie und ihre Verwandten an den Pranger gestellt werden sollten, zu veröffentlichen, ihr 430 Gulden abgepreßt hatte. Diesen Uebelthäter bedachte der Gerichtshof am 9. August 1873 mit zehn Monaten schweren Kerkers. „Das Landesgericht hat — so stand damals in einem wiener Blatte zu lesen — hierüber seine eigenen Ansichten."

In ihrer Entartung waren die wiener Blätter vorzüglich dazu angethan, der Beschwindelung des Volkes und den von gewissenlosen Menschen ausgehenden „Gründungen" großer Geschäfte den Weg zu bahnen. Sie leisteten dem tollen Treiben, welches 1870 losging und so viele Ersparnisse der fleißigen Bevölkerung in die Taschen nichtsnutziger Börsengrößen lockte, gewaltigen Vorschub, anstatt es im Keim zu ersticken. Freiherr Franz von Sommaruga, einst des deutschen Parlamentes Mitglied, damals Sektionschef im Finanzministerium, genauer Kenner des finanziellen Schwindels, gründete, um ihm zu wehren, den „Oekonomist. Volkswirthschaftliche Presse" und bestellte zu dessen Herausgabe den Ostpreußen Dr. Sommerfeld. Dieses Blatt lag im Felde gegen die Gründerei. Graf Beust klagte im Sommer 1871 Sommerfeld an und Sommerfeld wurde verurtheilt, in den Verhandlungen aber wurde letzterem bezeugt, daß er für Anzeigen keine hohen Preise genommen, betrügerische wie „Schwindsucht ist heilbar" ganz abgewiesen habe und daß ihm (so beeidigte der Geschäftsführer des Blattes) von keiner Seite auch nur ein rother Kreuzer zugegangen sei.

Es gab auch noch gar manchen Ehrenmann unter den österreichischen Schriftstellern, welchem das abscheuliche Getreibe, unter dem sogar ihr eigener Ruf litt, ein Gräuel war. Hocherfreulich ist es, daß der wiener Schriftstellerverein „Concordia", dessen gegenwär-

tiger Vorsitzer Wilhelm Wiener, der Herausgeber des „Neuen Fremdenblattes" ist, sich in's Zeug legte und im Jahre 1873 einen Ausschuß (Kuranda u. a.) niedersetzte, welcher Vorschläge ihm unterbreiten soll, wie das Uebel auszurotten ist. Schwere Aufgabe, nachdem die bestehenden Zeitungsverhältnisse auf dem so viele Jahre vorhandenen faulen Zustand aufgebaut worden sind! Wenn es wahr sein sollte, daß unter sämmtlichen wiener Tageblättern nur zwei, das alte „Fremdenblatt" und das „Neue wiener Tagblatt" ihren Bedarf mit den regelmäßigen anständigen Einnahmen zu decken im Stande, die übrigen zu seiner Bestreitung auf Zuschüsse angewiesen sind, welche zurückgewiesen werden müßten, wenn selbst noch einige mehr auf eigenen Füßen stünden,* so springt doch die große Verlegenheit in die Augen, in welcher sich nunmehr die ehrenhaften wiener Zeitungsbesitzer befinden. Der einzelne Schriftsteller befindet sich unter dem Drucke von Umständen, die umzugestalten außerhalb seiner Macht liegt.

Unbefangene Leser werden gewiß aus allem Vorstehenden den Eindruck haben, daß ich mich nicht schonend, nicht parteiisch für Oesterreich ausgelassen habe. Ich tadelte viel. Ich muß jedoch zum Schlusse auch bekennen, daß das Volk von Oesterreich, wie schadhaft immer noch Vieles bei ihm sei und wie verkehrt manche Besserungsversuche bei ihm unternommen worden sind, unter allen deutschen Stämmen im letzten Vierteljahrhundert am meisten vorwärts geschritten ist, daß Oesterreich im Aufschwunge sich befindet. Zweifelt jemand an Oesterreichs außerordentlichem Fortschritt, so vergleiche er seine Zeitungen von 1847 mit denen, welche jetzt erscheinen. Im Anwerben guter Berichterstatter, im Unterhaltungstheile und in der vielseitigen Sorge für die mannichfachen Bedürfnisse der Leser übertreffen die großen wiener Blätter die anderen deutschen Zeitungen.

---

* Die „Tagespresse" versichert gar (4. Februar 1874): „Bei den Ansprüchen, welche das Lesepublikum in Wien an ein großes politisches Journal zu stellen gewohnt ist, ist kein Blatt im Stande, die Kosten seines Etats zu decken." Sie hofft den Ausgleich der Rechnung vom Wegfall des Zeitungsstämpels, der einen Kreuzer auf jede verkaufte Nummer beträgt. Eine Erleichterung ist der Wegfall der Inseratensteuer am 1. Juli 1874.

XVI.

Jedes Zeitungsblatt ist ein merkwürdiges Denkmal des vorgeschrittenen Standes der europäischen Entwicklung. Wie viele Briefe aus den verschiedensten Gegenden werden in ihm zum Einblick vorgelegt! Welche Fülle von Nachrichten mannichfaltiger Art bringt es täglich zur Kenntniß! Es gibt zu lesen Staatssachen und Vereinsverhandlungen, Börsenvorgänge, wissenschaftliche und gewerbliche Fortschritte, Reiseberichte und örtliche Neuigkeiten, und was alles noch. Gestern früh lag vielleicht noch kein geschriebenes Blatt von alle dem vor, was wir heute in ihm lesen. Mit fieberhafter Schnelligkeit, durch die angestrengteste, sofort ineinandergreifende Thätigkeit Vieler ist die Herstellung der Einläufe im Drucke vor sich gegangen, der vor uns liegt. Wir sind so daran gewöhnt von der Zeitung eine Fülle von Benachrichtigungen täglich zu erhalten, daß wir uns selten zum Bewußtsein bringen, wie viel Wissen wir mit ihr um ein paar Kreuzer oder Groschen kaufen.

Betrachten wir die Gaben der Zeitungen, so ist wahrlich nichts billiger als eine Zeitung.

Ja, was sich von keinem andern Verkaufsgegenstande sagen läßt, die Zeitungen sind zu billig. Ursprünglich war der Preis allerdings derartig gestellt, daß auf Deckung des Aufwands zur Herstellung und auf einen Geschäftsgewinn gerechnet werden konnte. Mit der Zeit stiegen die Unkosten, ohne daß der Preis entsprechend in die Höhe gegangen wäre. Gegenwärtig steht es daher so, daß bei den meisten eigentlichen Zeitungen die Einnahme vom Abnehmerkreis keinen nennenswerthen Ueberschuß gewährt, gewöhnlich kaum zur Bestreitung der Ausgaben zulangt. Große Zeitungen liefern nicht selten ihrem Abnehmer blos im Papier soviel, daß dessen Ankauf allein seiner Zahlung ungefähr gleichkommt. Am Beispiele der Neuen freien Presse haben wir gesehen, mit welchem Schaden eine Zeitung verkauft wird.

Die Berechnung eines Zeitungsunternehmens mußte sich demzufolge anders gestalten. In der zweiten Hälfte des vorigen

Jahrhunderts waren bezahlte Bekanntmachungen Einzelner — nach dem Zeitungswälsch im Munde des Aufgebers Annoncen, im Munde des Empfängers und Besorgers Inserate — häufiger geworden; die königliche Leipziger Zeitung druckte am 3. Januar 1790 die erste Familiennachricht, eine Todesanzeige, die ausdrücklich an die Stelle der ehedem üblichen Trauerbriefe treten sollte, 1794 die erste Vermählungs-, 1797 die erste Entbindungs-, 1816 die erste Verlobungs-Anzeige. Viel früher werden derartige Veröffentlichungen in andern deutschen Zeitungen schwerlich vorgekommen sein. Der Leser verlangte nun von seiner Zeitung auch über bevorstehende Belustigungen, Verkäufe u. dgl. benachrichtigt zu werden. Die Anzeige vermittelt Angebot und Nachfrage, gehört zum Geschäft, ersetzt den Ausrufer. Die Zeitung nahm sie nicht unentgeltlich auf. Mithin eröffnete sich ihr eine neue Einnahmequelle.* Man pflegt gegenwärtig, wenn Zeitung und Druckerei in einer Hand liegen, anzunehmen, daß der Verkauf ungefähr die Herstellungskosten decken, der Erlös von den Ankündigungen etwaigen Ausfall ausgleichen und einen Ueberschuß abwerfen solle. Ein Wechselverhältniß zwischen der Verbreitung der Zeitung und der Zahl der Anzeigen ergab sich: wer Geld für seine Bekanntmachung ausgibt, will sie in ein vielgelesenes Blatt einrücken und da die Einwohner eines Ortes um alles das sich bekümmern wollen, was durch Anzeigen zur öffentlichen Kenntniß kommt, so bevorzugen sie hinwiederum diejenigen Blätter, welche recht viele Anzeigen enthalten. Der dem eigentlichen Inhalte der Zeitung zugemessene Theil muß sich einigermaßen nach dem Raume richten, den jedesmal die eingelaufenen Bekanntmachungen erfordern, da sie ja nicht füglich mit einem Stück unbedruckten Papieres erscheinen kann. In der Regel liegt die Sorge für den einträglichen Anzeigetheil einem besonders dafür Angestellten ob. Dies alles ist sattsam bekannt. Ich erinnere daran nur, weil ein Beurtheiler meiner Schrift aus dem Uebergehen dieser Verhältnisse auf meine Unkunde derselben schloß.

* Nach Karl Roscher's Berechnung brachte jede volle Seite mit Anzeigen den Fliegenden Blättern ungefähr 70 Thaler ein, dem Daheim 100 Thaler, der Illustrirten Zeitung 130, dem Kladderadatsch 170, der Gartenlaube 210, Ueber Land und Meer 230. Da indeß ein Nachlaß nicht selten gewährt wird, ist dies wol etwas zu hoch gegriffen.

Streng genommen fällt das einfache Anzeigewesen nicht in den Rahmen dieser Betrachtungen, weil es seiner Natur nach mit der Schriftstellerei nichts zu schaffen hat. Ein Blatt, welches bezahlte Anzeigen aufnimmt, besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Theilen, einem sachlichen, um dessenwillen es erscheint, so zu sagen sein Körper, und einem Sammelsurium beliebiger, meist auf Kauf und Verkauf bezüglicher Ankündigungen sowie Auslassungen Einzelner. Bei dieser Auffassung kann man indeß nicht stehen bleiben, weil auch dieser Anzeigetheil auf die öffentliche Stimmung einwirkt und weil häufig in ihm ein Uebergreifen, wie wir bemerkten, stattfindet.

In Städten, in denen bloße Anzeigeblätter neben den Zeitungen herauskommen, befinden sich letztere im Nachtheil, denn es geht ihnen der größte Theil der bezahlten Mittheilungen nicht zu. Bloße Anzeigeblätter sind ungeheuer einträglich. Bezahlt doch sowol der Käufer das Blatt, als der Anzeigende die Herstellung seines Inhalts. Erscheint gar in einer größeren Stadt ein solcher Anzeiger ohne ein wetteiferndes Nebenblatt zur Seite zu haben, so ist ihm die ganze Einwohnerschaft in der einen oder der andern Weise steuerpflichtig. Dies tritt schon ein, wenn es nur das entschieden vorherrschende Blatt ist. Der „Dresdner Anzeiger" brachte **1857** einen Reinertrag von **18,654** Thalern, dann bis **1871** durchschnittlich im Jahre über **30,000** Thaler, **1872**: **40,749**! Bringt solch' ein Blättlein allerhand Unterhaltendes oder Nützliches außerdem — gewöhnlich bloßer Nachdruck — so ist dies eine freiwillige Zugabe und hat es durch eine solche die Einwohnerschaft daran gewöhnt, in ihm nicht blos nach geschäftlichen Anzeigen zu suchen, sondern es auch zu lesen, so fällt es ihm äußerst leicht sich durch Nachdrucken zu einer Zeitung zu machen. Zwischenaktszeitungen sind oft weniger eigentliche Theaterzeitungen, als versteckte Anzeigeblätter.

Es versteht sich von selbst, daß der Zeitungsbesitzer darnach trachtete, recht viele bezahlte Anzeigen zu erhalten, und daß er täglich soviele vorräthig zu haben wünschte, wie er bedurfte, um sich die Druckeinrichtung bequem machen zu können. Er wartete nicht ab, bis ihm Bekanntmachungen zugebracht wurden, sondern warb um solche, beschickte kaufmännische und andere Geschäfte,

verlockte auch durch Anbieten eines ermäßigten Preises für längere, wie für mehrmals zu wiederholende Ankündigungen (bei welch' letzteren der Satz natürlich stehen blieb und es nicht grade auf einen bestimmten Tag des Erscheinens ankam) zum öfteren Einrücken. Der Anzeigetheil war Stütze des Geschäfts geworden und eine Hauptsorge. Oesterreichische Blätter schlugen um so mehr heraus, weil sie je nach Beschaffenheit des betreffenden Gegenstandes und nach Ansehen der Person ungleiche Preisansätze für denselben Raum machten. Die Anzeigen von Börsenleuten und Aktiengesellschaften lassen sie sich viel höher als die von Buchhändlern und Handwerkern bezahlen.* Da herrscht Willkür, die unstatthaft sein sollte.

Allmälich entstand, zuerst im Kleinen, ein Geschäft von Herumläufern, welche der Zeitung Anzeigen gegen einen kleinen Antheil für ihre Bemühung zuführten. Die Zeitung war gut daran, die einen rührigen Inseratensammler besaß. Aus diesem Verhältniß entwickelte sich nun — ich denke gegen Ende der 50ger Jahre in Leipzig, anderorts vielleicht eher — ein umfassenderer Betrieb, indem vermittelnde „Annoncenbüreaus" aufkamen, Orts-

* Ein nicht grade bedeutendes, folglich zu keinen hohen Forderungen berechtigtes Blatt, die „Prager Börsenkorrespondenz" hatte folgende Sätze für die Zeile: a) gewerbliche Anzeigen 6 Groschen = $^{3}/_{5}$ Mark, b) Geheimmittel 8 Groschen, c) für Versicherungsgesellschaften 9 und 10, d) für Banken, Eisenbahnen, Geldinstitute 12, e) für gewerbliche Reclamen 15, f) für Reclamen von Eisenbahnen, Banken u. dgl. 30, g) bei Emissionen oder Einführung solcher Unternehmungen 50—70 Groschen, die Blattseite bei „Emissionen" 50 Gulden. Neuestens hat auch die augsburger „Allgemeine Zeitung" folgende Ansätze eingeführt: die Zeile für Gründungs-Emissionen und Reclamen 1 Gulden, für Lotterie-Reclamen wie für ärztliche Reclamen 3 Gulden, für Anlehens-Reclamen 5 Gulden, für anderweite Reclamen $1^{1}/_{2}$ Gulden. Einen Satz für Reclamen kündigte zuerst nur Zang's „Presse" an, nämlich statt der gewöhnlichen 12 Kreuzer für die Zeile 105 Kreuzer; die „Neue freie Presse" folgte mit 100 Kreuzern. Aber sie macht auch willkürliche Forderungen. Für Aufnahme einer während der großen Ausstellung das japanische Theehaus betreffenden Nachricht von höchstens 5 Zeilen (daß der König von Würtemberg es besuchte und „seine Anerkennung zu erkennen gab") forderte sie 100 Gulden. In der außerösterreichischen Presse war es lange einzig die „Mainzer Zeitung", welche einen Satz für solche hatte, nämlich das Doppelte des gewöhnlichen; statt $^{1}/_{10}$ Thaler für die Zeile nahm sie für Reclamen $^{1}/_{5}$ Thaler.

geschäfte, welche ihre ganze Thätigkeit dem Anzeigewesen widmeten. Ein solches Geschäft nahm an und übermittelte von Einheimischen wie Auswärtigen Anzeigen für die verschiedenen Blätter des Ortes und bezog dafür ein Viertel und mehr, in Ausnahmsfällen sogar bis zur Hälfte des ihnen zugeführten Betrages. Seinerseits gewährte es wieder größeren Auftraggebern einen Nachlaß, so daß solche zu ihren Anzeigen durch das Vermittelungsgeschäft billiger kamen, als wenn sie sich unmittelbar an die Zeitung gewendet hätten. Auswärtigen fiel es bequemer sich eines derartigen Geschäftes zu bedienen, welches den Betrag durch Postvorschuß einzog, als mit der Zeitung selbst zu verkehren, und für die Zeitungen ward der Betrieb glatter. Empfingen diese für die besorgten Anzeigen weniger, so hielten sie sich durch einen Aufschlag im Preise schadlos. Anfänglich bewegten sich die Anzeigegeschäfte in zu kleinen Verhältnissen, um gedeihen zu können, und große Zeitungen ließen sich mit ihnen gar nicht ein. Ein solches Geschäft, Heinrich Hübner's in Leipzig fiel 1862 wieder zusammen. Sie verhießen nur dann gewinnbringend zu werden, wenn sie viele Plätze verbanden, auswärtigen Verkehr unterhielten und einen weitumfassenden Betrieb hatten, wozu allerdings eine starke Geldkraft erforderlich war.

Eine solche fand sich indeß bald. Haasenstein, seit 1856 Buchhändler in Altona, und Vogler thaten sich in Frankfurt am Main zu einem „Annoncenbüreau" zusammen, welches in viele größere Städte Ableger senkte, so daß es möglich wurde, an einem Orte mit aller Bequemlichkeit Anzeigen für die Hauptblätter Deutschlands aufzugeben. Rudolf Mosse in Berlin legte (seit 1867 oder 68?) den Sitz eines ebensolchen Geschäftes in 13 große Städte, von denen weiter „Filiale" und „General-Agenturen" sich abzweigten, und betitelte sich „officiellen Agenten sämmtlicher Zeitungen des In- und Auslandes," Noch mehrere andere Geschäfte derselben Art schossen seitdem empor. Sie alle oder doch die meisten beschränkten sich nicht auf das Abtragen von Bestellungen, sondern faßten auch für die Vielen, die mit der Feder nicht recht umzugehen wußten, die Bekanntmachungen ab, ertheilten den der Verhältnisse Unkundigen Rath, welchen Blättern diese vorzugs-

weise zum Abdruck mitgetheilt werden sollten, gaben (wie Mosse sich ausdrückte) mit Rücksicht auf Inhalt und Zweck des Einzurückenden auf Grund ihres „durch vielseitige Erfahrungen gewonnenen Urtheils Aufschluß", wie und wo am wirksamsten anzuzeigen sei. Daß die Leiter dieser Geschäfte nur eine allgemeine, ungefähre Vorstellung von der Wirksamkeit der Anzeigen besitzen und die von ihnen gemachten Beobachtungen sich nicht auf die besonderen Folgen in den einzelnen Fällen erstrecken können, ward sicher von den Wenigsten, die sich an sie wendeten, bedacht, dessenungeachtet haben sie bei der allgemeinen Unkenntniß des Zeitungswesens muthmaßlich vielen Geschäftsleuten wirklich in nicht geringem Maße genützt.

Geschäftsleute haben das Recht zu fordern, daß sie nicht blos nach höheren, sondern auch nach geschäftlichen Gesichtspunkten gewürdigt werden, und von diesen aus betrachtend muß man nicht nur einen großen Unternehmungsgeist und mehr als gewöhnliche Umsicht anerkennen, sondern auch loben, daß diese Annoncenbüreaus von nicht zu unterschätzender Nützlichkeit für die Geschäftswelt sind. Wir jedoch dürfen in unseren Betrachtungen uns hierbei nicht beruhigen.

Mit dieser Dienstfertigkeit war eine Wendung für die Tagespresse gegeben und die Verhältnisse verschoben sich. Die für den Dienst der Zeitungen bestimmten Anzeigegeschäfte gewannen nämlich einen übergreifenden Einfluß auf den Gang und die Haltung des Zeitungsgeschäftes selbst. Denn anders als die bunte Menge, welche was sie bekannt machen will, der Zeitung zuträgt, steht ihrem Besitzer ein einziger Inhaber, wenn auch nicht sämmtlicher, so doch der allermeisten und namentlich beinahe aller von auswärts einlaufenden Anzeigen gegenüber. Wie sollte nicht der Eigentümer der Zeitung in die Nothwendigkeit gerathen auf ihn geschäftliche Rücksichten zu nehmen? Vielleicht erstrecken seine Rücksichten sich noch weiter über das rein Geschäftliche hinaus, vielleicht muß er sogar sich Vorschriften auflegen lassen. Der Zeitungsbesitzer hat zu bedenken, wie leicht es dem Inhaber des Anzeigegeschäftes fällt, ganze Reihen von Anzeigen vermöge des Rathes, den er den Bringern derselben ertheilt, seinem Blatte abwendig zu machen. Wie viele Aufträge erhält er unbestimmt!

Da beauftragt ihn z. B. der Besitzer eines Gasthofes in der Schweiz: „rücken Sie meine Ankündigung in 6 der gelesensten Blätter". Er hat dann freie Wahl, wohin er sie gibt.

Es blieb auch dabei nicht. Um bequemer ihr Geschäft zu betreiben, legten hie und da Anzeigevermittelungen auf den ganzen Raum, welchen ein Blatt für bezahlte Einrückungen bestimmt hatte, Beschlag, indem sie ihn pachteten. Mosse brachte z. B. den Inseratentheil des Kladderadatsches, der Fliegenden Blätter, des Figaro in Wien, der Schweizerischen Handelszeitung in Zürich, des Handelsblattes in Prag, in Berlin des Deutschen Reichs-Anzeigers und Königlich Preußischen Staats-Anzeigers, des „Kapitalisten", „Gemeinde-Anzeigers", der „Allgemeinen deutschen Polytechnischen Zeitung", von „Salings Börsenblatt", dem „Tageblatt nebst Ulk", der „Deutschen Landeszeitung", und ferner des Deutsch-amerikanischen Oekonomisten in Frankfurt am Main, des in Breslau erscheinenden Feierabends, des Landwirths, der Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern und noch mehrerer Blätter an sich und errichtete überdies für 3 russische Zeitungen eine „deutsch-russische Korrespondenz". In derselben Weise setzten sich Haasenstein und Vogler in 9 Blättern fest und arbeiteten außerdem Hand in Hand mit Hawas' französischer Anzeigebesorgung. Man sieht das Geschäft im Großen betreiben. Mosse gründete für seine Zwecke das „Berliner Tageblatt", welches er in kurzer Zeit zu 10000 zahlenden Abnehmern brachte und in 10000 Abzügen unentgeltlich an Zeitungen und Eisenbahnschaffner zur Vertheilung an die Reisenden auswarf. Heute erscheint es vielleicht schon in 30,000 Abzügen

Auch in diesem Verfahren wurde einem französischen Vorgange nachgefolgt. Es bestand schon in Paris ein aus ungefähr 10 Theilnehmern bestehendes Geschäft „Faucher, Lafitte, Bullier et Compagnie", welches den sogenannten zehn großen Blättern Frankreichs, dem Constitutionnel, Débats, France, Opinion nationale Patrie, Pays, Presse, Siècle, Temps, Union ihre vierte Seite zu Anzeigen abgekauft hatte und je nach der Verbreitung des Blattes dafür bezahlte. Die jährliche Pachtsumme betrug für Siècle 500,000 Francs, für Patrie 300,000, für Temps 250,000 u. s. w. Der Aufnahmepreis wurde nach Gutbefinden bestimmt Der geringste Satz für die Spaltzeile betrug 1 Frank. Die

„Compagnie de Publicité Henry et Co.“ in Basel hat die Anzeigen der schweizerischen „Cursbücher und aller Bahnhöfe der Schweiz, Italiens und Deutschlands“ laut seiner Versicherung gepachtet.

Neuerlich regen sich Zeitungsbesitzer gegen die „Annoncenbüreaus“. In Döbeln traten am 19. Oktober 1873 nicht weniger als 32 Besitzer kleiner sächsischer Blätter zusammen, die sich über eine Erhöhung des Verkaufspreises verständigten und dabei sowol Zurückweisung zweideutiger Einsendungen als „mit lebhaftem Applaus beschlossen, dem ausnutzenden und mehr und mehr dominirenden Gebahren der Annoncenbüreaus in geschlossener Falanx energisch und mit collegialischem Eifermuth bei Beginn des neuen Jahres entgegenzutreten und einen Damm zu setzen.“ Die allda Versammelten streben einen Verband der Provinzialpresse Sachsens an.

Wie bei den heute zur Herrschaft gebrachten Begriffen von dem was erlaubt ist, zu erwarten stand, wurden die statthaften Gränzen des Anzeigens keineswegs durchweg eingehalten. Ohne Anstand zu nehmen erklärte Mosse gleich öffentlich: „Bei größeren Insertions-Ordre's veranlasse ich die Aufnahmen von Reclamen in den meisten Zeitungen gratis“. Läßt sich da zweifeln, daß er auch für kleinere Aufträge, wenn sie mit einer höheren Vergütung begleitet sind, die Sorge um Reclamen auf sich nehmen wird? Er schickt z. B. zur Aufnahme in den eigentlichen Zeitungstheil ein Lob des Saccakaffees; acht Tage nach dessen Abdruck soll die bezahlte Anzeige folgen, wo die Bezugsquelle dieses herrlichen Kaffees ist. Wird der Befehl nicht befolgt, soll der Auftrag für die bezahlten Anzeigen als zurückgenommen gelten. Wo — ächt amerikanisch — der Thaler König ist, und das Strafgesetz die einzige Schranke bildet, da wird in vielem „gemacht“, worüber dieser und jener Mann von altem Schlage den Kopf schüttelt. Wir sind es nun schon längst gewohnt, allen Schwindel durch Anzeigen gefördert und in Schwung gebracht zu sehen. Vorgebliche Heilmittel, die in Wahrheit, gegen die Verheißungen von ihrer Wirkungskraft in der Ankündigung gehalten, Betrug sind und nach der Höhe ihres Preises beurtheilt Prellerei, werden auf diese Weise untergebracht. Sehr „reelle“ Kuppelei wird

schwunghaft mittelst Anzeigen betrieben und was verschlug es Herrn Mosse, Haasenstein, Vogler und Anderen die handgreifliche Betrügerei ausbietende Anzeigen: „Doctor in absentia wird mit Diskretion vermittelt. Adresse: Medicus, 46 Königstraße, Jersey", oder: „Rath und Beihülfe (!) von „„Professor"" 2 Ryelane, Peckham, London", oder gar: „gebildeten und gut situirten Personen diskret vermittelt" (letzteres befördert die Annoncen-Expedition von Haack und Rabehl in Berlin), zu verbreiten? Gegen derlei gibt es keine Staatsanwaltschaft! Die Erwägung, daß allemal das Aechte, Rechte, Gute geschädigt wird, wo das Entgegengesetzte triumfirt, und daß darunter Diejenigen in der That Nachtheil erleiden, welche die Wege strenger Rechtschaffenheit gehen, und daß der Anblick des Erfolges unzähligen Andern zum Bestimmungsgrunde für ihr eigenes Verhalten wird, mithin der dem Schwindel geleistete Vorschub von unberechenbarem Uebel für die ganze Gesellschaft ist; diese Erwägung ist für unsere Rechtsschule von geringer Bedeutung.

Die Herren Mosse u. a. dürften mittelst ihres Verfahrens viel Geld zusammenschlagen und mögen gewärtigen, wenn sie Reichtümer besitzen werden, von einem deutschen Landesvater zu Baronen „erhoben" zu werden. Der deutsche Adelsstand, auf den das gemeine Volk um seiner Verdienste willen mit Ehrerbietung heraufzublicken hat, wird dann um einige Mitglieder verstärkt sein.

In Ansehung der Anzeigen schwebt noch eine Streitfrage. Die Schriftsteller sind noch zu keiner festen Meinung gelangt, ob eine bezahlte (vor Gericht nicht zu beanstandende) Anzeige schlechterdings angenommen werden müsse oder nicht. Im Schriftstellerverein zu Leipzig waren in den 40ger Jahren die Ansichten hierüber getheilt. Die Zeitungsbesitzer lassen natürlich ihre Willkür walten. Meine Ansicht ist, daß ein Blatt, welches sich öffentlich erbietet zum Abdruck von Anzeigen gegen eine Zahlung, auf Grund dieser Erklärung auch zum Aufnehmen verpflichtet ist, insofern zum Einzurückenden ein Unterzeichner, also ein bestimmter, greifbarer Mensch sich bekennt und es vom Strafgesetze nicht getroffen werden kann. Ebenso liegt darin, wofern nicht sogleich

in ihr verschiedene Preise gefordert werden, die gleichmäßige Behandlung aller Anzeigen. Andere denken hierüber anders. Die Mehrzahl der auf dem letzten Journalistentage in Hamburg versammelten Zeitungsherausgeber (die Besitzer erscheinen auf ihnen nur ausnahmsweise, was recht gut ist) war anderer Ansicht als ich, wie sie den Antrag von Guido Weiß annahm, daß es „eine Ehrenpflicht der gesammten Presse sei, schwindelhafte medizinische, gewerbliche, industrielle und commercielle Annoncen und solche, welche die Schamhaftigkeit verletzen, nicht aufzunehmen.“ Es fand auch dort lebhafter Widerspruch statt. Dem Schwindel sollen gewiß die Zeitungen keinen Vorschub leisten, aber bedenklich bleibt doch immer die Willkür gegen Andere. Der Staat sollte (wenn die Staatsmänner ihrer Aufgabe bewußt wären) „medizinische“ Anzeigen, welche so höchst verderblich wirken, worüber die Fachgelehrten urtheilen können, verfolgen; aber ob in vielen anderen Fällen Schwindel getrieben wird, ist doch oft recht schwer mit Sicherheit zu ermessen. Jedenfalls hätte derselbe Journalistentag, der diesen Antrag annahm, den andern Antrag nicht als ein zu bedenkliches Präjudiz ablehnen dürfen, die Vertretung des Blattes „Stadtfraubaas“ auszuschließen, weil sie zu plump gespitzedert hatte.

Ich, meinerseits, halte sogar ein Gesetz für wünschenswerth, weil an die Nichtaufnahme sich Wirkungen knüpfen. Glaube man nicht, daß es um höchst selten vorkommende Fälle sich handele. Damit ich ein Beispiel Zweiflern auch hier biete, will ich erwähnen, daß sie mir selber wiederholt begegnete. Einmal wurde ein in gemessenen Ausdrücken abgefaßtes, mit einer Stelle aus dem Corpus juris unterstütztes Verlangen: es möge Sorge getragen werden, daß Wagen nicht dicht am Universitätsgebäude vorbeifahren dürften, weil zuweilen durch ihr Geräusch der Vortrag unverständlich werde, vom Anzeigeblatte meines Ortes nicht angenommen; kürzlich noch, wie ich, ohne vorherige Befragung, von einem Verein dresdener Bürger als Wahlkandidat zum sächsischen Landtag mehreren Kreisen vorgeschlagen wurde und durch ein in ganz Sachsen verbreitetes Blatt, die Leipziger Zeitung, meine Ablehnung und ihren Grund mittheilen wollte, verweigerte diese die Veröffentlichung, und ich habe noch öfter Gleiches erlebt. In

vielen Orten gibt es ein Tage- oder Intelligenz-Blatt, welches von den Bewohnern allgemein gelesen wird. Läßt dieses ungedruckt, was gewissen Richtungen mißfällig ist, so trifft seine Parteilichkeit schwer und kann höchst schädliche Folgen haben. Auch dafür ein Beispiel, und zwar aus Vorgängen, die eben erst an unseren Augen vorüberzogen. Adele Spitzeder verschlang in München und in ganz Baiern mit ihren sogenannten Dachauer Banken die Ersparnisse unzähliger kleiner Leute und bediente sich zur Förderung ihres Unternehmens auch der Tagespresse. Sie kaufte Federn, welche ihre Person priesen und ihr Geschäft befürworteten. Drei zur katholischen, sieben zur nationalliberalen Partei* gehörige Schriftsteller standen in ihrem Solde. Einer von diesen war so ehrlich, nach dem Zusammenbruche das von der Spitzeder erhaltene Geschenk an die Masse abzuliefern; es betrug fünfzehntausend Gulden. Fräulein Spitzeder ließ ein neues Blatt entstehen, sie bewog durch Geld Schriftsteller, welche die Beutelschneiderei aufdecken zu wollen schienen, zum Stillschweigen. Warnten Ehrenmänner vor Betheiligung an der Dachauer Bank, so wurden sie in den von der Spitzeder abhängigen Blättern ausgescholten und beschimpft. So ging es ihr geraume Zeit gut und die betäubte Menge lief in's Garn, bis die Behörde einschritt. Da kam vor dem münchener Schwurgericht im Juli 1873 eine Quittung des Rudolf Mosse'schen Geschäftes zum Vorschein, zufolge welcher dasselbe sich gegen ein Entgeld von 300 Gulden verpflichtet hatte, keine der Spitzeder nachtheilige Anzeige anzunehmen. Dies bedeutete mit anderen Worten soviel als: nach Kräften verhindern, daß in dieser Sache Aufklärung über das wahre Sachverhältniß gegeben und der Bethörung, welche Viele um ihr Vermögen brachte, Einhalt gethan werde. Herr Mosse erklärte allerdings auf der Stelle: es sei nicht wahr, allein, da besagte Quittung in einer gerichtlichen Verhandlung vorgelegen hat, so ist es an ihm den Gegenbeweis zu führen; seine bloße Versicherung kann in diesem Falle umsoweniger genügen, da wider ihn der braunschweiger „Volksfreund" bei diesem Anlaß im Hinblick auf andere Vorkom-

* Die „Mannheimer Neuen Nachrichten" nannten die Namen dieser Schriftsteller.

menheiten behauptet hat, daß er „gegen Bezahlung anständige Annoncen zurückweise". Nicht mit Unrecht, wenn auch mit Uebertreibung, fragt der leipziger „Volksstaat": „Ist Adele Spitzeder schuldiger als die Tausende und Abertausende von Börsenspekulanten und Gründern, unpolitischen und politischen, die um emporzukommen sich wesentlich der nämlichen, wenn auch der Form nach verschiedenen Mittel bedient haben und täglich noch bedienen, und dennoch nicht blos von den Gerichten unbehelligt sind, sondern sich sogar allgemeiner Achtung erfreuen?"

„Viele Geheimmittelfabrikanten und Zeitungseigentümer oder Annoncenexpeditionsgeneräle (so gibt Beta an *) haben unter einander Contrakt geschlossen, welcher die Zeitungen verpflichtet, alle ihre Anzeigen und Prellereien ausnahmslos aufzunehmen, dagegen alle Angriffe zurückzuweisen. Dies ist auch der Grund, warum zwar Bismarck ungestraft getadelt werden kann, aber Hoff [der Malzextraktbrauer] und andere edle Wohlthäter der Menschheit gegen jede Kritik besser geschützt sind, als Könige und Fürsten".

Die Spekulanten und Börsenleute wissen recht gut, was die Presse bedeutet und haben sie festgepackt — sicherlich nicht in der edlen Absicht das Volk zu erleuchten. Schon längst hatten sie die Hände in der Tagespresse. Sie wühlten in ihr und sparten keine „Schweigegelder", um das Beleuchten schwindelhafter Unternehmungen abzuwenden. Große Summen mochten sie es sich schon kosten lassen, wenn es ihnen gelang, die Zeitungen zu den Treibern zu machen, welche die Unkundigen in das ausgestellte Netz hineinjagen. Mit Recht erinnerte der „Volksstaat" an das gemeine Sprüchwort: „Der Hehler ist so schlimm als der Stehler". Gelegentlich verräth einmal ein Geständniß die wahre Beschaffenheit. Wie es in Oesterreich herging, sahen wir. Als in Berlin bei dem Krache auch das Geschäft des frommen Quistorp pleite ging, bemerkte der „finanzielle Wochenbericht" Hirschbach's im „Leipziger Tageblatt", der eine rühmliche Ausnahme von den gewöhnlichen Börsenberichten macht, „wie die berliner Börsenblätter es bis zuletzt nicht wagten, gegen diesen Industriellen eine Meinungsäußerung

* Dr. H. Beta, die Geheimmittel- und Unsittlichkeits-Industrie in der Tagespresse. Berlin 1872 S. 31.

laut werden zu lassen, daß sie bis zum letzten Augenblicke das Mögliche thaten, die Sache zu verschleiern und weiter nichts als die unläugbare Thatsache des endlichen Zusammensturzes zu registriren. Alle diese Blätter, einschließlich „der Nationalzeitung", haben derart auf die Gründer, welche ja durch Inseratentziehung strafen könnten, Rücksicht zu nehmen, ersterben derart in Demuth vor ihnen, daß sie den Mund einem solchen Falle gegenüber nicht aufzuthun wagen, sondern blos auf theoretische Auseinandersetzungen sich beschränken. Kein Wort der Warnung kam von Daher während der ganzen Zeit, da die verdächtigsten Gerüchte auftauchten. Ja, die „„Neue Börsenzeitung"" enthielt noch ganz zuletzt eine Art Panegyrikus auf Quistorp und seine Unternehmungen. Welch' Unheil solche Blätter mit ihrer angemaßten Rolle als Rathgeber des Publikums anrichten, liegt auf der Hand". So ein ehrlicher Börsenmann.

Die Geldherrn wurden in jüngster Zeit auch Gründer auf dem Gebiete der Presse. In Berlin ließ Daubitz, der in „Gesundheitsliqueur" Geschäfte machte, die „Staatsbürgerzeitung", Dr. Stroußberg, um seine Vorhaben in Eisenbahnanlagen zu fördern, die „Post" erscheinen, die er im April 1872 der „Diskontogesellschaft" abtrat. Sie erwarben auch bestehende Blätter. Eine Aktiengesellschaft kaufte schon 1871 den „Bazar", der ihr sogleich einen Reingewinn von 15% brachte. Der Schönheimer'sche Bankverein kaufte Ende 1873 die „Spenersche Zeitung", die darum ein wichtiges Blatt ist, weil sie der Kaiser liest, um 173,000 Thaler, aber konnte sie nicht behaupten; im Herbst 1874 ging sie in der Nationalzeitung auf. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" soll an eine Gesellschaft hamburger Geldleute übergegangen sein. Wenige große Zeitungen Berlins widerstanden solchen Angeboten. In Dresden gründete das Bankhaus M. Schie Nachfolger (Eduard Meyer u. a.) die „Dresdener Presse". In München kaufte Ostern 1873 die Baierische Handelsbank die „Süddeutsche Presse" des aus dem österreichischen in's preußische Lager übergegangenen, nun als preußischer Konsul in Smirna angestellten Fröbel an. In Wien gründete ein Oberbeamter der Staatsbahn von Gründorf den „Sonntags- und Feiertags-Courier" und ein Bankmann, Jakob Herzog, die „Montags-Revue". In den letzten Jahren gingen die Börsenmächte Wiens, wo

ebensowol wegen der größeren Freiheit als wegen des größeren Reichtums die Entwickelung im Zeitungswesen rascher vor sich geht als in Berlin, gradezu auf die Beherrschung der großen wiener Presse aus. Vereinigungen zu Geldgeschäften kauften eine große Zeitung nach der andern an. Die Höhe der Preise, die sie dabei den bisherigen Besitzern zahlten, legt augenscheinlich an den Tag, welcher Werth in Wien auf eine große Zeitung gelegt wird. Friedländer brachte es nicht gar lange vor seinem Ableben zu wege, daß sich die „Anglo-Oesterreichische" und die „Union-Bank" vereinigten, um ihm und seinen beiden Mitbesitzern seine „Neue freie Presse" hoch abzukaufen. Der „wiener Bankverein" oder die „Bodenkreditanstalt" brachte darauf an sich die (alte) „Presse", die von der „Wiener Wechslerbank" gegründete Aktiengesellschaft „Steyermühl" das „Neue Wiener Tagblatt" und die „Konstitutionelle Vorstadt-Zeitung", die „Vereinsbank" (oder „die Industrie- und Bodenkredit-Gesellschaft" oder „Elbemühl"), angeblich um 1,300,000 Gulden, das „Fremdenblatt" und 1873 die „Tagespresse", angeblich um 125,000 Gulden, die „Vorortebank" das „Extrablatt", die „Hypothekarrentenbank" die „Morgenpost". Dieser wieder wurde abgekauft die „Morgenpost" von der „Industrie- und Bodenkreditbank". Dabei wurden vortreffliche Geschäfte gemacht. Die ersten Käufer hatten die „Neue freie Presse" angeblich um eine und eine viertel Million Gulden erworben und ließen sie am 12. März 1873 an die „Börsenbank" zufolge einer Nachricht für mehr als 2 Millionen, zufolge einer andern um $3^1/_4$ Millionen Gulden ab. Am 10. Juni 1873 (als es schon krachte) trat behufs ihrer Erwerbung Herr Alexander Lippmann mit 13 andern Geldleuten zusammen und zeichnete 15 Millionen in 75,000 Aktien, auf deren jede 80 Gulden einzuzahlen seien. Viele Aktien mußten verpfändet werden: Berlin belieh sie. Hauptbesitzer soll durch seine Aktien der berliner Bankier Bleichröder geworden sein. In Ansehung der „Tagespresse" erweckte ihr Feldruf bei den Wahlen: „Keine Verwaltungsräthe!" und manches gediegene Wort Zweifel, ob sie zu den Bankblättern gehöre, indeß brachte sie doch auch Aufsätze, welche dem Sinne der Börsenleute entsprechen mochten.

Die Verwaltungsräthe der Banken machten sich demgemäß zu Herren der bedeutendsten wiener Zeitungen. Das Gründertum herrscht hier und in mehreren Orten über die Tagespresse, damit diese ein Börsenmittel sei. Der Staatssachen angehende Theil derselben ist, selbstverständlich, insoweit selbige Börsenangelegenheiten nicht berühren, das Feigenblatt.

Solchen Blättern fallen Ehrenmänner unter den Mitarbeitern leicht beschwerlich. Was sie brauchen, sind Schriftsteller ohne Gewissen, die alles schreiben, was die Herren verlangen. In Umläufen an die Buchhändler ist offen ausgesprochen worden, daß wenn Bücher angezeigt würden, dieselben in ausführlicher Weise besprochen werden sollten, das heißt doch wol nur: ohne Unterschied gelobhudelt.

Die Schilderung der nun eingetretenen Zustände gebe ich aus der Feder eines offenbar sehr gut unterrichteten Mannes im „Ausland" (H. v. Hellwald?), weil ich damit die Gewähr eines Andern dem Leser entgegenbringen kann: „Die großen „„unabhängigen"" Blätter gehören in der Regel reichen Gesellschaften und arbeiten daher im Interesse des großen Kapitals. Diese Blätter treten mit rücksichtsloser Schärfe allem dem entgegen, was dem großen Kapital nur irgendwie hinderlich, lästig, unbequem ist, denn das große Kapital sieht sich heute als den fast ausschließlich den Ton angebenden Faktor in der Gesellschaft an und noli me tangere ist seine Devise. Daß es leicht und angenehm ist unter dieser Fahne zu dienen, das ist klar: wer mit Millionen umgeht, kommt dabei selten zu kurz. Ein Princip als solches streng zu wahren, wenn es dem Geldsacke irgendwie abträglich werden könnte, fällt niemand ein. Man will ja eben ein gutes, ein großes Geschäft machen und da muß der Geschäftsmann, für den der „„große"" Zeitungsunternehmer sich ansieht, vor allem wissen, welchen Nutzen er hat, wenn er sich zu Gunsten des A oder als Gegner des B erklärt; bringt der Vortheil des Blattes es mit sich, so werden in aller Ruhe über Nacht die Rollen gewechselt. — Diesen Blättern gegenüber ist es für minder Bemittelte schwer, selbst beim besten Rechte eine Opposition mit Aussicht auf Erfolg einzuschlagen; es wäre aber höchste Zeit, daß den gradezu schon maßlos gewordenen Ansprüchen des großen Kapitals endlich einmal eine Schranke gezogen würde."

Wie in Berlin, was wir früher erzählten, ein Mann der Regierung äußerte, Preußen brauche die öffentliche Meinung nicht zu scheuen, weil es sie beherrsche, so sagte in Wien ein schlimmer Gründer zu seinen ängstlich gewordenen Genossen: „es kann uns nichts geschehen, denn die Zeitungen gehören uns.“ Der Krach der wiener Börse erfolgte dennoch im Mai **1873**. Ihn vermochten sie allerdings nicht abzuwenden, und nicht zu verhindern, daß vermeintliche Werthpapiere für das erkannt wurden, was sie wirklich waren, als Papiere ohne Werth. Wie der Krach da war, stießen sie aber den Schrei aus: „der Staat springe bei!“ Wie, dem Geldprotzentume, den auf Uebervortheilung ausgehenden Gründern und Schwindlern (den „Vampyren am Blute des arbeitenden Volkes“ würde der „Volksstaat“ sagen), sollte die Verwaltung der Volksgesammtheit unter die Arme greifen? Auch die berliner Börsenpresse stöhnte bald nach Staatshülfe und hatte gleich der wiener allerlei faule staatswirthschaftliche Erwägungen zur Hand. Man ist es längst gewohnt, daß die österreichische Regierungsweisheit das Unerwartete thut. Jetzt ergriff der österreichische Minister nicht etwa die dargebotene Gelegenheit den Aussatz am Staatskörper verkommen zu lassen und dem aus vielen Wunden blutenden Volke die hochwichtige Lehre einzuschärfen, daß es nicht spielen, sondern arbeiten müsse — nein, er folgte der bestellten „öffentlichen Meinung“, neigte sich gnädig den Flehenden, tastete für sie die Bankakte an, gefährdete die Valuta — und blieb dennoch Minister.

Die Notenpresse der wiener Nationalbank arbeitete wieder angestrengt, gleich als ob irgend eine Macht der Welt beliebig mittelst gedruckter Zettel wirkliche Werthe d. h. Güter erschaffen könne.* Die Gütermasse wird nur durch Arbeit gemehrt, diese

---

* Zur Beurtheilung der Verhältnisse, welche den „Krach“ nothwendig machten, beachte man folgende Zahlenverhältnisse (welche ich übrigens nicht selbst berechnet habe): Im April 1866 betrug in Oesterreich der Gesammtumlauf von Papiergeld 337 Millionen Gulden, von denen nur ein Drittheil durch Edelmetall gedeckt, also berechtigt war, im Mai 1873 aber 719 Millionen, während die Nationalbank nur 143 Millionen in Metall besaß. Im Jahre 1866 beschäftigte sich die wiener Börse mit 124 Werthpapieren, am 9. März 1873 mit 536. Die Summe, welche Gründungen vorstellten, hatte

allein schafft Reichtum. Gelingt es kraft der Gewalt des Staates einen Zettelkram, der kein Vertreter wirklicher Werthe ist, zu einer Geltung zu bringen, so wird Schaden und Unheil angerichtet, so treibt man den Preis der Güter und der Dienstleistungen in die Höhe, so macht man das Leben noch theurer, so nimmt man denjenigen, welche Geld in der Tasche haben. Denn der Werth des Geldstückes beruht auf dem Verhältnisse der vorhandenen Masse edlen Metalles zu der vorhandenen Menge der Güter und Arbeitskräfte. Vergrößert eine thörichte Regierung durch Scheingeld die Summe des Geldes, so sinkt natürlich die Verhältnißziffer seines Werthes, es wird billiger und man kann folglich mit einem Geldstücke nicht mehr so viel kaufen als vorher, wird ärmer. Diese *einfachen* Lehren hatten waltende Männer in Wien aus den Leiden der Oesterreicher während der letzten Jahrzehnte sich nicht einmal gezogen. Um Industrierittern wieder auf die Beine zu helfen, beschädigten sie der übrigen Staatsbürger Vermögen. Außerhalb Oesterreichs stieß daher diese Maßregel auf allgemeine Verdammung, wenn man von solchen Kreisen absieht, die mit dem Börsentreiben verhaftet sind. Sogar aus dem Munde eines ehrenwerthen Bankdirektors vernahm ich die Mißbilligung, sogar in „finanziellen" Berichten kam Tadel zum Durchbruch.

Die österreichische Regierung trabte auf dem abschüssigen Wege weiter. Sie ließ sich verleiten, eine neue Staatsschuld dem mit Schulden überbürdeten Oesterreich aufzuhalsen, welches das Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben seit geraumer Zeit nicht zu erreichen vermochte und sogar vor einigen Jahren einen kleinen Staatsbankerot sich erlaubte, indem sie eigenmächtig die an seine Gläubiger zu zahlenden Zinsen kürzte. Sie that es jetzt, damit auf Börsenpapiere, *für die sonst kein Unterkommen zu finden war*, Geld vorgeschossen werden könne — ein Vorgang, den sich die nach Staatshülfe schreienden Lassalleaner wohl merken werden. Der einsichtsvolle Verfasser des finanziellen Wochenberichtes

---

sich von 1867 an damals um 3253 Millionen Gulden vermehrt, wozu noch in Pest 69 in den Jahren 1868 und 1869 gegründete Aktiengesellschaften mit 982 Millionen Gulden kamen. Welcher *wirkliche* Werth stand diesen Unsummen gegenüber?

im „Leipziger Tageblatte“ (Nr. 323, vierte Beilage) urtheilte darüber: „Für jeden, der das Treiben in Oesterreich kannte, war es unzweifelhaft, daß man damit einen neuen Schwindel zu inauguriren oder den alten zu propagandiren suchen werde.“ Derselbe bezeichnet darauf ein großes Blatt, „welches es sich zur Aufgabe gemacht, durch erfundene Telegramme in Wien den Glauben zu verbreiten, daß auch in Berlin die Staatsregierung nichts Besseres zu thun habe, als der Börse und der Spekulation überhaupt zu Hülfe zu kommen. Man kann sich daher nicht über den Unsinn wundern, welcher in diesen Mittheilungen zu Tage tritt. Für die Wiener, für welche es berechnet, ist es doch gut genug, denkt das Blatt.“ Daß es in Oesterreich auch richtig Denkende gibt, bewiesen in der Reichsrathsverhandlung am 23. November 1873 die Abgeordneten Freiherr von Walterskirchen, Furtmüller, Kronawetter, Schrems, Lienbacher, Fux. Letzterer traf den Nagel auf den Kopf, als er die rechte Staatshülfe als diejenige bezeichnete, welche in der Form des staatsanwaltschaftlichen Einschreitens geschähe, ein Wort, über das die Linke in ihrer Verblendung lachte. Wie viele Direktoren und Verwaltungsräthe sind denn aber zur Verantwortung gezogen worden? Das alte Sprüchwort galt: Kleine Diebe hängt man — große läßt man laufen. Kaum war die Bewilligung im Wege des Gesetzes hastig durchgetrieben, wozu die Abgeordneten aus allen Gegenden zusammengetrommelt und selbst eine Bestimmung der Geschäftsordnung umgangen worden sein soll, die doch grade dazu bestimmt ist betäubende Ueberstürzung fern zu halten, so drängten schon wiener Blätter mit großem Ungestüm den Minister zu schleunigem Auszahlen, andernfalls nehme es „ein Ende mit Schrecken“. Eine chronische Krankheit zieht man der raschen Reinigung vor.

Was fragt man nach Metafysikern, Poeten und sonstigen Schriftstellern, die nichts „Reelles“ vor sich bringen, sondern beständig mit Geldverlegenheiten ringen, was nach den Arbeitern, die ihr mühevolles Tagewerk um kärglichen Lohn verrichten: die Millionärwürde muß respektirt, muß aufrechterhalten und denen, die an der Börse spekulirend ihr Glück suchten, beigesprungen werden auf Unkosten aller übrigen gedrückten Staatsbürger.

Die mächtigen wiener Zeitungen, die Pathen des großen Schwindels, hüllten sich nach dem Ausbruche des Krachs in den Mantel der Unschuld und sagten nun einmal über das andere: „Wir haben es vorausgesagt, wir haben es an Warnungsrufen nicht fehlen lassen.“ Man irrt jedoch schwerlich, wenn man annimmt, daß aus Furcht vor dem Spektakeln der Blätter das Ministerium sich zu dem ersten falschen Beschlusse hinreißen ließ. Nachher raffte es sich und ließ sich nicht weiter fortreißen. Der Finanzminister Freiherr de Pretis erklärte im Mai 1874, er werde nie seine Zustimmung geben, daß das Geld der Steuerträger herangezogen werde, um die Verluste Einzelner zu übertragen, und beharrte allem Stürmen vieler Zeitungen zum Trotz standhaft auf diesem allein richtigen Entschluß. —

Der Krach der Börse war dem wiener Zeitungswesen ersprießlich, obwol vielen Männern der Tagespresse recht übel zu Muthe ward. Die meisten Revolverblätter verendeten, weil nun die Leute rarer wurden, die mit Erpressungen heimzusuchen ihre Besitzer sich noch getrauten; die Kanonenpresse gerieth in's Wanken, weil die großen Zuschüsse der Börsianer, sogar die hochbezahlten Einsendungen der jungen, faulen Gesellschaften ausblieben. Nun muß Bedacht genommen werden auf e i g e n e n Füßen zu stehen und wird hoffentlich vorübergehende Drangsal zum Heil ausschlagen.

Es war hohe Zeit, daß es zu einer Wendung kam. Bereits war das Gründertum in der Presse so arg, daß endlich (5. Januar 1873) selbst die bedächtigen Männer der „Allgemeinen Zeitung“ aufschrieen, und ihre Leser von der „schweren Gefahr“ benachrichtigten, welche, wenn es so weiter gehe und das Zeitungsgeschäft in die Hände von Börsenmännern, Bankinstituten und Gründerkonsortien gerathe, nicht nur der „gesammten ehrlichen Preßindustrie, welche auf die Dauer nicht konkurriren könnte“, sondern auch dem wirthschaftlichen, sozialen und politischen Leben drohe und wie „das öffentliche Gewissen bestochen, verwirrt und vergiftet werden“ würde. „In Berlin (heißt es) schießen die Bank- und Börsenblätter wie Pilze aus dem wohlgedüngten Boden und von den alten Zeitungen sind kaum noch

drei bis vier unabhängig von Bankkonsortien und Börseninstituten. In einer Reihe preußischer Provinzialhauptstädte Königsberg, Breslau, Hannover u. a. sind die bedeutendsten „„liberalen““ Zeitungen in die Hände von Aktiengesellschaften übergegangen. Selbst das größte rheinische Blatt, das erst vor wenigen Wochen zu gerechtem Erstaunen zu seiner Vertretung an der Börse ein industriöses und in seinen Betriebsmitteln nicht sehr wählerisches Annoncenbüreau zugelassen, soll jetzt dem Vernehmen nach im Begriff stehen, seine weitere Verwerthung einem Konsortium anzuvertrauen.“ In Breslau hat sich aus Börsenmännern, Bankiers und Vertretern von Bankinstituten, welche mit politischen und litterarischen Bestrebungen so wenig zu thun haben, wie mit dem Betriebe der Buchdruckerei und des Preßverlagsgewerbes, eine Aktiengesellschaft unter dem Namen „Schlesische Presse“ mit dem ausgesprochenen Zwecke gebildet, in Breslau eine große Zeitung als „Organ für politische, Handels- und gewerbliche Interessen“ herauszugeben, ferner aber „Zeitungen überhaupt herauszugeben und solche Anstalten zu erwerben, welche zum Betriebe des Preßgewerbes gehören“. „Gegenüber solchen Fortschritten des Gründertums in der Tagespresse wird man gestehen müssen, (fährt die A. Z. fort) daß es hoch an der Zeit ist, das deutsche Publikum auf die ihm von dieser Seite drohenden Gefahren aufmerksam zu machen und die Schutzmittel gegen die Schädigung des öffentlichen Urtheils in's Auge zu fassen. Glücklicherweise liegt das wirksamste Gegenmittel schon in der Bekanntschaft mit dem Uebel selbst“. Zu dieser Auslassung der „Allgemeinen Zeitung“ bemerkte der „Volksstaat“: „Neu ist nur der Cynismus, mit dem seit einiger Zeit verfahren wird und der Alles überbietet, was in diesem Punkt je von andern Völkern geleistet worden ist. Die Herren Gründer sind nur schamlos — was sie thun, ist auch vor ihnen gethan worden und war auch vor ihnen nicht Ausnahme, sondern Regel. Das Wuttke'sche Buch, das vor dem Gründungsschwindel geschrieben ward, stellt dies aktenmäßig fest“.

Nicht ich, sondern ein Anderer hat hiermit gesagt, daß bereits vor vielen Jahren versucht worden ist, dem deutschen Volke, auf dessen Bethörung es abgesehen ist, die Augen zu öff-

nen. Es ist blind gegen die Ungebür geblieben und der schlagende Beweis ist damit geliefert worden, daß Aufmerksammachen allein gegen Krebsschäden nicht hilft. —

Gesetzt selbst, daß Manches in diesen Auseinandersetzungen irrig sei, was ich um so unbedenklicher zugestehe, da ich ein zeitgenössisches Bild entrollt habe, mithin keine Belege schwarz auf weiß, wie bei alten Geschichten, zur Grundlage nehmen konnte, sondern angewiesen war auf Zeitungsangaben, die nachzuprüfen mir die Mittel abgehen, auf eigene Erlebnisse und Eindrücke, auf mündliche Mittheilungen glaubwürdiger Männer, auf meine Schlußfolgerungen, in denen ich mich bei dem redlichsten Willen nur Wahres auszusprechen, täuschen kann, gesetzt, daß Einzelnes widerlegt werde, so werden dennoch die Hauptzüge sich nicht verwischen lassen, wie Viele auch den Antrieb haben, sie als falsch zu erklären. Dem wohlgesinnten Leser seien zum Schluß die Fragen zu seiner eigenen Beantwortung vorgelegt: sind dies gesunde Zustände? welche Wirkungen müssen sie ausüben? welche Heilmittel gibt es?

Inhalt.

Druckfehler, welche der Leser nicht sogleich selbst berichtigen kann:

Seite 10 Zeile 5 von unten: Danjon statt Danjou, S. 161 Ueberschrift X statt IX, S. 199 Zeile 2 ausschlagende statt: durchschlagende, S. 227 Natterleg statt: Hattersley, S. 228 Zeile 3, 4 ist in den Ziffern, welche die Neue freie Presse angab, ein Irrtum.

Druck von Sturm und Koppe (A. Dennhardt) in Leipzig.

Wuttke, H., Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758 in Deutschland. Aus dem Nachlasse Johann Ferdinand Huschberg's mit Ergänzungen herausgegeben. Nach bisher unbenutzten Archiven. 1856. Leipzig, A. Lorentz. (Der starke enggedruckte Band enthält grade so viel Text als Ranke's drei Bände preußischer Geschichte; Wuttke's Vorwort und Einleitung, Ergänzungen und Fortsetzung entsprechen dem Umfang eines Bandes des gedachten Ranke'schen Werkes.)

—, **Geschichte Leipzigs und seiner Umgebung** bis zum Ende des XIII. Jahrhunderts. Mit einer Tafel Abbildung. (Abdruck aus dem von Wuttke besorgten I Bande der Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs.)

—, **Die Völkerschlacht bei Leipzig.** 1863. Dritte durchgesehene Auflage. (Mit einer Karte.) Berlin, B. Brigl.

—, **Rede zur Feier der Leipziger Schlacht,** in Leipzig am 16. Oktober 1862 gehalten. (1862) 1863. Leipzig, O. Wigand.

—, **Polen und Deutsche.** Zweite Auflage. (1847) 1848. Leipzig, G. Brauns.

—, **Städtebuch des Landes Posen.** Codex diplomaticus. Allgemeine Geschichte der Städte im Lande Posen. Geschichtliche Nachrichten von 149 einzelnen Städten. 4. 1864. Leipzig, A. Lorentz.

—, Accessiones ad codicem diplomaticum, qui continetur libro Städtebuch &c. (Dekanatsprogramm zu der von Dr. Hankel zum Gedächtniß Ernesti's zu haltenden Rede.) Leipzig, 1866.

—, **Deutschlands Einheit, Reform und Reichstag.** 1848. Leipzig, A. Wienbrack.

—, **Der Stand der deutschen Verfassungsfrage.** 1850. Leipzig, C. W. B. Naumburg.

—, Pro patria! Delegirte, Parlament, Reichsverfassung. 1863. Leipzig, O. Wigand.

—, **Jahrbuch der deutschen Universitäten.** Zwei Bände. 1842. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung.

Ferner:

(—), **Gedenkbuch an Friedrich Schiller.** Am 9. Mai 1855, funfzig Jahre nach dem Tode Schiller's herausgegeben vom Schiller-Verein zu Leipzig. (Eigentum des Schillervereins zu Leipzig. Commissionär Cavael).

—, **Das Schiller-Jubiläum in Leipzig.** Zur bleibenden Erinnerung herausgegeben im Auftrage des Festzugs-Comité's 1860. (Eigentum des Schiller-Vereins in Leipzig. Commissionär Cavael.)

(—), **Denkschrift über das geistige Eigentum.** Nach Beschluß des deutschen Schriftstellertages veröffentlicht. 1866. Leipzig.

(Mit Mosig von Aehrenfeld:) **Paul Joseph Schafarik's Slawische Altertümer.** Zwei Bände. 1843, 1844. Leipzig, W. Engelmann.

Mit H. Brandes:) Collegium beatae Mariae virginis in Universitate Lipsiensi I. Der Zusammenhang der Collegii beatae Mariae virginis mit den Anfängen der Universität Leipzig. Am 2. December 1859. Leipzig, A. Edelmann.

(Mit Fr. Gerstäcker und G. Kühne:) **Album für's Erzgebirge.** Von Mitgliedern des Schriftstellervereines. 1847. Leipzig.

Druck von Sturm und Koppe (A. Dennhardt) in Leipzig.

Wuttke, Heinrich,

Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung
ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens

Leipzig 1875